WILFRED
VON OVEN

WER WAR GOEBBELS?

WILFRED VON OVEN

WER WAR GOEBBELS?

BIOGRAPHIE AUS DER NÄHE

HERBIG

© 1987 by F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung München • Berlin
Alle Rechte Vorbehalten
Umschlaggestaltung: Christel Aumann, München
Satz: Otto Gutfreund, Darmstadt
Gesetzt aus 10/12 Times System 202
Druck und Binden: Ebner Ulm
ISBN 3-7766-1459-5

INHALT

1. Aufbruch ins Verderben 7
2. Hitlers Diotima *23*
3. Zweimal Hochzeit 35
4. Rheydt, Joseph-Goebbels-Straße 156 *47*
5. Die Kraft, die er in seine Worte legt *61*
6. Führer mit und ohne Gänsekiel *74*
7. Siebenter Ring und Drittes Reich *85*
8. Er war so fein... *93*
9. Flammenzeichen *102*
10. Als die Synagogen brannten *114*
11. »... dachte mir: nimm sie dir...« *127*
12. Triumph der Zähigkeit *141*
13. Eine Wiese voll Blumen *148*
14. Ziel in Sicht *153*
15. Aufstieg zum Obersalzberg *159*
16. Von der Opiumhöhle zum Kaiserhof *177*
17. »Die verfluchten Hakenkreuzler« *190*
18. »Bald flattern Hitler-Fahnen über alle Straßen« *206*
19. Hier irrte Goebbels *218*
20. Endspurt zum Dritten Reich *230*
21. »Der Schlimmste von allen« *244*
22. Jetzt wird ausgemistet *258*
23. »Wenn ich Außenminister wäre« *274*
24. Die rechte Hand des Führers *290*
25. Finale furioso *310*

Literatur *327*
Register *329*

1. KAPITEL

Aufbruch ins Verderben

Russische Schlachtflieger kreisten über dem Regierungsviertel von Berlin. Truppen der Roten Armee hatten seit zwei Tagen die Reichshauptstadt praktisch eingeschlossen. Es war Sonntag, der 22. April 1945. Im Haus Hermann-Göring-Straße Nr. 20, der Dienstwohnung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, war bis zum Mittag dieses Tages alles unter den immer schwieriger werdenden Verhältnissen des Kriegsalltages mehr oder weniger im gewohnten Rhythmus verlaufen. Morgens in aller Herrgottsfrühe hatte mich der wachhabende SS-Posten mit den Presse-Telegrammen und Morgenzeitungen geweckt, die für den Minister zu lesen, auszuwählen und zu bearbeiten meine erste Pflicht als sein persönlicher Pressereferent war. Das Frühstück - bestehend aus zwei Scheiben trockenen Graubrotes und einer Kanne Malzkaffee ohne Zucker und Milch - war spartanisch und wenig zeitraubend wie stets. Die sonst übliche anschließende kurze Fahrt mit dem gepanzerten Mercedes ins nahe Ministerium fiel schon aus, seit der alte Schinkelbau (Prinz Leopold- Palais) am Wilhelmplatz, den Goebbels sich bei seiner Berufung ins Kabinett als Amtssitz eingerichtet hatte, am 13. März 1945 von einer britischen Luftmine in einen Trümmerhaufen verwandelt worden war. Günther Schwägermann, SS-Hauptsturmführer und Adjutant des Ministers, und ich, die wir ihn auf Schritt und Tritt tagaus, tagein begleiteten, hatten eigentlich erstmalig an diesem Tag nichts zu tun. Goebbels brauchte uns nicht. Das Getriebe seines Ministeriums war auf Leerlauf geschaltet. Schwägermann und ich baten an diesem Tag, zur Truppe entlassen zu werden. Goebbels lehnte ab. Warum, wurde mir erst später klar. So gingen wir in den Garten, der an diejenigen der anderen Ministerien in der Wilhelmstraße grenzte, und begannen mit unseren Maschinenpistolen auf die relativ niedrig fliegenden Sturmoviks zu schießen. Wir wußten aus unserer Fronterfahrung, daß Schlachtfliegern sogar Infanteriefeuer zwar nicht allzu gefährlich, aber doch lästig ist. Und diese Unbequemlichkeit wenigstens wollten wir den Iwans in der Luft nicht ersparen. Vielleicht haben wir mit

diesem Zeitvertreib sogar dazu beigetragen, daß sich die Zahl der 7500 eingesetzten Flugzeuge um das eine oder andere verringerte. Wir trugen beide Uniform, Schwägermann die der Waffen-SS, ich die des Heeres. Ihm hatte der Frontdienst außer anderen Verwundungen den Verlust eines Auges, mir die Kommandierung als Leutnant der Berichterstaffel z. b. V. des Ob. d. H. zur Dienstleistung als persönlicher Pressereferent bei Dr. Goebbels (seit Mai 1943) eingetragen. Wir wurden gute Kameraden. Jetzt waren wir wieder nur das, als was uns unsere Uniform auswies: Soldaten.

Schon am Vortag (21.4. 45) hatte uns die Front, von der wir Jahre zuvor abkommandiert worden waren, hier im Herzen der Reichshauptstadt eingeholt. Vormittags waren noch die wichtigsten Männer des Propagandaapparates im Filmsaal unseres Wohnhauses (Schwägermann und ich wohnten in der Hermann-Göring-Straße Nr. 20, um stets verfügbar zu sein) zur üblichen (der letzten) Ministerkonferenz erschienen. Sie verlief - im Gegensatz zu anderen Darstellungen - durchaus nicht dramatisch. Mein Tagebuch verzeichnet die routinemäßige Erörterung politischer Tagesfragen durch den »völlig gleichmütig« erscheinenden Chef des Hauses. Hätte er sich erregt, wie wir das so oft bei ihm erlebten, wäre es (wie Hildegard Springer »Es sprach Hans Fritzsche«, Stuttgart 1949 nach dem Krieg von Hans Fritzsche erfahren haben will) dabei zu einem »Ausbruch« gekommen, noch dazu einem von »elementarer Gewalt«, ich hätte es gewiß verzeichnet. Ganz besonders weil das, was er hier in großer Runde gesagt haben soll, nicht bloß all seinen Propagandareden und -Schriften widersprach, sondern auch dem, was er mir und anderen als sein wirkliches Empfinden anvertraut hatte. Das deutsche Volk habe versagt, soll er - nach Springer-Fritzsche - ausgerufen haben, und also das Schicksal verdient, das es jetzt erwarte. Da will der wackere Fritzsche aufgesprungen sein, um ihm ins Wort zu fallen.

Wäre es so gewesen - ich glaube, Goebbels hätte sich selbst gefreut, von den Stützen seines Propagandaapparates endlich einmal etwas anderes als immer nur bedingungslose Zustimmung zu hören. Widerspruch hatte ihn in der Kampfzeit, als der Gegner mindestens so überlegen war wie in unserer jetzt so verzweifelten Situation, stets zu besonderen Leistungen angespornt. Aber ich fürchte, daß dieser dramatische Auftritt, den selbst der offizielle Goebbels-Biograph und -Kommentator Helmut Heiber vom Münchner Institut für Zeitgeschichte für echt nimmt, ein Produkt der Phantasie Hans Fritzsches

ist, nicht nur um sich - auf Kosten seines Chefs - zu rechtfertigen, sondern um auch einen gewissen Nachholbedarf an Haltung zu befriedigen, die er gerade an diesem Tag vermissen ließ.
Goebbels soll - immer nach Fritzsche - abschließend ein Wort an seine hier versammelten engsten Mitarbeiter gerichtet und sie gefragt haben, warum sie sich ihm denn zur Verfügung gestellt hätten. Er habe doch niemand dazu gezwungen. Niemand dürfe sich beklagen, wenn ihm jetzt dafür »das Hälschen durchgeschnitten« werde. Das war ein Ausdruck aus seinem ureigensten Sprachschatz. Er mag ihn auch an diesem Tag und in diesem Zusammenhang gebraucht haben. Einer Eintragung in mein Tagebuch habe ich ihn nicht für wert befunden.
Als es nach der genannten Besprechung um 12.15 Uhr wirklich krachte, bot sich ein bei aller Dramatik des Geschehens beinahe groteskes Bild. »Der lange Fritzsche« heißt es in meiner Original-Tagebuchaufzeichnung wörtlich, »kriecht auf allen Vieren auf dem Teppich herum und sucht schließlich unter einer Bank Deckung.« Was ihn derartig außer Fassung gebracht hatte, war keine Fliegerbombe, wie sie schon längst zum Kriegsalltag der Reichshauptstadt gehörte, sondern ein Artillerieeinschlag, der ohne Vorwarnung oder Alarm erfolgte und zwar in einer Entfernung von nur etwa hundert Metern. Weitere folgten in wechselnder Entfernung und unregelmäßigen Abständen. Die Sowjets hatten begonnen, das Berliner Regierungsviertel unter Feuer zu nehmen. Es war, wie sich später herausstellte, eine Batterie mittleren Kalibers, die bei Marzahn, nur zwölf Kilometer vom Stadtkern Berlins entfernt, in Stellung gegangen war. Der Wehrmachtbericht stellte lediglich fest: »Östlich und nördlich Berlins schob sich der Feind in schweren Kämpfen bis an die äußere Verteidigungszone der Reichshauptstadt heran. In der Linie Lichtenberg - Niederschönhausen - Frohnau wird erbittert gekämpft.« Lichtenberg war der Bezirk, der mir als örtlichem Berichterstatter des »Berliner Lokal-Anzeiger« (Scherl) zugeteilt war. Jetzt hätte ich meine Kriegsberichterstattung dort ausüben können. Sogar die normalen Verkehrsmittel fuhren an diesem Tage noch. Mit der Straßenbahn an die Front.
Die Sowjets waren am Ziel. Aber sie erreichten es verspätet. Nach Stalins Befehl sollte die rote Fahne mit Hammer und Sichel spätestens am 20. April, Hitlers 56. Geburtstag, über der Reichskanzlei wehen. Dafür hätten nach den Plänen des sowjetischen Generalstabs

fünf Kampftage voll und ganz genügen müssen. Die wenig mehr als fünfzig Kilometer von den Oderbrückenköpfen nördlich Frankfurt bis Berlin hätten für Marschall Schukows voll motorisierte Armeen auch gegenüber stärkeren Kräften leicht zu schaffen sein müssen, als sie die im Berliner Raum stehenden kümmerlichen Reste der Wehrmacht darstellten. Zwischen Stettin und Görlitz waren auf einer Breite von 250 Kilometern Stalins beste Heeresgruppen (Fronten) aufmarschiert: die 1. Weißrussische unter Schukow gegenüber Berlin, die 2. Weißrussische (Rokossowski) nördlich davon und im Süden die 1. Ukrainische (Konjew). Insgesamt waren es 2,5 Millionen Soldaten (fast zwei Drittel davon Kampftruppen), zehn auf jeden Meter Frontlänge, unterstützt von 6250 Panzern, 7500 Flugzeugen und 41600 Geschützen. Die Verteidigung lag bei der Heeresgruppe Weichsel (Generaloberst Heinrici), deren drei Armeen mit 25 Divisionen eine Sollstärke von rund 500000 Mann hätten haben müssen. Tatsächlich waren es höchstens halb soviel. Das Zahlenverhältnis zwischen sowjetischen und deutschen Truppen betrug also 10:1. Im Kriegsmaterial (Panzer, Artillerie, Flugzeuge) waren die Sowjets noch drückender überlegen.

Um 3.50 Uhr am 16. April hatte das Trommelfeuer aus 40000 Rohren begonnen, unter dem sich diese gewaltige sowjetische Kampfmaschine in Bewegung setzte. Aber ihr Angriff schlug nicht durch. Weder am ersten noch am zweiten Kampftag wurden größere Erfolge erzielt. Nur Schritt für Schritt und unter schwersten Verlusten kamen die Angreifer vorwärts. Stalins Schlachtplan wurde über den Haufen geworfen. Schukows Heeresgruppe allein schaffte es offenbar nicht. So mußten auch die beiden anderen, Rokossowski und Konjew, deren Angriffsziele ursprünglich Mecklenburg und die Elbe gewesen waren, auf Berlin angesetzt werden. Sie gaben schließlich den Ausschlag. Aber fast jeder fünfte Angreifer kehrte nicht in die Heimat zurück. Das sowjetische Oberkommando brauchte beinahe zwei Jahrzehnte zu dem offiziellen Eingeständnis, daß die 1.593700 Mann Kampftruppen der zur Eroberung Berlins eingesetzten drei Heeresgruppen in der Zeit vom 16. April bis zum 8. Mai 1945 Verluste an Gefallenen, Verwundeten und Vermißten in Höhe von 304887 Mann hatten (dazu 2156 Panzer und Selbstfahrlafetten, 1220 Geschütze und Granatwerfer und 527 Flugzeuge). Diese ungewöhnlich hohen Verluste wurden durch »die langjährige faschistische Propaganda« erklärt. Der für sie verantwortliche deutsche Minister hätte seine damit sogar

vom Feind anerkannte Leistung selber herabgesetzt, hätte er - nach Fritzsches angeblicher Behauptung - in der letzten Ministerkonferenz »gegen das gesamte deutsche Volk vom Leder gezogen«, wie Heiber das formulierte. Das Gegenteil ist richtig.

Als am 21. April mit dem ersten sowjetischen Artillerieüberfall auf das Regierungsviertel Berlins der heiße Atem der Front hier unmittelbar zu spüren war, hielt Goebbels seine lange und sorgfältig vorbereitete sogenannte »Ernstfallrede«. Die Aufnahme wurde in meinem Arbeitsraum gemacht, der unmittelbar neben dem des Ministers lag und mit diesem durch eine schalldichte Doppeltür verbunden war. Dr. Goebbels setzte sich an meinen Schreibtisch, auf dem ich von den Rundfunktechnikern das Mikrofon hatte aufbauen lassen. Die Aufnahme, die noch am gleichen Tag mehrmals über den Berliner Drahtfunk gesendet wurde, bekam eine sehr realistische und keineswegs »organisierte« Geräuschkulisse dadurch, daß sie von einem Artillerieeinschlag im Garten unseres Flauses akustisch begleitet wurde. Als wir das Tonband nachher abhörten, war die Detonation deutlich zu vernehmen. Goebbels aber hatte sich in seinem Vortrag nicht unterbrechen lassen, obwohl die Fenster ins Zimmer gedrückt worden waren und meinen Schreibtisch mit Splittern übersät hatten. Er schüttelte sie nur vom Manuskript und fuhr mit dessen Verlesung fort, als sei nichts geschehen.

Ihm war - wie wohl uns allen - klar, daß es jetzt nur noch ums nackte Leben ging. Schneller als erwartet war der Fall eingetreten, den er in seiner letzten großen Rundfunkrede (am 28.2. 45) zumindest als Möglichkeit erwähnt hatte, nachdem die Sowjets durch ihre Großoffensive aus dem Baranow-Brückenkopf heraus am 12. Januar ganz Ostdeutschland erobern und in die Ausgangsstellungen an Oder und Neiße gelangen konnten, von denen aus sie ihren jetzigen letzten Schlag gegen die Reichshauptstadt führten. Er hatte davon gesprochen, daß die Göttin der Geschichte zur Hure werden und uns »am Ende den Sieg« versagen könne, was ein Leben bedeuten würde, das »schlimmer wäre als die Hölle« und das er »nicht mehr für wert hielte, gelebt zu werden, weder für mich noch für meine Kinder noch für die alle, die ich liebte und mit denen ich so viele reiche Jahre hindurch für ein besseres und edleres Menschendasein gekämpft habe«.

Wenige Tage zuvor (am 24. 2. 45) war es in unserem Haus, wo Goebbels dem ausgebombten und von ihm außerordentlich geschätz-

ten Reichsarbeitsführer Konstantin Hierl eine kleine Feier zu dessen 70. Geburtstag ausgerichtet hatte, zu einem vertrauten Gespräch mit dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler gekommen, das ich teilweise mit anhören konnte und dessen Inhalt Goebbels bei seinen langen Tisch-Monologen in allen Einzelheiten gewissermaßen nochmals durchdachte. Es war von der gleichen Möglichkeit die Rede, die der Minister vier Tage darauf in seiner Rundfunkansprache erwähnte. Himmler wollte wissen, ob Goebbels an die Möglichkeit glaube, einen militärisch verlorenen Krieg auf andere Weise zwar vielleicht nicht mehr zu gewinnen, aber doch zu einem glimpflichen Ausgang zu bringen, das heißt, wie Goebbels sich ausdrückte, »noch eine gewisse Substanz des deutschen Volkes zu retten«.

Er bejahte Himmlers Frage zurückhaltend. Wenn eine solche Chance noch bestehe, dann nur dadurch, daß wir die Westalliierten jetzt nach Deutschland hereinließen. »Wir haben bisher gehofft«, sagte er nach meiner Tagebuchaufzeichnung vom nächsten Tag wörtlich, »sie würden uns gegen die Bolschewisten zu Hilfe holen. Sie haben das gegen alle Vernunft nicht getan. Darum müssen wir jetzt *sie* gegen die Bolschewisten zu Hilfe holen...«

Die beiden Gesprächspartner dieses Abends versuchten, eine solche Lösung herbeizuführen. Himmler tat es, wie man weiß, über Schweden und hinter Hitlers Rücken. Goebbels erklärte sich gegenüber Himmler bereit, Verbindung mit den Westmächten aufzunehmen, aber nur, »wenn mir der Führer den Auftag dazu geben würde«. Und er erinnerte Himmler daran, daß Hitler ja »leider« nicht dazu bereit sei und »augenblicklich lieber die Russen als die Westmächte hereinlassen will«.

Inzwischen, am 21. April, stand man dem »Ernstfall« gegenüber. Unter direktem Artilleriebeschuß der Roten Armee in der von ihm für den Nationalsozialismus eroberten Reichshauptstadt entsprang diesem Feuerkopf eine verzweifelte Idee, die sich auf der Linie des Gespräches mit Himmler bewegte. Er besprach sie mit seinem intimsten Vertrauten und Berater, Staatssekretär Werner Naumann, kaum daß die Aufnahme der »Ernstfallrede« beendet war. Die sonst so strenge Ordnung des Dienstbetriebes war längst durchbrochen. Die Doppeltür zwischen seinem und meinem Arbeitszimmer blieb offen, als er sich aus meinem Schreibtischsessel erhoben hatte und mit Naumann nach nebenan gegangen war, während bei mir die Rundfunktechniker ihre Apparaturen und Kabel abbauten.

Goebbels und Naumann flüsterten, so daß ich von ihrem langen Gespräch kein Wort verstand. Aber zum Abschluß, als es bei mir ruhig geworden und ich wieder allein geblieben war, hörte ich den Minister ganz deutlich und klar sagen: »Wir wollen doch mal sehen, ob uns die Amerikaner unter diesen Umständen in den Hintern schießen« (so steht's in meinem Tagebuch, wobei ich nicht ganz sicher bin, ob Goebbels nicht statt des vorletzten Wortes ein deftigeres gebraucht hat - er verschmähte es nicht, so kultiviert er sich auch, nicht bloß in der Schriftsprache, auszudrücken wußte). Sofort danach ließ Naumann seinen Minister für den gleichen Abend um 20 Uhr bei Hitler anmelden. Es wurde eine dreistündige Unterredung zum größten Teil unter vier Augen.

Er wollte Hitler für seinen im Gespräch mit Himmler entstandenen und mit Naumann im Detail festgelegten Plan zu gewinnen versuchen. An diesem Abend gelang ihm das offenbar nicht. Denn am nächsten Tag, Sonntag, dem 22. April 1945, wurde er samt Familie zu dem vorgesehenen Gruppenselbstmord, an dem auch ich teilzunehmen erwartet hatte, befohlen. Noch in der Nacht zum 21. April hatte Botschafter Walther Hewel, der Hitlers Schicksal schon nach dessen Putsch von 1923 als Häftling in Landsberg geteilt hatte und der ihm auch später, am 30. April 1945, in den Freitod folgte, als ständiger Vertreter Ribbentrops im FHQ an diesen die Aufforderung gerichtet: »Es ist fünf Sekunden vor 12 Uhr. Wenn Sie mit Politik noch irgend etwas ausrichten wollen, dann ist es allerhöchste Zeit.«

Der dieses wörtliche Zitat als einziger Zeuge im Besprechungsraum des Bunkers der Reichskanzlei gehört haben will, ist ein »älterer Generalstabsoffizier«, der in den letzten Tagen des Krieges »öfters Teilnehmer an den Lagebesprechungen im Führerbunker der Reichskanzlei« war und in den ersten Monaten seiner Kriegsgefangenschaft darüber Aufzeichnungen (121 Seiten) machte. Er stellte sie dem Historiker Percy E. Schramm (1897-1970) zur Verfügung, der sie für seine Erläuterungen zum Kriegstagebuch des OKW (Wehrmachtführungsstab) verwendete, leider ohne den Namen oder sonstige Anhaltspunkte über die Identität seines Gewährsmannes zu nennen. Auf Hewels Bemerkung habe Hitler »mit leiser, völlig veränderter Stimme« geantwortet, »während er langsam, müde und schleppend den Raum verließ: >Politik? Ich mache keine Politik mehr.<«

Er machte doch. Aber erst unter dem Einfluß seines Propagandaministers, als dieser am 22. April 1945 mit seiner ganzen Familie in den

Führerbunker übergesiedelt war, um dort mit dem Hausherrn und dessen engsten Angehörigen Selbstmord zu begehen. Jetzt endlich konnte er - in ständiger hautnaher Fühlung mit Hitler - den Isolierring durchbrechen, der von Bormann um jenen gelegt worden war. Natürlich war es - wie bei seiner endlichen Ernennung zum »Generalbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz« nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 - viel zu spät. Aber daß es überhaupt dazu kam, gab Joseph Goebbels die Berechtigung, an die Richtigkeit seiner Überzeugungen und an die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu glauben, wäre diese nicht schließlich an der Übermacht der gegnerischen Kräfte im eigenen Lager gescheitert.

Während er an diesem Abend zusammen mit Naumann im Führerbunker war, um Hitler - zunächst vergebens - von einem letzten Versuch zu einer politischen Beendigung dieses Krieges zu überzeugen, bekam ich in meinem Arbeitszimmer den unerwarteten Besuch von Magda Goebbels. Sie hatte offenbar das Bedürfnis, sich mit irgend jemand, der nicht ihr Zimmer- oder Kindermädchen war (Mutter und Schwägerin, ihre intimsten Vertrauten, hatten bereits das Weite gesucht und überlebten das Dritte Reich und seinen Propagandaminister). Karl Hanke, der ehemalige Staatssekretär ihres Mannes und spätere Gauleiter von Breslau, mit dem sie sich fraglos getröstet hatte, als ihr Mann sie mit Lida Baarova betrog, kämpfte in Breslau. Werner Naumann, sein Nachfolger, dem eine ähnliche Funktion in späteren Jahren - meines Erachtens unberechtigt - nachgesagt wurde, war an diesem Abend, da mit Goebbels im Führerbunker, nicht verfügbar. Adjutant Schwägermann schließlich widmete sich wie in jedem freien Augenblick, den ihm die Abwesenheit seines Ministers verschaffte, seiner Braut.

Ich kann nicht leugnen, daß mich Magda Goebbels auch als Frau faszinierte, obwohl unser Altersunterschied beträchtlich war (sie damals 41, ich 31). Während der zwei Jahre unseres Zusammenlebens im gleichen Haushalt hatte sie mich stets mit gleichbleibender zurückhaltender Liebenswürdigkeit behandelt, ohne je die »Chefin« herauszukehren oder mit ihren fraglos vorhandenen Reizen zu kokettieren. Sie wußte, daß meine Frau mit unseren beiden Söhnen von 7 und 4 Jahren nach Ostpommern evakuiert und dort beim Bau von Schützen- und Panzergräben mit der Schaufel in der Hand eingesetzt worden war (was jedoch den Vormarsch der Roten Armee nicht aufhalten konnte, so daß sie schon bald nach Oldenburg i. O. weiter-

flüchten mußte, wo sie sich damals unter prekären Verhältnissen befand). Frau Goebbels erkundigte sich jetzt nach dem Ergehen meiner Familie, obwohl sie im Augenblick wahrlich andere Sorgen drückten. Ich hatte sie seit längerer Zeit nicht mehr gesehen.
Sie war erst vor wenigen Tagen mit ihrer Mutter, der geschiedenen Frau Friedländer, die seit der Hochzeit ihrer Tochter mit Goebbels ihren Mädchennamen Behrend wieder angenommen hatte, und den sechs Kindern samt Kindermädchen endgültig aus dem Goebbelsschen Privatbesitz auf der Havelinsel Schwanenwerder in die Ministerdienstwohnung am Brandenburger Tor umgezogen. Schwanenwerder, wo außer der Familie Goebbels nur noch eine Handvoll Millionäre ihre Häuser hatten, wurde merkwürdigerweise von den Alliierten nie bombardiert, auch nicht in diesen allerletzten und schrecklichen Tagen des Krieges. Aber Goebbels wollte die Seinen jetzt unmitelbar bei sich haben, auch wenn er dafür die Anwesenheit der Schwiegermutter in Kauf nehmen mußte. Den Kindern fiel der Abschied von dem kleinen Paradies, in dem sie aufgewachsen waren, und das sich gerade jetzt in seinem schönsten Frühlingskleid zeigte, nicht leicht. Aber, so erklärte Frau Goebbels, die Aussicht, den Vater und den »Onkel Führer« jetzt öfter zu sehen, habe sie getröstet. Der Krieg war bisher an ihnen ohne allzu schmerzliche Eindrücke vorübergegangen. Von den furchtbaren Bombennächten, unter denen Millionen Berliner zu leiden hatten, war ihnen nur ein schwacher Abglanz ins Bewußtsein gedrungen. Natürlich mußten auch sie bei Fliegeralarm in den Schutzraum. Natürlich hörten auch sie das Bellen der Flakgeschütze und das Detonieren der Bomben. Natürlich sahen sie von fern den Flammenschein der brennenden Stadt. Aber sie blieben doch selbst von dem unmittelbaren Grauen der nackten Lebensangst verschont. Das war auch der Grund gewesen, warum die Familie Goebbels so lange wie möglich auf ihrem Landsitz Lanke im Norden Berlins geblieben war, dem »Haus am Bogensee«, wie es etwas untertrieben genannt wurde. Dort gingen die älteren Kinder in die Dorfschule, dort lebte auch die Mutter mit den kleineren, dort zog auch die ungeliebte und als durchaus lästig empfundene Schwiegermutter hin, seit die Alliierten ihren Bombenterror auch auf die Reichshauptstadt ausgedehnt hatten.
Erst Ende Januar 1945, als der Sturm der Roten Armee auf das Herz des Reiches begonnen und dessen Zusammenbruch eingeleitet hatte, verlegte die Familie Goebbels ihren ständigen Aufenthalt nach

Schwanenwerder. Damals hatte ich das letzte intensive Gespräch mit Magda Goebbels, bei dem die jetzt noch viel akuter gewordene Frage ihres und ihrer Kinder persönlichen Schicksals im Mittelpunkt stand. Ich entsinne mich seiner, als hätte es erst eben und nicht schon vor mehr als 40 Jahren stattgefunden. Der Minister war dabei. Mein Tagebuch verzeichnet es unter dem Datum des 21. Januar 1945, mit wenigen Sätzen, da es damals so viel festzuhalten galt, was man für wichtiger hielt (und was dann viel besser und genauer in den offiziellen Kriegstagebüchern verzeichnet wurde).

Wir saßen am flackernden Kaminfeuer. Die Kinder waren zu Bett gebracht. Goebbels war von Naumann telefonisch über die Abendlage unterrichtet worden. Sie war nicht ermutigend, ja eigentlich niederschmetternd. Im Lagebuch des OKW heißt es für diesen Tag u.a.: »Aus dem Raum der unteren Weichsel Nachrichten, die z. T. alarmierend sein werden.« Sie wurden es. Denn die nüchtern ver- zeichneten militärischen Vorgänge lösten katastrophale Folgen aus. Die von den Sowjets siegestrunken begangenen unvorstellbaren Greuel verursachten - beabsichtigt oder nicht - Panik. Millionen- Trecks setzten sich in Bewegung. Ratlose Gauleiter der betroffenen oder bedrohten Gebiete erbaten Hilfe, Beistand, Weisungen. Und alle wandten sich an den kleinen Goebbels, weil dieser doch seit dem 20. Juli 1944 Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz und offenbar der einzige Mann in der deutschen Führung war, auf den man sich noch verlassen konnte.

Ich sehe den Doktor noch vor mir, wie er an diesem Abend in seinem Sessel vor dem Kamin hockte, vornüber gebeugt, den Kopf in die Hände gestützt und sich die Haare raufend. »Zu spät, zu spät, zu spät!« Immer wieder rief er es aus. Er klagte sich und andere an - ja, auch Hitler selbst, obwohl er dessen Namen nicht nannte nicht rechtzeitig genug alles getan zu haben, um den gewissen Sieg zu sichern. In einer Pause der endlosen Beschuldigungen, während der Goebbels in die zuckenden Flammen starrte, seufzte seine Frau tief, wischte sich über die rotgeränderten Augen und sagte: »Als Hilde (die Zweitälteste Tochter, damals noch nicht elf Jahre alt) mir heute gute Nacht sagte, legte sie mir die Arme um den Hals und flüsterte mir ins Ohr: >Ist es denn so schlimm, Mutti, daß ihr soviel seufzen müßt?< Natürlich wissen sie nicht, wie es um uns steht, aber sie ahnen es.«

Goebbels nickte bloß, ohne seine Frau zu unterbrechen. »Wenn unser

Staat«, fuhr sie fort, »jetzt in die Brüche geht, dann ist es auch aus mit uns. Wir haben schon längst mit dem Leben abgeschlossen (Januar 1945!). Für das nationalsozialistische Deutschland haben wir gelebt, mit ihm werden wir auch sterben! Der Gedanke ist mir ganz vertraut und hat nichts Schreckliches für mich.«

Was Magda Goebbels da gesagt hatte, deckte sich voll und ganz mit dem, was sie ihrem ältesten Sohn Harald (Quandt) in dem Brief schrieb, den Hanna Reitsch noch am 28. April aus der Berliner Reichskanzlei herausflog.

In das jetzt eingetretene Schweigen des Ehepaares, das nur von dem Prasseln des Kaminfeuers begleitet wurde, platzte ich mit der Frage: »Und die Kinder?«

Goebbels überließ die Antwort seiner Frau. Über diese Frage komme sie einstweilen noch nicht hinweg, meinte sie zögernd: »Gewiß sagt mir die Vernunft, daß ich sie nicht einer Zukunft überlassen darf, in der sie als unsere Kinder der jüdischen Rachsucht schütz- und rechtlos ausgeliefert wären.« Aber wenn sie sie hier im Park und am See, im Schnee und auf dem Eis herumtollen sehe, sei es für sie einfach undenkbar, eines Tages vor der Notwendigkeit zu stehen, die Konsequenz aus allen vernunftmäßigen Überlegungen ziehen zu müssen. »Nein, nein, nein», schüttelte sie den Kopf und blieb, diesen in die Arme gestützt, vor dem Feuer in ähnlicher Haltung wie ihr Mann, während ich mir als Dritter dieser ungewöhnlichen Gesprächsrunde bei aller Sympathie, die mich mit diesen beiden Menschen verband, recht überflüssig und beinahe etwas deplaziert vorkam.

Hatte Goebbels ganz vergessen, daß ich dabei war? Oder sprach er auch jetzt für die Nachwelt? Ich glaube kaum. Er wandte sich direkt an seine Frau, mit der ihn in diesen letzten Wochen und Monaten ihres Lebens ein Vertrauens- und - ja auch das - Liebesverhältnis wie in den ganzen zwölf Jahren ihrer bisherigen Ehe nicht mehr, verband. »Weißt du, Süßing«, sagte er, »man muß sich in verzweifelten Situationen wie dieser auf den Standpunkt Friedrichs des Großen stellen, der sich in Gedanken auf einen fernen Stern versetzte, von dem aus die Ereignisse auf unserem kleinen Planeten, so ungeheuer wichtig sie uns selbst erscheinen, ganz unbedeutend wirken.«

Pause. Prasselnd flog ein Funke gegen das schützende Gitter. »Du magst recht haben«, sagte Magda nachdenklich, »aber Friedrich der Große hatte keine Kinder.«

Auch Hitler hatte keine.

Magda Goebbels aber hatte sieben Kinder. Es wären neun gewesen, hätte sie nicht zwei Fehlgeburten gehabt. Als ihr jüngstes Kind (Heide, am 29. Oktober 1940) geboren wurde, war die Mutter noch keine 39 Jahre alt, eine selbst im geburtenfreudigen Dritten Reich Achtung gebietende Leistung. Dabei kamen ihre beiden ersten Kinder schon in der Weimarer Republik zur Welt, Harald aus der Ehe mit Günther Quandt, schon am 1. November 1921 und Helga, die älteste (und liebste) Goebbels-Tochter, am 1. September 1932. Ein weiteres Mädchen, Hilde, folgte am 13. April 1934. Am 2. Oktober 1935 wurde der sehnlich erwartete Stammhalter der Familie, Helmut, geboren, auch er - wie die beiden älteren Schwestern - dunkelhaarig und auch sonst äußerlich mehr dem Vater ähnelnd, während die drei Jüngsten, Holde (19. Februar 1937), Hedda (5. Mai 1938) und Heide, hellblond wie die Mutter waren.

Warum die Namen aller ihrer Kinder mit H anfangen, ist ungeklärt. Die oft gehörte Vermutung, das habe etwas mit H von Hitler zu tun, ist schon deswegen abwegig, weil das H ja bereits bei dem Sohn Harald aus erster Ehe auftaucht, bei dessen Geburt im Jahr 1921 der Name Hitler selbst in München nur einem ganz kleinen Kreis (und gewiß nicht dem allerbesten) vertraut oder auch nur bekannt war. Magdas Namensgebung mit irgendwelchen kabbalistischen oder anderen Geheimlehren zu erklären, halte ich ebenso für verfehlt. Es dürfte eine phonetische Liebhaberei der jungen Mutter, der Einfall eines Augenblicks gewesen sein, der aus der ersten in die zweite Ehe übernommen und schließlich beibehalten wurde.

Ich habe darüber mit ihr sowenig gesprochen wie über gewisse Sympathien für die Lehren Buddhas, die ihr (besonders von Hans- Otto Meissner* nachgesagt und zur Erklärung ihres Entschlusses, die Kinder zu töten, herangezogen werden. Daß sie sich schon in ihren Reifejahren und während ihrer ersten Ehe intensiv mit dem Buddhismus beschäftigt hat, steht außer Frage. Auch Goebbels wußte davon. Natürlich mußte die - wie Goebbels - streng katholisch erzogene Magda, die darauf bestand, mit ihm protestantisch getraut zu werden, sich mit den Mängeln der beiden christlichen Bekenntnisse auseinandersetzen. Sie fand dabei in Buddhas Lehren, besonders dem Karma, manch Zusagendes, ohne sich jedoch - wie Goebbels selbst - dazu entschließen zu können, die Konfession zu wechseln.

* Magda Goebbels/Ein Lebensbild, München 1978

Magda Goebbels sprach an diesem langen Abend des 21. Januar 1945, der nur durch wenige Telefonanrufe unterbrochen wurde, denn auch mit keinem Wort von Seelenwanderung und Reinkarnation, dagegen viel von sehr realistischen und durchaus politischen Dingen. Der »geniale Plan« ihres Mannes, wie sie den letzten Versuch nannte, eine politische Lösung des definitiv verlorenen Krieges in letzter Minute herbeizuführen, war der wichtigste Ausgangspunkt unseres Gespräches. Ich erinnerte sie an unsere letzte Unterhaltung vor dem Kamin in Lanke und an die Worte ihres Mannes, die sie bestimmten. »Zu spät, zu spät, zu spät...«

Sie widersprach mir nicht. Sie war - wie er - davon überzeugt, daß alles, so verzweifelt und aussichtslos es auch erschien, versucht werden müßte. Aber sie war selbst nicht von dem Erfolg überzeugt. Darum stand ihr Entschluß fest, ihrem Mann bei einem Mißlingen des letzten Rettungsversuches in den Tod zu folgen und die Kinder dabei mitzunehmen. Bei früheren Erörterungen dieses Themas hatte es immer Tränen gegeben. Heute weinte Magda Goebbels nicht. Sie sprach auch nicht von Unschuld der Kinder oder Schuld der Eltern, aber viel von jüdischer Rachsucht und Vergeltung für den ersten und bisher einzigen Veruch des deutschen Volkes, sich aus der jüdischen Vorherrschaft zu befreien. Wenn er, wie es den Anschein habe, gescheitert sei, gäbe es für ihren Mann und sie und damit auch für ihre Kinder keinen Platz mehr in diesem Leben.

Der nächste Tag, Sonntag', der 22. April 1945, wurde turbulent. Die Lagebesprechung am frühen Nachmittag ergab ein trostloses Bild, nahezu die Gewißheit des kurz bevorstehenden Verderbens. Goebbels, der am Abend zuvor Hitler die Möglichkeit einer politischen Lösung suggeriert hatte, wurde mit seiner ganzen Familie in den Bunker der Reichskanzlei zitiert. Nachtzeug für die Kinder? Nicht nötig. »Wir müssen uns alle vergiften.« Das waren die letzten Worte, die ich an diesem Nachmittag von Magda Goebbels hörte. Sie war physisch und psychisch in einem beklagenswerten Zustand. Es gab keine großen Worte oder Gesten. Ich glaube, daß sie mir in der Aufregung nicht einmal mehr die Hand reichte. Mit einer Gebärde der Verzweiflung hob sie nur die Arme, wandte sich um und verschwand schnellen Schrittes. Ich sah sie nie wieder.

Es muß fast im gleichen Augenblick gewesen sein, nämlich unmittelbar nach dem Telefongespräch, das Hitler im Anschluß an die abgebrochene Lagebesprechung mit Goebbels führte, daß nur ein paar

hundert Meter weiter, im Bunker der Reichskanzlei, der Hausherr an seinen Nachttisch trat, ihm die Pistole entnahm, die dort (geladen und gesichert) stets bereit lag, und sie in die Tasche steckte. Mit dem Durchbruch der Sowjets an der Schönhauser Allee im Osten Berlins schien das Ende des Dritten Reiches nur noch eine Frage von Stunden zu sein. Ich verdanke die Mitteilung dieser und anderer bezeichnender Einzelheiten vom Ende im Führerbunker dem letzten persönlichen Adjutanten Hitlers, SS-Sturmbannführer (Major) Otto Günsche, der bis zum Tod seines Chefs an dessen Seite gestanden und seine Leiche verbrannt hat. Er geriet in sowjetische Gefangenschaft, überlebte die schrecklichsten Vernehmungen in der Lubjanka und gehörte zu den Gefangenen, die aufgrund der Intervention Adenauers in Moskau ihre Freiheit zurückerlangten. Beim Transport durch den sowjetisch besetzten Teil Deutschlands wurde er erneut verhaftet und in Bautzen inhaftiert. Erst 1956 entließ man ihn nach dem Tod seiner Frau in den Westen.

Günsche hat - nach einer besonders schlechten Erfahrung - kein Interview mehr gegeben und keine Zeile seiner Erinnerungen aus Hitlers engster Umgebung veröffentlicht. Was er mir anvertraute und in diesem Buch zu verwenden mich ermächtigte, sind Fakten der Zeitgeschichte, die bisher unbekannt waren.

Auch mein Abschied von Goebbels selbst war kurz und formlos. Noch vor dem von allen Anzeichen äußerster Erregung begleiteten Auftritt seiner Frau hatte im Ministervorzimmer der Hermann-Göring-Straße Nr. 20 die Klingel geschnarrt, mit der Goebbels den Adjutanten oder mich zu sich zu rufen pflegte. Ein einmaliger Druck auf den Knopf war für Schwägermann bestimmt, ein zweimaliger für mich. Wenn einer von uns gerade nicht anwesend war, ging der andere statt seiner mit einer entsprechenden Erklärung zum Minister. Ich wartete einen Augenblick auf das zweite Klingelzeichen. Es blieb aus. Goebbels wollte also Schwägermann sehen. Der hatte sich »für ein Viertelstündchen« entschuldigt. Sicherlich bedurfte seine Braut in diesen wirren Stunden seines Beistandes.

Der Minister nahm es unwirsch zur Kenntnis. Kurzes Fingertrommeln auf der Schreibtischplatte. »Dann veranlassen Sie bitte alles Notwendige.« So knapp wie möglich erklärte er den soeben erhaltenen Führerbefehl, sich mit Familie und engsten Mitarbeitern sofort in den Bunker der Reichskanzlei zu begeben. Zu welchem Zweck, brauchte nicht erwähnt zu werden. Das Ende des Dritten Reiches

und damit unser aller Tod stand offenbar unmittelbar bevor. Ich notierte die Weisungen, die ich jetzt bekam, wie stets in eines jener dickleibigen, in Halbleinen gebundenen Notizbücher vom Format DIN A5, wie wir sie stets bei uns zu führen hatten (ich benutzte ein solches auch - separat - für meine Tagebuchaufzeichnungen, weil das selbst dem Mißtrauischsten nicht verdächtig Vorkommen konnte). Wegen des im Bunker immer knapper werdenden Platzes, erklärte Goebbels, dürfe er außer Frau und Kindern nur vier unentbehrliche Begleiter mitbringen. Das sollten sein: Naumann (Staatssekretär), Schwägermann (Adjutant), Eckhold (Führer des SS-Begleitkommandos) und Rach (Kraftfahrer). Und ich? Ich mußte die Frage gewaltsam zurückdrängen. In unserer kleinen Gemeinschaft, die wir im Hause Goebbels auf immer engerem Raum zusammenlebten, war in den letzten Monaten zwar nicht ständig, aber doch oft und deutlich genug von dem gemeinsamen Schicksal gesprochen worden, das uns alle bei einem endgültigen Verlust des Krieges erwartete. Ich hatte wie in den aussichtslosesten Situationen an der Front nie den Glauben an meinen guten Stern verloren. Er hatte bisher nie getrogen. Aber seit den ersten Tagen dieses Jahres, als es klar wurde, daß unsere Ardennen-Offensive trotz glänzender Anfangserfolge und der daran geknüpften großen Hoffnungen fehlgeschlagen war, hatte sich um die Goebbels-Familie im weiteren Sinn, der ich mich zurechnen zu dürfen glaubte, immer enger die düstere Gewißheit des unausweichlichen Verhängnisses geschlossen.

Nun war es soweit. Der letzte Schritt mußte getan werden. Und mich hatte das Schicksal dazu ausersehen, seine technische Durchführung einzuleiten. Das war nichts anderes als ein auszuführender Befehl. Ich trug die Uniform des Heeres. Ich war dem Oberbefehlshaber des Heeres unmittelbar unterstellt und von diesem seit zwei Jahren nur zu Goebbels abkommandiert. Aber ich hatte mich mit der mir zunächst völlig fremden Umgebung - ich gehörte ja nicht einmal der Partei oder irgendeiner ihrer Gliederungen an - so vollständig identifiziert, daß ich mir als ein nicht herauslösbarer Bestandteil derselben vorkam. Und nun sollte ich plötzlich gar nicht dazugehören? Das gab schon einen Stich. Andererseits habe ich nie die Auffassung der napoleonischen Grenadiere in Heines Ballade geteilt: »Was schert mich Weib, was schert mich Kind! Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind...«

Bei aller Pflichterfüllung als Soldat war mir das Schicksal von Frau

und Kindern nie gleichgültig gewesen. Und sie mußten nie betteln gehen, so schlecht es ihnen auch später zeitweilig ging. Tat sich jetzt noch einmal die längst begrabene Hoffnung auf, sie wiederzusehen? Als mir der Minister seine Weisungen diktiert hatte, stellte ich die vorhin unterdrückte Frage:
»Welche Befehle haben Sie für mich, Herr Minister?«
»Sie begeben sich zu Ihrer Truppe.«
»Zum OKH in Rendsburg?«
Er nickte und schien - wie ich - die Chancen abzuwägen, jetzt noch dorthin zu gelangen: »Melden Sie sich dort bei meinem Vertreter im Rumpfkabinett, Gruppenführer G. W. Müller.«
Jetzt hatte ich einen Einfall, der mir das Leben retten sollte: »Dazu brauche ich«, sagte ich dem Minister, »wenigstens einen Marschbefehl.«
»Schreiben Sie einen aus. Ich unterschreibe.«
Wenige Minuten später setzte er seine bekannte energische Unterschrift darunter.
Da fuhren auch schon die beiden von mir bestellten gepanzerten Mercedes vor. Das wenigstens hatte geklappt. Von den SS-Führern aber, die Goebbels in den Bunker und damit in den fast sicheren Tod begleiten sollten, gelang es mir zunächst nur, Kraftfahrer Rach aufzutreiben. Schwägermann kehrte wenig später, zuverlässig wie stets, von seinem Brautbesuch zurück. Naumann war mit einem Kraftrad angeblich auf »Erkundungsfahrt« gegangen. Er wurde in seinem Haus in Babelsberg angetroffen und begab sich von dort aus zu seinem Chef in die Reichskanzlei. Nur SS-Hauptsturmführer Eckhold hatte sich mit seiner für den persönlichen Schutz des Ministers bestimmten Mannschaft abgesetzt, als sich die ersten Alarmnachrichten in Berlin verbreiteten.
Inzwischen hatten das Ehepaar mit der ältesten Tochter Helga in dem einen, die restlichen fünf Kinder in dem zweiten Wagen Platz genommen. Das Gepäck war leicht unterzubringen. Jedes Kind durfte ein Spielzeug mitnehmen. Nachtzeug war nicht nötig. Aus den wenigen Stunden, die Goebbels mit den Seinen noch zu leben geglaubt hatte, wurden allerdings neun lange Tage und Nächte. Als ich die eisernen Flügel der Einfahrt scheppernd zuschlagen hörte und zum Fenster stürzte, entschwanden die Wagen mit der Familie Goebbels meinen Blicken - für immer.

2. KAPITEL

Hitlers Diotima

»Hitlers letzte Tage« im Bunker der Reichskanzlei sind seit dem unter diesem Titel (»The Last Days of Hitler«) schon 1947 erschienenen Buch des englischen Historikers Hugh Redwald Trevor-Roper oft und falsch dargestellt worden. Was ich über Hitlers letzte Tage, die leicht auch meine letzten Tage hätten werden können, zu berichten habe, stammt aus zweiter Hand, von Hanna Reitsch. Für mich war jener Herbstabend in ihrer Wohnung in Frankfurts Zeppelinallee eine Art Wiedersehen mit der Familie Goebbels in den dramatischen letzten Stunden ihres Lebens.

Noch ehe Trevor-Roper 1947 »Hitlers letzte Tage« veröffentlichte, gab Hanna Reitsch in einem 1946 aus der Gefangenschaft an ihren Bruder (einen heute noch in Bremen lebenden ehemaligen Marineoffizier) gerichteten Brief eine ganz andere Darstellung der Ereignisse (veröffentlicht in ihrem Buch »Höhen und Tiefen«, München 1978). Als dann Trevor-Ropers Version erschien, stellte sie ihm ihren authentischen Augenzeugenbericht mit der Bitte um Richtigstellung seiner offenbar falschen Informationen zur Verfügung. Dieser lehnte mit dem Hinweis ab, seine Informationen stammten vom CIC (Counter Intelligence Corps der USA), der bekanntlich zuverlässig sei. Dabei hatte gerade der CIC versucht, Hanna Reitsch während ihrer Gefangenschaft in Oberursel mit üblen Mitteln zu unrichtigen Aussagen über dieses Thema zu bewegen. Die Vorbereitung war eine ausgedehnte Wassersuppendiät verbunden mit dem Entzug aller kosmetischen Hilfsmittel, wie sie einer gepflegten Frau unentbehrlich sind. In diesem körperlich verwahrlosten, geistig-seelisch aber höchst konzentrierten Zustand wurde sie einem Captain Cohn zur Vernehmung vorgeführt. Auf dem Tisch zwischen ihnen lag unauffällig und wie versehentlich eine Tafel amerikanischer Schokolade. »Mir lief - wie wohl jedem Deutschen unter den damaligen Verhältnissen - das Wasser im Munde zusammen«, berichtete Hanna Reitsch, »aber ich tat so, als sähe ich nichts.«

Hungrig, schmutzig, abgerissen saß die angebliche deutsche »Haupt-

kriegsverbrecherin« ihrem CIC-Vernehmer gegenüber, der abwechselnd auf seine gepflegten Fingernägel und auf die blitzenden Kappen seiner Schuhe blickte. Er hatte ihr einen Vorschlag zu machen, von dem er offenbar nicht annahm, daß er abgelehnt werden würde. Auf einer internationalen Pressekonferenz sollte sie über »Hitlers letzte Tage« im Sinn der »unanfechtbaren« CIC-Berichte, wie sie Trevor- Roper und Shirer bald darauf verwandten, aussagen.

Wenn sie das täte, versprach Cohn »Ehrungen, Reichtümer...«, andernfalls aber werde sie »verflucht, verfolgt, verleumdet« werden. Hanna Reitsch lehnte ab. Captain Cohn aber gab eine angeblich von ihr stammende Erklärung im Sinn des CIC an die Presse. An jenem Abend in Frankfurt berichtete sie mir von den letzten Tagen der Familie Goebbels im Bunker der Reichskanzlei - nicht so, wie die gängige Zeitgeschichtsschreibung sie darstellte, sondern so, wie es wirklich war.

Die Korrektur beginnt bereits bei der vielgeschilderten Landung des Fieseier Storch mit Hanna Reitsch und Greim an Bord vor dem Brandenburger Tor. An diesem Donnerstag, dem 26. April, hatte Hermann Göring, ganz offenbar unter Drogeneinfluß, sein unglaublich naives Fernschreiben an Hitler gerichtet, in dem er ihm mitteilte, daß er um 22 Uhr dieses Tages an Hitlers Stelle »die Gesamtführung des Reiches übernehmen« werde, was seine sofortige Amtsenthebung und schimpfliche Ausstoßung, ja sogar zeitweilige Verhaftung zur Folge hatte. Zu seinem Nachfolger wurde der damalige Befehlshaber der 6. Luftflotte, Generaloberst Robert Ritter von Greim (1892-1945), unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalfeldmarschall ernannt und zur Meldung bei Hitler in Berlin befohlen. Das war nun freilich einer jener damals häufigen Befehle, die leichter zu erteilen als auszuführen waren. Berlin war nicht nur vollkommen eingeschlossen, die Rote Armee hatte auch alle Zufahrtsstraßen und Einflugmöglichkeiten fest in ihrer Hand. Greim versuchte es trotzdem.

Er war gut beraten, sich auf diesem Flug ins Ungewisse von einem der kühnsten und fähigsten deutschen Piloten begleiten zu lassen: Hanna Reitsch. Bis zum Flugplatz Gatow bei Berlin gab es mit dem einsitzigen Jagdflugzeug Focke-Wulf 190 Probleme eigentlich nur für Greims Begleiterin, die sich nur deswegen in den schlauchartigen Gepäckraum zwängen konnte, weil sie die Figur eines Jockeys hatte. Von Gatow aus telefonische Meldung im Führerbunker. Luftwaffenadjutant von Below verriet nicht, warum Hitler Greim unbedingt sehen

wollte, aber er legte Nachdruck auf die Dringlichkeit des Befehls. Viel Hoffnung, lebend in die Reichskanzlei zu gelangen, konnte er Greim und Begleiterin nicht machen. Die beiden stiegen in einen Fieseier Storch, um mit diesem langsamen, aber wendigen und zuverlässigen Verbindungsflugzeug eine Landung auf der Ost-West-Achse unmittelbar am Brandenburger Tor zu versuchen.

Flugkapitän Hans Bauer hatte inzwischen den Befehl bekommen, die improvisierte Landebahn vorzubereiten. Er ließ zu beiden Seiten der 65 Meter breiten ehemaligen Charlottenburger Chaussee Bäume fällen. Sehr weit kam man dabei nicht, da die Ost-West-Achse unter starkem Beschuß lag. Auch Bauers Wagen wurde von Granatsplittern getroffen, der Fahrer an der Hand verletzt. Da hörte Bauer Fluggeräusch eines zur Landung ansetzenden Fieseier Storch. Als er zur Landestelle, praktisch dem Platz unmittelbar vor dem Brandenburger Tor, kam, fand er nur noch das Flugzeug und zwei Soldaten vor, die ihm meldeten, der Maschine seien zwei Personen entstiegen, ein offenbar verwundeter hoher Offizier und eine Frau. Mit dem ersten verfügbaren Kraftwagen seien sie zur Reichskanzlei in der Voßstraße gefahren.

Was sie nicht berichteten und was auch Bauer nicht wissen konnte, waren die näheren Umstände dieser Landung, die mir Hanna Reitsch erzählte. Greim, der den »Storch« - wie auch vorher die FW 190 steuerte, erhielt über Berlin eine Verwundung am Bein durch ein Infanteriegeschoß. Die Verwundung war so schwer, daß Greim, behelfsmäßig verbunden, das Steuer an seine Begleiterin abgeben mußte. Für sie war es kein Kunststück, den »Storch« vor dem Brandenburger Tor richtig aufzusetzen. Aber wie sollte sie nun ihren Begleiter und obersten Chef in die Reichskanzlei bringen? Es gelang ihr, einen Wagen aufzutreiben. Aber den Verwundeten mußte sie sich selbst auf den Buckel laden, um ihn aus dem Flugzeug ins Auto zu bringen. »Das war das Schwerste an dem ganzen Unternehmen«, erzählte sie.

Im Bunker war die erste Frau, die Hanna Reitsch begegnete, Magda Goebbels. Obwohl sie sich gegenseitig nur von Bildern und aus der Wochenschau, aber nicht persönlich kannten, fielen sich die beiden Frauen spontan um den Hals. Frau Goebbels kamen die Tränen. Die unerwartete Begegnung muß eine Art weiblichen Solidaritätsimpuls ausgelöst haben. In dieser durchaus männlichen und dazu beängstigenden, ja gespenstischen Umgebung fühlten sich die beiden Frauen,

die jede auf ihre Art ihren »Mann zu stellen« hatten, zueinander hingezogen. Hanna Reitsch, der Magda Goebbels sofort Quartier in ihrem Bunkerraum angeboten hatte, verbrachte den größten Teil der fast drei Tage bis zu ihrem Rückflug am Morgen des 29. April in Begleitung der neuen Freundin und ihrer Kinder.

Aber erst kam die Meldung bei Hitler. Der verwundete Generaloberst Greim - er wußte noch nicht, daß er wenige Minuten später Generalfeldmarschall sein würde - wurde zunächst im Bunkerlazarett von Prof. Dr. Stumpfegger ärztlich versorgt. Daraufhin begaben sich die beiden - Greim auf der Tragbahre von Sanitätern transportiert - zwei Stockwerke tiefer in den eigentlichen Führerbunker. Hitler nahm die Meldung entgegen und schüttelte beiden lange und herzlich die Hand. Der Fliegerin sagte er dabei wörtlich: »Sie tapfere Frau! Es gibt noch Treue und Mut auf der Welt!«

Diese auf Hanna Reitsch gemünzten Worte trafen freilich auch auf all die anderen zu, die die Schrecken des Endes im Bunker mit ihm teilten, obwohl sie diesen hätten verlassen können, vor allem aber auf Magda Goebbels, die Hitler von allem Anfang an in ganz besonderer Weise verbunden war. Natürlich war das kein Liebesverhältnis im landläufigen Sinn. Aber ihre Beziehung war - von beiden Seiten - durchaus erotisch bestimmt, und zwar seit ihrer ersten Begegnung im Berliner Hotel Kaiserhof und bis zu jenem denkwürdigen Abend des 27. April 1945, als Hitler sich während der Unterhaltung mit ihr plötzlich zum Erstaunen aller Anwesenden mit zuckendem Gesicht und zitternden Fingern das Goldene Parteiabzeichen von der Feldbluse nahm und es Magda an den Aufschlag ihrer Kostümjacke heftete, wie sie ihrem Sohn Harald in dem Brief berichtete, den Hanna Reitsch aus der Reichskanzlei mitnahm und der seinen Adressaten in englischer Kriegsgefangenschaft tatsächlich erreichte.

Hitler war nicht nur von der vollendeten Schönheit dieser Frau fasziniert, sondern auch von ihrer Persönlichkeit, ihrer Lebensart und Bildung. Magda Goebbels (damals noch Quandt) verkörperte den Idealtyp der deutschen Frau von 1933, wie ihn der wahrlich nicht nationalsozialistische Prinz Sixtus von Bourbon-Parma in einem seiner geistvollen Essays* gezeichnet hat: »Es ist ein neuer Typ, der nichts mehr mit Werthers Lotte oder mit Fausts Gretchen zu tun hat,

* Zitiert von den französischen Autoren Jean Michel Charlier (Historiker) und Jacques de Launay: Eva Hitler, geb. Braun/Die führenden Frauen des Dritten Reiches, Stuttgart 1979

sondern vielmehr mit den griechischen Jünglingen und Amazonen verwandt ist.« Hier wird von dem Franzosen, der wie so mancher seiner damals durch Deutschland reisenden Landsleute »von der sympathischen Offenheit, der netten Art und der unbestreitbaren Schönheit« dieser jungen deutschen Frauen überrascht wurde, der Eros im platonischen Sinn als durch die Liebe geweckter schöpferischer Urtrieb angesprochen. Das war der Funke, der zwischen Adolf Hitler und Magda Goebbels übersprang, als sie sich beim Tee im Kaiserhof zum ersten Mal begegneten, und der noch glühte, als sie im Bunker-Labyrinth unter der Reichskanzlei voneinander Abschied nahmen. Wie Diotima in Platons »Gastmahl« Sokrates das Wesen der hohen Liebe lehrte, wurde Magda für Hitler die Frau, die - ohne ihm je zu gehören - seine schöpferischen Kräfte als weiblicher Gegenpol antrieb.

Die Kenntnisse dieser Zusammenhänge verdanken wir einem wenig bekannten, aber ungemein wichtigen Zeugen der Zeitgeschichte, dem General Otto Wagener (1888-1971), der bis kurz vor der Machtübernahme etwa drei Jahre lang zur engsten Umgebung Hitlers gehörte. Als Vorgänger Röhms bis Ende 1930 Stabschef der SA, übernahm der im Sommer 1929 der NSDAP beigetretene Unternehmer danach die Leitung der Wirtschaftspolitischen Abteilung in der Reichsleitung der Partei und amtierte sogar noch bis Anfang Juli 1933 als staatlicher Reichskommissar für die Wirtschaft, aus welcher Position ihn sein erbitterter Gegner Hermann Göring verdrängte, der ihn auch beim (fälschlich) sogenannten »Röhm-Putsch« am 30. Juni 1934 verhaften ließ, ohne daß er dabei - wie so viele andere - ermordet wurde. Wagener blieb, dem persönlichen Dunstkreis Hitlers völlig entrückt, nominelles Mitglied der Partei und des Reichstages, um bei Kriegsbeginn seinen ursprünglichen Soldatenberuf wiederaufzunehmen. Er hatte - noch vor dem Ersten Weltkrieg - die Preußische Kriegsakademie in Berlin absolviert und als Generalstabsoffizier am Krieg teilgenommen. Danach kämpfte er als Freikorpsoffizier im Baltikum, in Oberschlesien, Sachsen und im Ruhrgebiet, nahm am Kapp-Putsch von 1920 teil und war bis an sein Lebensende ein überzeugter Verehrer Hitlers und militanter Gegner des Bolschewismus. Im Zweiten Weltkrieg fing er wieder als Hauptmann an und brachte es bis zum Generalmajor, als welcher er bei Kriegsende in englische Gefangenschaft geriet. Großbritannien lieferte ihn zwar nicht - wie so viele seiner Leidensgenossen - an die Sowjets, wohl

aber an die Italiener aus, die ihm Kriegsverbrechen bei der Bekämpfung kommunistischer Partisanen nachzuweisen versuchten, so daß er erst 1952 in die Bundesrepublik entlassen wurde.

Wageners Aufzeichnungen über seine Erlebnisse an der Seite Hitlers machte er 1946 im britischen Offizierslager Bridgend (Wales). Es sind 34 handschriftlich geschriebene Hefte, die sich unter dem Aktenzeichen 2103/57 im Besitz des Münchener Instituts für Zeitgeschichte befinden und, von dem an der Yale-Universität lehrenden Historiker H. A. Turner jr. herausgegeben, 1978 als Buch erschienen, wobei auf Wunsch der Witwe des Autors sein Name nicht genannt wurde. Die Authentizität der Wagener-Aufzeichnungen ist absolut gesichert. Ihr wissenschaftlicher Nachteil ist, daß sie erst mindestens 15 Jahre nach den Ereignissen größtenteils sogar in direkter Rede schriftlich niedergelegt wurden, wobei dem Verfasser in bezug auf Daten, Namen usw. Irrtümer unterliefen. Eine durch politische und finanzielle Interessen begründete Fälschung wie bei den unter ähnlichen Verhältnissen entstandenen Aufzeichnungen des Danziger Senatspräsidenten Hermann Rauschning (die inzwischen als ernsthafte Quelle der Zeitgeschichtsschreibung disqualifiziert worden sind) ist bei Wagener ausgeschlossen. In seinen von Turner sehr sorgfältig und objektiv bearbeiteten und kommentierten Aufzeichnungen* kennzeichnet er Hitlers Beziehungen zu Magda Anfang 1931 mit den Worten: »Da regte sich der Mensch Adolf Hitler wieder einmal, der sonst nur Hülle seines Genius erschien.«

Das war an jenem Februartag des Jahres 1931, als Hitler gerade eine Zimmerflucht im 2. Stock des Hotels Kaiserhof am Berliner Wilhelmsplatz bezogen hatte und damit der Reichskanzlei bereits erheblich nähergerückt war, unter deren Trümmern er später den Tod fand. In der Halle des Hotels saß an diesem Tag Magda (geschiedene Quandt) in Begleitung einer Freundin und ihres neunjährigen Sohnes Harald, der eine von ihr selbst geschneiderte blaue Phantasieuniform mit Hakenkreuzarmbinde trug und atemlos berichtete, was er soeben erlebt hatte. Seine Mutter, die schon längst eifrige Parteigenossin, Mitarbeiterin der Berliner Gauleitung und gute Bekannte (oder etwas mehr) des jungen Gauleiters Dr. Joseph Goebbels war, hatte den hübschen blonden Jungen, der sich in seiner neuen Uniform selbst gefiel, in den zweiten Stock geschickt, um sich bei Hitler zu melden.

* H. A. Turner jr. (Hrgb.): Hitler aus nächster Nähe, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1978

Harald, der schon in jungen Jahren ein Draufgänger war (was er später als Fallschirmjäger an der italienischen Front bewiesen hat), brauchte zu diesem kühnen Unternehmen nicht lange animiert zu werden. Er hatte Glück. Adjutant Julius Schaub, ein Meister in der Kunst, ungebetene Besucher abzuwimmeln, war von der kindlichen Unbefangenheit des kleinen Uniformträgers sofort gefangen. Wenig später schob er ihn in den Salon, in dem Hitler gerade mit Wagener zu Mittag gegessen hatte. Klein-Harald »baute sein Männchen«, legte- wie die Großen in Uniform - die linke Hand an den Griff des Fahrtenmessers, das er an seinem Koppel trug, reckte den rechten Arm zum deutschen Gruß und rief mit seiner hellen Kinderstimme: »Der jüngste Hitler-Junge Deutschlands meldet sich bei seinem Führer«, wie ihm das die Mutter vorgesagt hatte. Hitler strahlte, tätschelte dem Jungen den Kopf und sprach mit ihm ein paar nette Worte. Natürlich fragte er ihn auch nach Namen (der ihm nichts sagte) und Alter. Die Antworten kamen schnell und präzise. Aber sein mit zehn Jahren angegebenes Alter stimmte nicht. Harald Quandt war erst wenige Monate zuvor (am 1.11. 1930) neun Jahre alt geworden, so daß er noch ein Weilchen warten mußte, um auch nur als »Pimpf« ins Jungvolk (10-14 Jahre) aufgenommen zu werden. Auch diese kleine Notlüge hatte ihm gewiß die Mutter eingegeben.

Harald vergaß nicht, der Mutter die Grüße auszurichten, die er von seinem erfolgreichen Stoßtruppenunternehmen zu Hitler mitgebracht hatte. Mit ihnen wurde eine Beziehung eingeleitet, die Magdas künftiges Leben entscheidend bestimmte. Während Harald unten in der Halle der stolzen Mutter, die Hitler bisher noch nicht persönlich kannte, über alle Einzelheiten seines Abenteuers berichten mußte, erkundigte sich Hitler bei Goebbels und Göring, die ihn nacheinander aufsuchten, über »diese Frau Quandt«, die ihn lebhaft zu interessieren begann. Goebbels' Auskunft war - verständlicherweise - denkbar positiv. Frau Quandt sei die »schuldlos« geschiedene Frau eines Großindustriellen.

Auch das war - wie die Altersangabe des Jungen - zwar keine Lüge, aber auch nicht die reine Wahrheit. Immerhin war Magda von ihrem Mann, der sie durch einen Detektiv hatte überwachen lassen, des Ehebruchs überführt worden. Sie war mit einem Studenten aus guter Familie im weltberühmten Rheinhotel Dreesen in Bad Godesberg abgestiegen.

Aber auch sie hatte einiges für ihren Mann belastendes Material zur Verfügung, so daß sich die wechselseitigen Rechtsanwälte auf eine Scheidung dieser ohnehin längst zerrütteten Ehe im gütlichen Einvernehmen einigten. Der im Sommer 1929 geschlossene Scheidungsvertrag war ungemein großzügig (eine monatliche Apanage von 4000 Mark, was heute etwa dem zehnfachen Betrag entsprechen dürfte, eine einmalige Abfindung von 50000 Mark und vor allem das Sorgerecht für den Jungen bis zu seinem 14. Lebensjahr oder bis zu einer eventuellen Wiederverheiratung der Mutter). Sehr nobel, sehr diskret. Von »Schuld« war überhaupt nicht die Rede - weder ihrer noch seiner. Hitler konnte seinen Berliner Gauleiter bedenkenlos bitten, ihn nachher beim Fünf-Uhr-Tee dieser Dame vorzustellen, was noch durch den Umstand erleichtert wurde, daß er ihren (geschiedenen) Gatten, wie sich erst in diesem Gespräch mit Goebbels herausstellte, bereits kannte. Es war der Vorsitzende des Grubenvorstandes der Kaligewerkschaft Wintershall, Günther Quandt, der von Walther Funk (1890-1960), dem späteren Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsidenten, zusammen mit anderen Industriekapitänen (am Vortag hatten die leitenden Herren des Allianz-Konzerns Hitler ihre Aufwartung gemacht) mobilisiert worden war, um sein Scherflein zur bevorstehenden Errichtung des Dritten Reiches beizutragen.

Es handelte sich dabei - wie Wagener an dieser Stelle seiner Aufzeichnungen erläutert - weniger um eine der auch heute noch in Demokratien üblichen Parteispenden, sondern um finanzielle Zusagen für einen bestimmten Ernstfall. Man bat auch keineswegs darum, wie Wagener ausdrücklich hervorhebt, man »forderte«. Wie hoch Quandts eigener Beitrag für den »Kampffonds« war, ist nicht bekannt. Aber als er sich an diesem Tag als letzter der Magnaten von Hitler verabschiedete, durfte Wagener befriedigt feststellen, daß die Zeichnungsliste »bereits auf 13 Millionen gestiegen war«. Hitler war dementsprechend in »bester Stimmung«.

Sie konnte ihm auch nicht durch einen Unkenruf verdorben werden, den er von Hermann Göring zu hören bekam, als dieser ihn kurz unter vier Augen besucht hatte. Wagener kannte das schon. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Göring dem Chef finanzielle Zuwendungen zu machen, die angeblich aus dem nicht unbeträchtlichen Vermögen der schwedischen Gräfin Karin Fock, mit der Göring verheiratet war, stammten, »in Wirklichkeit aber aus dem Ruhrgebiet«. Vielleicht wollte Hitler, der jetzt über Wagener und Funk

andere Quellen angezapft hatte, gegenüber seinem protzigen Satrapen ein wenig auftrumpfen, als er nach Erledigung des geschäftlichen Teils und wieder in Gegenwart Wageners wie beiläufig erwähnte, sie würden jetzt mit Frau Quandt Tee trinken. Göring horchte auf. »Ach«, sagte er, »die Goebbels-Pompadour.«

Er war offenbar besser als Hitler über das informiert, was in der Führerschaft der Partei vorging oder auch nur als Klatsch verbreitet wurde. Daß Goebbels - wie Göring ausplauderte - in Magdas (mit dem Geld ihres geschiedenen Mannes eingerichteten) Haus verkehrte, stimmte. Daß dieser aber schon beim Ehepaar Quandt Hauslehrer für dessen Söhne war, ist eine lange verbreitete (inzwischen schlüssig widerlegte) Erfindung, die Göring wohl nur auftischte, um sich und seine wohlhabende Frau gegenüber dem Hungerleider Goebbels herauszustreichen, der ja von seinem Gauleiter-Gehalt nicht leben könne.

Ob Bedenken bestünden, sich mit den beiden in der Öffentlichkeit zu zeigen, wollte Hitler wissen, der sich darüber klar war, daß der Kaiserhof, seit er dort wohnte, zum Anziehungspunkt für viele Neugierige geworden war. Göring verneinte, mahnte aber doch zur Vorsicht.

Der Vergleich der legendären Mätresse Ludwigs XV. mit der Goebbels-Freundin hatte diese für Hitler nur noch interessanter gemacht. Als er ihr durch Goebbels vorgestellt worden war und ihr mit österreichischer Galanterie die Hand geküßt hatte, war ein Band geknüpft, das erst der Tod - 14 Jahre später - zerrissen hat. Wagener stellte bei beiden fest, daß sie einander vom ersten Augenblick an nicht gleichgültig waren. Er selbst, der Magda bis zu diesem Tag so wenig gekannt hatte wie Hitler, faßte seinen Eindruck so zusammen: »Sie war eine mittelgroße, gutproportionierte Erscheinung, blond, helle, blaue, strahlende Augen, gepflegte Hände, gut, aber nicht übertrieben angezogen, in ihren Bewegungen ruhig, bestimmt, selbstbewußt, in ihrem Lächeln gewinnend, ich möchte fast sagen: bezaubernd.«

Diesem (völlig zutreffenden) äußerlichen Eindruck muß man hinzufügen, daß sie in ihrem Auftreten und Benehmen, in ihrer Bildung und ihren Gewohnheiten ganz Dame war, in der niemand - wie Heiber* in der von ihm entdeckten Geburtsurkunde feststellte - die

* Helmut Heiber: Joseph Goebbels, München 1965

uneheliche Tochter des ledigen Dienstmädchens Auguste Behrend vermutet hätte, die erst 19 Jahre später, kurz vor ihrer Hochzeit mit Günther Quandt, vom Vater, dem Diplomingenieur Oskar Ritschel, als Tochter anerkannt wurde.

Ritschel, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, heiratete zwar seine Auguste, die ihm als Zimmermädchen in einem Hotel zugeflogen war, nach der Geburt der Tochter, trennte sich aber bald von ihr, wobei er sich ähnlich großzügig zeigte wie später Quandt gegenüber Magda.

Diese war noch keine fünf Jahre alt, als sich ihre immer noch sehr reizvolle (aber unverändert ordinäre) Mutter mit dem jüdischen Lederhändler Friedländer verheiratete. Noch ehe Magda in die Schule kam, hatte sie drei Nachnamen und zwei verschiedene Konfessionen. Mit dem Mädchennamen ihrer evangelischen Mutter als Johanna Maria Magdalena Behrend am 11.11. 1901 im Geburtsregister Berlin-Kreuzberg eingetragen, wurde sie nach der Hochzeit ihrer Eltern auf Wunsch des Vaters katholisch getauft, und zwar unter dem Familiennamen Ritschel, den sie nach Scheidung und Wiederverehelichung ihrer Mutter mit demjenigen des neuen Stiefvaters vertauschte (ohne jedoch dessen Religion anzunehmen), so daß eine ihrer Lehrerinnen im Ursulinerinnen-Pensionat in Vilvoorde (Belgien) sich noch in den siebziger Jahren als 85jährige Nonne »sehr gut an Magda Friedländer erinnerte«.* **

Kein halbes Jahr vor ihrer Hochzeit mit Günther Quandt (am 4.1. 1921) und nach der Legalisierung seiner Vaterschaft durch Ritschel nahm sie auf ausdrücklichen Wunsch des Bräutigams wieder ihren Vatersnamen und zugleich den evangelischen Glauben ihrer Mutter und ihres künftigen Gatten an. Quandt wollte das, wie Meissner* entschuldigend erklärt, so haben, nicht etwa »weil er Antisemit ist«, sondern weil er sich als bürgerlich-konservativer Deutscher »an konventionelle Vorstellungen« gebunden fühlt.

All diese (wahrlich verwickelten) Zusammenhänge kannte Hitler noch nicht, als er in der Halle des Kaiserhofes der Mutter seines soeben gewonnenen neunjährigen Freundes, des »jüngsten Hitler- Jungen-Deutschlands«, der ehemaligen Gattin eines seiner industriellen Kapitalgeber und der künftigen Frau seines wichtigsten Gauleiters

* Jean Michel Charlie/Jacques de Launey: Eva Hitler, née Braun, Paris 1978

** a.a.O.

gegenüber saß. Die Unterhaltung verlief äußerst angeregt. Hitler ließ seinen unbestreitbaren Charme spielen, und Magda hing an seinen Lippen. Hier bahnte sich etwas an. Wagener kostete es Mühe, seinen Chef loszueisen, um sich für einen an diesem Abend vorgesehenen Opernbesuch umzuziehen. In der beschwingten Stimmung, in der sich Hitler nach einem solchen zu befinden pflegte, kehrten sie in den Kaiserhof zurück, wo sie zu zweit noch ein langes Gespräch hatten. Hitler stand noch »zweifellos unter dem Eindruck der Begegnung von heute nachmittag«, heißt es in Wageners Aufzeichnungen. Er versuchte, im Gespräch zu analysieren, was in seinem Inneren vorging. Er sprach von dem in uns lebenden »Überirdischen«, das manche - Hitler meinte, vielleicht mit Recht - »das Göttliche in uns« nennen. Er verbreitete sich mit der unglaublichen Bildung, die er auch auf diesem Gebiet besaß, eingehend über die »Od« genannten Kräfte, eine von dem schwäbischen Naturforscher und Industriellen Karl Freiherr von Reichenbach (1788-1869) entdeckte und in vier wissenschaftlichen Werken ausführlich behandelte Naturkraft, die zwischen Elektrizität, Magnetismus, Wärme und Licht angesiedelt und nur für besonders sensitive Menschen spürbar sein soll. Er glaubte, jetzt wieder ihrem Wirken ausgesetzt zu sein. Er sprach von dem jedem Menschen notwendigen Gleichgewicht durch die Verbindung, die das männliche mit dem weiblichen Prinzip, »das kraftvoll zeugende und das leidend gebärende«, eingeht. Hier sprach, wie Wagener richtig bemerkt, der Mensch Hitler oder »eigentlich sein Herz«.

Aus dieser besinnlichen Stunde gab es ein rauhes Erwachen, als Adjutant Schaub, Chef-Leibwächter Sepp Dietrich und Kraftfahrer Schreck nach Mitternacht nicht ganz nüchtern in den Kaiserhof zurückkehrten. »Wir haben ihr den ganzen Eisschrank leergetrunken«, berichteten sie.

»Wem denn?«

»Frau Quandt«, die sie heute in Begleitung Hitlers kennengelernt hatten. Als Hitler und Wagener sich am Nachmittag zu ihrem Opernbesuch verabschiedeten, seien auch sie gegangen, aber zu einem baldigen Besuch bei der reizenden Blondine eingeladen worden. Sie hätten diese Einladung nicht nur an-, sondern auch sogleich wahrgenommen. Es sei großartig gewesen, bis ganz spät plötzlich Goebbels in dem feucht-fröhlichen Kreis aufgetaucht sei. Ohne Klingeln, ohne daß ihm jemand die Tür geöffnet hätte. »Der hat einen Hausschlüssel«, folgerte Sepp Dietrich messerscharf und meinte mit dem Takt

des Packers aus dem Eher-Verlag, dann sei es wohl das beste, sich jetzt zu verabschieden. Hitler versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht recht.
Monatelang sah und hörte er nichts mehr von der Frau, die ihn so stark beeindruckt hatte. Er und Goebbels vermieden bei ihren laufenden Kontakten jede Bezugnahme auf Magda. Erst im Oktober 1931, als der große SA-Aufmarsch in Braunschweig vorbereitet wurde, kam es zu einer Wiederbelebung der über den kleinen Harald eingeleiteten Beziehungen. Hitler hatte Wagener wiederholt auf Magda angesprochen, ohne daß dieser ihm irgendwelche Neuigkeiten mitteilen konnte. Aber jetzt war es Goebbels selbst, der den Anstoß dazu gab. Er suchte Wagener auf und übermittelte ihm den dringenden Wunsch Magdas und ihrer Freundin und Schwägerin Ello Quandt (die seit 1945 schon immer dagegen gewesen sein will), an der großen SA-Parade teilzunehmen. Er selbst könne sie aus begreiflichen Gründen nicht in seinem Dienstwagen nach Braunschweig mitnehmen. Ob Wagener nicht...
Wagener war so freundlich. Er hatte mit seinem privaten 100 PS Horch keine Probleme, zwei befreundete Damen zu transportieren. Am gleichen Abend teilte er Hitler seine bevorstehende Wiederbegegnung mit der eindrucksvollen Kaiserhof-Bekanntschaft mit. »Diese Frau«, sagte Hitler, »könnte in meinem Leben eine große Rolle spielen.« Er müsse sie ja nicht heiraten. Im Gegenteil wäre es gut, wenn sie mit einem anderen verheiratet wäre. Sie sollte - im Sinn der Reichenbachschen Od-Theorie - der weibliche Gegenpol seiner überbetont männlichen Instinkte und damit der für den Enderfolg unerläßliche Ausgleich sein. In diesem Sinn bereitete sich Wagener auf die neuerliche Begegnung mit Magda vor, der er die Rolle einer Art Diotima bei Hitler zugedacht hatte. Um sie spielen zu können, mußte sie schleunigst verheiratet werden. Mit wem anders als mit Goebbels?

Zweimal Hochzeit

Wagener hat sein entscheidendes Gespräch mit Magda, bei dem es ihm gelang, sie für die Diotima-Rolle bei Hitler zu gewinnen, mit aller Ausführlichkeit auf vielen Seiten in direkter Rede wiedergegeben. Es wurde auf der Fahrt nach Braunschweig geführt, als sie in einem kleinen Waldstück eine Picknickpause eingelegt und sich an den von Magda mitgebrachten Mundvorräten gütlich getan hatten. Wie er es fertigbrachte, bei dem anschließenden Verdauungsspaziergang die unvermeidliche Ello Quandt loszuwerden, verrät Wagener nicht. Sein Gespräch mit Magda vertrug keine Zeugen. Daß es Wort für Wort so verlief, wie Wagener es aufgezeichnet und Turner es in seinem Buch veröffentlicht hat, darf füglich bezweifelt werden. Immerhin lagen zwischen dem Gespräch und seiner Aufzeichnung mindestens fünfzehn Jahre. Er konnte sich dabei auf nichts anderes als sein Gedächtnis stützen. So gut es auch gewesen sein mag, reicht es trotzdem nicht aus, einer wörtlichen Wiedergabe Authentizität zu verleihen. Das gibt auch Professor Turner zu, ja er weist ausdrücklich darauf hin. Sinngemäß aber hält er die von Wagener aufgezeichneten Gespräche für zutreffend. Was Magdas Anteil daran betrifft, muß ich ihm beipflichten. Was er ihr in den Mund legt, könnte sie beinahe wörtlich so gesagt haben, wie es Wagener aus der Erinnerung in die Feder floß.

Ausgangspunkt des Gespräches war das menschliche Problem Hitler, das Wagener tatsächlich wohl so genau kannte wie kaum ein anderer und das er mit Hilfe Magdas lösen wollte. Ein Mann, der in seinem Leben nie einen wirklichen Freund hatte - von seinem einzigen Jugendfreund, August Kubizek, hatte er sich an der Schwelle zum Mannesalter bewußt und abrupt getrennt, als dieser erste berufliche Erfolge hatte, er selbst aber in Frustration und Elend steckengeblieben war -, sollte durch eine Frau den Kontakt mit dem Leben, mit anderen Menschen, mit der Welt, sein Gleichgewicht - und Wagener spricht hier ausdrücklich von dem »hellenischen Gleichgewicht« - finden. Die Ehe jedoch lehnte Hitler für sich ab. Das wußte Magda

bereits und hatte dafür sogar Verständnis. Sie hatte den 12 ½ Jahre älteren Hitler damals erst ein einziges Mal gesehen, aber ihn so genau beobachtet und sich so eingehend mit ihm beschäftigt, daß sie ihn ziemlich richtig beurteilte, wie Wagener mit Erstaunen feststellte. Er stieß auf ihr volles Verständnis, als er ihr zu erklären versuchte, was manche Hitlers »schlechten Charakter« nennen, nämlich die Gewohnheit, die ihn umgebenden Menschen nicht als solche, sondern nur nach ihrem Nutzwert für das von ihm angestrebte Ziel zu beurteilen, dem er auch selbst sein ganzes Dasein unterordnete. Der völlige Mangel an menschlichen Bindungen ließ ihn immer wieder »die wertvollsten Männer seiner Umgebung vor den Kopf stoßen« (was schon wenige Jahre nach diesem Gespräch auch mit Wagener geschah), so daß der engste Kreis um Hitler schließlich weitgehend »von Charakterlosen, von Kriechern, Schönrednern, Dummköpfen und Heuchlern« gebildet wurde, an denen - wie Wagener damals schon befürchtete - »letzten Endes auch sein Genius zu Schanden wird«.

»Das müssen wir verhindern«, will er Magda zugerufen haben. Hitler brauche eine Frau, »die ihn zum Menschen macht«. Damit hatte er in Magda eine Seite angesprochen, die in ihrer soeben gescheiterten Ehe mit Quandt zu kurz gekommen war. Als sie mit 19 Jahren den Industriellen geheiratet hatte, war sie von der ihr bevorstehenden Aufgabe begeistert, ihm ein gepflegtes Heim zu schaffen, ihm auch in seinem Beruf durch ihre Gewandtheit auf gesellschaftlicher Ebene zu helfen, mit ihm zusammen Theater und Musik, Literatur und bildende Künste und alles zu genießen, was das Leben überhaupt erst lebenswert macht. Sie wurde bitter enttäuscht. Ihr Mann war nicht nur fast zwanzig Jahre älter als sie, sondern stammte auch aus einer anderen Welt, derjenigen der Geschäfte.

Hier und jetzt bot sich nun Magda die Gelegenheit, das in neun farblosen Ehejahren Versäumte nachzuholen. Die von Wagener skizzierte Aufgabe reizte sie wie die Persönlichkeit des Mannes, den sie beim Tee im Kaiserhof kennengelernt hatte und den sie jetzt gleich in Braunschweig Wiedersehen würde. So kam es zu dem mit Wagener geschlossenen Pakt, Goebbels zu heiraten, um Hitlers Diotima werden zu können. Sie besiegelten ihn durch einen langen Händedruck, nachdem Magda auf die ganze Schwere der Aufgabe hingewiesen worden war, die sie zusammen mit Goebbels zu lösen versuchen müsse, »nicht nur für Hitler persönlich«, wie Wagener mit einer

gewissen Feierlichkeit hinzufügte, »sondern für die ganze Bewegung, ja für das Wohl des deutschen Volkes«.

Gesenkten Blickes erwiderte Magda: »Sie dürfen mich nicht überschätzen.« Aber sie versicherte mit jenem strahlenden Blick ihrer großen, blauen Augen, den ich so gut kannte: »Für Adolf Hitler wäre ich bereit, alles auf mich zu nehmen.«

Nun ging alles Schlag auf Schlag. Vierzehn Tage später verlobten sich Joseph Goebbels und Magda. Sie hatte ihn schon in Braunschweig von der Vereinbarung mit Wagener unterrichtet. Goebbels machte mit. Jetzt teilten sie in München Wagener und seiner Frau als ersten die Verlobung mit. Dann gingen sie zu Hitler. Abends gab es eine kleine Feier im engsten Kreis, an der außer dem Brautpaar und Hitler nur Schaub, Dietrich, Schreck und die Ehepaare Heß und Wagener teilnahmen. Wagener hatte an diesem Abend das feste Gefühl, »daß drei Menschen glücklich geworden waren«.

Gewiß, auch diese junge Ehe führte über Höhen und Tiefen und erwies sich manchmal als so turbulent, daß sogar das Verhältnis zu Hitler getrübt, ja gestört wurde - aber immer nur zeitweilig. Wagener hat fraglos mit seiner abschließenden Feststellung recht, daß Magda hielt, was sie ihm auf der Fahrt nach Braunschweig versprochen hatte: »Sie wurde für Hitler wirklich *das* weibliche Wesen, zu dem er Zuflucht nahm vor der nervenzerreibenden Mühle seiner Pflicht, vor dem gewissenlosen Hin- und Hergezerre seiner Umgebung und letzten Endes vor sich selbst... Sie ist so etwas wie die andere Hälfte des Menschen Hitler geworden.« Und er bestätigte ihr dabei den »heiligen Willen zum Dienen und zu einer höheren Pflicht«.

Am 19. Dezember 1931 wurde Hochzeit gehalten. Schauplatz war das mecklenburgische Gut Severin bei Parchim, das Quandt schon während seiner ersten Ehe erworben hatte, um seinen jüngeren Sohn Herbert eines Tages versorgt zu wissen, der als Kind so kurzsichtig war, daß man befürchtete, er werde nicht einmal das Lesen und Schreiben lernen können. Auf seinem Besitz jedoch, so meinte der Großindustrielle, werde der Junge selbst als Analphabet keinen Hunger zu leiden brauchen. Gut Severin brauchte die ihm zugedachte Rolle nie zu spielen. Gute Ärzte und noch bessere Brillen stärkten Herberts Sehkraft so weit, daß er eine tadellose Bildung erhielt und ein ebenso tüchtiger Unternehmer wie sein Vater wurde. Das Gut wurde inzwischen von einem Schwager der ersten Quandt-Gattin, Walter Granzow, verwaltet, der nicht nur ein guter Landwirt, son-

dern auch einer der ersten Nationalsozialisten seines Gaues und Mitbegründer der mecklenburgischen NSDAP war. Bald nach der Machtübernahme wurde er Ministerpräsident des Landes Mecklenburg und als solcher eine Stütze des NS-Regimes, auf die sich sein Schwager Quandt verlassen konnte, wenn er das noch nötig gehabt hätte, nachdem er schon lange vorher - wie wir von Wagener wissen - persönliche Beziehungen zu Hitler aufgenommen hatte. Trotzdem will Günter Quandt, wie das der Sohn des Hitler-Ministers und erfolgreiche Reiseschriftsteller Hans-Otto Meissner bei einem seiner Ausflüge in die Zeitgeschichte, der Biographie von Magda Goebbels*, formuliert, sein Leben lang »Nazi-Gegner« gewesen sein! Er habe »der Partei niemals einen Pfennig« gegeben und sei »in diesem Punkt von unerschütterlicher Härte« geblieben.

Quandt selbst trug nicht so dick auf. Er schrieb in seinem ursprünglich nur für Freunde und Verwandte bestimmten und erst viel später von seinen Söhnen Herbert (aus erster) und Harald (aus zweiter Ehe) herausgegebenen Lebensbericht** wesentlich zurückhaltender von seiner »ablehnenden Haltung der Partei gegenüber«. Das ist ganz etwas anderes als ein »Nazi-Gegner«. Auch ich stand der Partei »ablehnend« gegenüber und trat daher zum 1. Mai 1932 aus und nie wieder bei. Aber ich habe mich stets davor gehütet, durch meine Einstufung als »Nazi-Gegner« späten Widerstandslorbeer zu beanspruchen, der mir nicht zusteht.

Quandt verhehlte in diesem Bericht auch nicht, daß ihn Magdas bevorstehende Verbindung mit Goebbels nicht »sympathisch berührte«. Er lernte den Bräutigam erst wenig mehr als einen Monat vor der Hochzeit kennen. Das war an Magdas 30. Geburtstag am 11. November 1931, zu dem sie ihren ehemaligen und ihren künftigen Gatten gemeinsam eingeladen hatte. Quandt schreibt, er habe instinktiv empfunden, »daß wir nicht zueinander paßten«. Nun, dazu gehörte wahrlich nicht allzuviel Instinkt. Hier der Fünfziger mit Wohlstandsbauch und Glatze, dort der zwanzig Jahre jüngere Savonarola-Typ mit seinem politischen Temperament und Fanatismus. Hier der erfolgreiche Wirtschaftsmanager, dort der zwar gleichfalls erfolgreiche, aber noch keineswegs etablierte Funktionär einer revolutionären politischen Partei, die sich gerade eben bei der Harzburger Tagung (am 11. Oktober 1931) mit der konservativen Rechten zu einem

* München 1978
** München 1961

politischen Bündnis zusammengeschlossen hatte, weil sie allein keine Möglichkeit sah, legal und demokratisch an die Regierung zu gelangen. Und diese beiden Vertreter antagonistischer, aber doch zumindest taktisch und zweitweise kooperierender politischer Kräfte sollten, wie Meissner behauptet, auch nicht bei dieser Gelegenheit darüber gesprochen haben, daß die Hochzeit der geschiedenen Quandt-Gat- tin mit Goebbels auf dem Familiengut Severin stattfinde? Rechtlich bestanden keinerlei Bedenken. Im Scheidungsvertrag war Magda ausdrücklich das Nutzungsrecht des Familiengutes Severin zugestanden worden. Es stand ihr sogar frei, dort jede Zahl und Art von Gästen zu empfangen. Und sie hatte auch seit ihrer Scheidung ausgiebig Gebrauch davon gemacht. Schon nach den Anstrengungen des Wahlkampfes für den Reichstag vom 14. September 1930 mit seinem einzigartigen und von niemandem erwarteten (oder befürchteten) Ergebnis mit einem Anstieg der nationalsozialistischen Mandate von 12 auf 107 hatte Goebbels hier einen Erholungsurlaub in Magdas Gesellschaft verbracht, der ihrem geschiedenen Mann nicht verborgen geblieben sein kann. Seit damals gehörten Goebbels, sein Adjutant Graf Schimmelmann und andere Größen der NSDAP, darunter auch Hitler selbst, zu den gelegentlichen Gästen auf dem Gut des »Nazi-Gegners« Quandt. Und Quandt wußte nichts davon? Er wurde, wie Meissner allen Ernstes behauptet, weder »gefragt noch über das bevorstehende Ereignis unter seinem Dach informiert«. Daß Schwager Granzow das ganze Arrangement der Hochzeit übernahm und daß Quandt ihr nicht beiwohnte, versteht sich von selbst. Daß er aber von der Hochzeit in seinem Gutshaus an diesem 19. Dezember 1931 und den Zusammenhängen, die dazu führten, nichts gewußt haben soll, darf füglich bezweifelt werden.

Mit der Abwesenheit des Brautvaters Ritschel bei dieser Hochzeit hatte es eine andere Bewandtnis. Er war ein wirklicher NS-Gegner. Und er hatte mit seiner unehelichen Tochter Magda schon so viel Ärger gehabt, daß er ihr jetzt, als sie ihm ihre bevorstehende Verbindung mit Goebbels mitteilte, einen Brief schrieb, den man nur als grob bezeichnen kann. Als Magda ihn gelesen hatte, brach sie die Beziehungen zu ihrem einst hochverehrten Vater ab und gab diese Haltung auch nur zögernd auf, als er - bereits während des Krieges - eine Wiederannäherung versuchte.

Die geschiedene Frau Ritschel dagegen, das bei Magdas Geburt

»ledige Dienstmädchen Behrend«*, hatte keine Bedenken, sich im Brautzug ihrer Tochter auf Gut Severin von Adolf Hitler als dem zweiten Trauzeugen (der erste war der Freikorpsführer und spätere Reichsstatthalter von Bayern, Franz Ritter von Epp) führen zu lassen, obwohl sie zu diesem Zweck den Namen ihres zweiten Ehegatten, des gleichfalls von ihr geschiedenen jüdischen Lederhändlers Friedländer, hatte ablegen müssen. Daß sie sich jetzt auf den Arm Hitlers stützen durfte, als sich der kleine Brautzug über die winterliche Dorfstraße zum evangelischen Kirchlein von Severin in Bewegung setzte, mag ihre Bedenken beschwichtigt haben, die sie bis zum letzten Augenblick der Tochter gegenüber immer wieder vorgebracht hatte, um sie von der Heirat abzuhalten. Ihre Argumente waren nicht politisch wie diejenigen ihres geschiedenen Mannes, sondern rein materiell. Sie dachte an die 4000 Mark monatlich aus Quandts Tasche, die ihrer Tochter (und damit auch ihr) ein sorgloses Leben bis ans Ende ihrer Tage gesichtert hätten. Das hörte nun auf.

Magdas Gegenargument war realistisch. Ihrer Ansicht nach gab es jetzt, zumal nach den Bergrutschwahlen vom vergangenen Jahr, in Deutschland nur noch zwei Möglichkeiten:

»Entweder verschlingt uns der Kommunismus, oder wir werden nationalsozialistisch.« Im erstgenannten Fall, erklärte sie der Mutter gelassen, werde Quandts Geld weder ihm noch ihr nützen. Immerhin war ja bei den Wahlen vom 14.9. 30 die KPD der zweite Sieger nach der NSDAP geworden. Das wußte man auch im Reichspräsidentenpalais, wo in der näheren Umgebung Hindenburgs diejenigen immer mehr an Boden gewannen, die bei der rapiden politischen Radikalisierung für eine Entscheidung zugunsten der Nationalsozialisten als des kleineren Übels eintraten. So war es gerade eben zur Bildung der Harzburger Front gekommen, die bei Hitlers Beauftragung mit der Regierungsbildung am 30. Januar 1933 den Rahmen für sein erstes Kabinett abgab. Auch Quandt und viele andere Konservative, die der Partei Hitlers und Goebbels' ablehnend gegenüberstanden, dachten so. Vielleicht hatte Magda sogar ihre der Mutter gegenüber gebrauchten Argumente bei ihrem geschiedenen Mann gehört, mit dem sie sich im besten Einvernehmen und ständigem Gedankenaustausch befand.

Intimfreundin Ello, der geschiedenen Frau des Quandt-Bruders Wer-

* So Heiber a.a.O.

ner, gegenüber, die ebenso intensiv wie Magdas Mutter vor dieser Ehe gewarnt hatte (und die sich daher nicht wundern durfte, dem Gatten bis an sein Lebensende genauso verhaßt zu sein wie jene), bediente sich Magda anderer Begründungen für ihren unumstößlichen Entschluß, Goebbels zu heiraten. Sie werde mit ihm, sagte sie, »bis ans Ende der Welt« gehen, ja mit ihm zusammen sterben, wenn ihre gemeinsame Sache scheitere. So gelobte sie es auch vor dem (mit einer Hakenkreuzfahne verzierten) Altar: »Bis daß der Tod euch scheide...«
Das Parteisymbol in der Kirche sollte unterstreichen, daß sich die NSDAP im Artikel 24 ihres Parteiprogrammes zu einem »positiven Christentum« bekannt hatte, was im Zeichen der »Harzburger Front« ganz besonders angebracht erschien. Die überkonfessionelle Toleranz jedoch, mit der sich das Parteiprogramm auf keines der christlichen Bekenntnisse festlegte und mit der die beiden Katholiken Hitler und Goebbels - der eine als Zeuge, der andere als Bräutigam - an dieser evangelisch-lutherischen Hochzeit teilnahmen, stieß bei der offiziellen Führung der katholischen Kirche auf wenig Verständnis. Beide wurden aufgrund dieser Hochzeit exkommuniziert.
Als Goebbels mir später die Einzelheiten der ihm und Hitler auferlegten Kirchenstrafe erläuterte, betonte er, daß sie damit nicht der Verpflichtung enthoben wurden, Kirchensteuer zu zahlen. Sie sollten, so wurde ihm damals von zuständiger Stelle bedeutet, bestraft, nicht belohnt werden. So zog denn das Finanzamt bei ihnen rund ein Prozent ihres steuerpflichtigen Einkommens zugunsten der Kirche ein, und das war gar nicht wenig. Als Goebbels heiratete, verdiente er als Gauleiter von Berlin (seit 1926), als Reichspropagandaleiter der NSDAP (seit 1928) und als Mitglied des Reichstags rund 1000 Mark monatlich. Jetzt verdoppelte ihm Hitler die Bezüge, damit er an der Seite Magdas auch ohne die Quandtschen Zuwendungen einigermaßen standesgemäß leben könne. Ein zusätzliches Einkommen verschafften Goebbels seine Bücher. Aus dem runden Dutzend derselben, die er noch vor der Machtübernahme schrieb oder herausgab, darunter auch sein autobiographischer Roman »Michael. Ein deutsches Schicksal« (München 1929), flössen die Honorare anfangs nur spärlich. Der Durchbruch kam mit »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei«, seinen (sorgfältig bearbeiteten) Tagebuchaufzeichnungen vom 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933 (München 1934), die bis zum Kriegsanfang die ungeheure Auflage von 460000 Exemplaren er

reichten. Allein der »Kaiserhof« dürfte Goebbels mehrere hunderttausend Mark eingetragen haben. Das war allerdings noch gar nichts im Vergleich zu den Millionen, die Hitler später »Mein Kampf« eintrug.

Als Goebbels mir diese Folge- und Nebenerscheinung seiner Hochzeit mit Magda erzählte, zitierte er genüßlich: »Die Kirche hat einen großen Magen...« Bei solchen Pointen konnte Goebbels derartig spitzbübisch lachen, daß ich ihm auch als überzeugter Katholik nicht hätte böse sein können (ich war und bin keiner, sondern Protestant, der sich 1937 in Berlin von einem Pfarrer der Bekenntniskirche - und ohne Hakenkreuz auf dem Altar - trauen ließ).

Der einzige unter der kleinen Hochzeitsgesellschaft, der ein weithin sichtbares Hakenkreuz trug, war Harald Quandt. Goebbels und Hitler waren in schlichtem, dunklem Zivil erschienen. Die SA- Männer, die aus Berlin gekommen waren, um für ihren Gauleiter Spalier zu bilden, trugen - wegen des in ihrem Gau verhängten Uniformverbotes - Räuberzivil: zu den braunen Hosen (mehr oder weniger) weiße Hemden, Motorrad- oder Bärenstiefel (mit Haken und Ösen bis zum Knie) und auf dem Kopf eine blaue Seemannsmütze mit Sturmriemen. Nur Harald, der inzwischen sein 10. Lebensjahr vollendet hatte und daher (als Pimpf) der Hitler-Jugend angehören durfte, trug wiederum eine Phantasie-Uniform. Denn der Knirps war wie ein richtiger kleiner SA-Mann angezogen, mit Braunhemd, Reithosen, Schaftstiefeln und leuchtend roter Armbinde mit Hakenkreuz. Das alles mußte freilich nach dieser Hochzeitsmaskerade wieder sorgfältig im Koffer verstaut werden, wollte die Familie nicht bei ihrer Rückkehr nach Berlin Ärger mit dem Vize-Polizeipräsidenten Dr. Bernhard Weiß, von Goebbels »Isidor« genannt, bekommen, der auf den Verfasser des ausgesprochen judenfeindlichen Pamphletes »Das Buch Isidor« ohnehin nicht gut zu sprechen war.

Bei der Hochzeit in Severin marschierte »der jüngste Hitlerjunge«, als der er sich »bei seinem Führer« gemeldet hatte, an der Spitze des Brautzuges neben seiner schönen Mutter und dem gleichfalls strahlenden neuen Stiefvater. Das war kein Zufall, sondern bewußte Symbolik. Harald hatte ja die erste Verbindung zwischen Hitler und Magda hergestellt. Gewiß, sie hatte dabei - recht geschickt - Regie geführt. Möglicherweise war sogar der leibliche Vater, Günter Quandt, der Hitler ja wenige Stunden zuvor am gleichen Ort, im Kaiserhof, wie von Wagener bezeugt, in finanzieller Mission aufge-

sucht hatte, unterrichtet oder sogar als Regieassistent an der Inszenierung des Diotima-Dramas beteiligt, das mit der Hochzeit von Severin seinen Anfang nahm. Da durfte dieser bildschöne, blonde Junge aus einer der führenden Industriellenfamilien der Weimarer Republik nicht fehlen, aus jener Gesellschaftsschicht nämlich, die gerade im Begriff stand, Hitler die Hand zu reichen, damit er die erste Stufe zur später von ihm unumschränkt ausgeübten Macht erklimme, und er mußte dabei die provozierende Uniform der revolutionären Arbeiterpartei (wie sie sich nannte) tragen, die ja in Wirklichkeit nicht den Kampf der Arbeiterklasse gegen alle andern und - im Sinne des Marxismus - die Diktatur des Proletariates, sondern die Aussöhnung und das Zusammenwirken aller Klassen und Stämme des deutschen Volkes in einer einzigen großen Gemeinschaft anstrebte.

Als keine vierzehn Jahre später mit einer zweiten Hochzeit, bei der die Rollen vertauscht waren, indem diesmal Hitler statt des Trauzeugen selbst den Bräutigam spielte, während Goebbels sich mit der Rolle des Zeugen begnügte, der letzte Akt des Diotima-Dramas begann, konnte Harald Quandt nicht dabeisein. Der schwer verwundet an der Italienfront in britische Gefangenschaft geratene Leutnant der Fallschirmtruppe befand sich in einem Kriegsgefangenenlager in Kanada. An ihn wurden die beiden Briefe von Magda und Joseph Goebbels gerichtet, die Hanna Reitsch im Morgengrauen des Sonntags, 29. April 1945, aus der belagerten Reichskanzlei heraus und - wie durch ein Wunder - über den sowjetischen Einschließungsring hinweg in den Westen fliegen konnte. In der nächsten Nacht heirateten Adolf Hitler und Eva Braun. Goebbels hatte einen Standesbeamten aufgetrieben, der im Bunker die Trauung vollzog, ganz wie sich das gehört. Die Brautleute wurden nach damaliger Vorschrift befragt, ob sie arischer Abstammung seien. Beide bejahten. Sogar ein richtiger Trauschein wurde ausgestellt. Goebbels setzte als Zeuge seine Unterschrift darunter. Dann gab es ein Glas Sekt, zu dem ein bescheidener Imbiß gereicht wurde. Außer dem Brautpaar waren nur sechs Gäste anwesend, die wichtigsten Joseph und Magda Goebbels. Die Braut war selig. Sie war am Ziel ihrer Wünsche. Daß gleich dahinter das Ende ihres Lebens lag, bedeutete ihr nichts. Noch in der gleichen Nacht machte Hitler sein Testament. Am nächsten Tag beging er mit der ihm gerade angetrauten jungen Frau Selbstmord. Der Familie Goebbels blieb noch ein weiterer Tag zu leben. Ihre

letzten Grüße galten Harald Quandt, der sie mit Hitler zusammengeführt hatte.
Goebbels schrieb:

»Mein lieber Harald! Wir sitzen eingeschlossen im Führerbunker in der Reichskanzlei und kämpfen um unser Leben und um unsere Ehre. Wie dieser Kampf ausgehen wird, das weiß nur Gott allein. Ich aber weiß, daß wir nur mit Ehre und Ruhm lebend oder tot daraus hervorgehen werden. Ich glaube kaum, daß wir uns noch einmal Wiedersehen werden. Darum sind das wahrscheinlich die letzten Zeilen, die Du von mir empfängst. Ich erwarte von Dir, daß Du, wenn Du diesen Krieg überstehst, Deiner Mutter und mir nur Ehre machen wirst. Es ist gar nicht nötig, daß wir lebend da sind, um auf die Zukunft unseres Volkes einzuwirken. Du wirst unter Umständen der einzige sein, der unsere Familientradition weiterführt. Tue es immer so, daß wir uns dessen nie zu schämen brauchen. Deutschland wird diesen furchtbaren Krieg überstehen, aber nur dann, wenn unser Volk Beispiele vor Augen hat, an denen es sich wiederaufrichten kann. Ein solches Beispiel wollen wir geben. Du kannst stolz darauf sein, eine Mutter wie die Deine zu besitzen. Der Führer hat ihr gestern abend das Goldene Parteiabzeichen, das er jahrelang an seinem Rock trug, gegeben, und sie hat es auch verdient. Du darfst in Zukunft nur eine Aufgabe kennen, Dich des schwersten Opfers, das wir zu bringen bereit und entschlossen sind, wert zu erweisen. Ich weiß, daß Du das tun wirst. Laß Dich nicht vom Lärm der Welt, der nun einsetzen wird, verwirren. Die Lügen werden eines Tages in sich zusammenbrechen und über ihnen wieder die Wahrheit triumphieren. Es wird die Stunde sein, da wir über allem stehen, rein und makellos, so wie unser Glaube und Streben immer gewesen ist.
Leb wohl, mein lieber Harald! Ob wir uns jemals Wiedersehen werden, das steht bei Gott. Wenn nein, dann sei immer stolz darauf, zu einer Familie zu gehören, die dem Führer und seiner reinen, heiligen Sache auch im Unglück bis zum letzten Augenblick treu geblieben ist.
Alles Gute und meine herzlichsten Grüße

Dein Papa«

Magdas Brief mit der Datumszeile »Geschrieben im Führerbunker am 29. April 1945« hat folgenden Wortlaut:

»Mein geliebter Sohn!
Nun sind wir schon sechs Tage hier im Führerbunker, Papa, Deine sechs kleinen Geschwister und ich, um unserem nationalsozialistischen Leben den einzig möglichen ehrenvollen Abschluß zu geben. Ob Du diesen Brief erhältst, weiß ich nicht. Vielleicht gibt es noch eine menschliche Seele, die es mir ermöglicht, Dir meine letzten Grüße zu senden. Du sollst wissen, daß ich gegen den Willen Papas bei ihm geblieben bin, daß noch vorigen Sonntag der Führer mir helfen wollte, hier herauszukommen. Du kennst Deine Mutter. Wir haben dasselbe Blut. Es gab für mich keine Überlegung. Unsere herrliche Idee geht zugrunde, mit ihr alles, was ich Schönes, Bewundernswertes, Edles und Gutes in meinem Leben gekannt habe. Die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, ist nicht wert, darin zu leben, und deshalb habe ich auch die Kinder hierher mitgenommen. Sie sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein gnädiger Gott wird mich verstehen, wenn ich selbst ihnen die Erlösung geben werde. Du wirst weiterleben, und ich habe die einzige Bitte an Dich, vergiß nie, daß Du ein Deutscher bist, tue nie, was gegen die Ehre ist, und sorge dafür, daß durch Dein Leben unser Tod nicht umsonst gewesen ist. Die Kinder sind wunderbar. Ohne Hilfe helfen sie sich selbst in diesen mehr als primitiven Verhältnissen. Ob sie auf dem Boden schlafen, ob sie sich waschen können, ob sie zu essen haben und was, niemals ein Wort der Klage oder ein Weinen. Die Einschläge erschüttern den Bunker. Die Größeren beschützen die noch Kleineren, und ihre Anwesenheit hier ist schon dadurch ein Segen, daß sie dem Führer hin und wieder ein Lächeln abgewinnen.
Gestern abend hat der Führer sein Goldenes Parteiabzeichen abgenommen und mir angeheftet. Ich bin stolz und glücklich. Gott gebe, daß mir die Kraft bleibt, das Letzte und Schwerste zu tun. Wir haben nur noch ein Ziel: Treue bis in den Tod dem Führer, und daß wir zusammen das Leben mit ihm beenden können, ist eine Gnade des Schicksals, mit der wir niemals zu rechnen wagten.
Harald, lieber Junge, ich gebe Dir das Beste noch auf den Weg, was das Leben mich gelehrt hat. Sei treu selbst, treu den Menschen und Deinem Land gegenüber in jeder Beziehung.
Einen neuen Bogen anzufangen ist schwer. Wer weiß, ob ich ihn ausfüllen kann. Aber ich möchte noch so viel Liebe Dir geben, soviel Kraft, und Dir jede Trauer über unseren Verlust nehmen. Sei stolz

auf uns und versuche, uns in stolzer und freudiger Erinnerung zu behalten. Einmal muß jeder Mensch sterben, und ist es nicht schöner, ehrenvoll und tapfer kurz zu leben, als unter schmachvollen Bedingungen ein langes Leben zu führen?
Der Brief soll raus - Hanna Reitsch nimmt ihn mit. Sie fliegt nochmal raus. Ich umarme Dich in innigster, herzlichster, mütterlichster Liebe! Mein geliebter Sohn, lebe für Deutschland!
Deine Mutter«

Rheydt, Joseph-Goebbels-Straße 156

Die Stadt, in der Goebbels geboren wurde, und die Straße, in der er aufwuchs und die im Dritten Reich seinen Namen trug, gibt es beide nicht mehr. Rheydt schloß sich schon vorübergehend mit der unmittelbar angrenzenden Nachbarstadt zusammen, als diese noch (bis 1950) München-Gladbach hieß, und wurde 1975 endgültig eingemeindet. Es entstand die Großgemeinde Mönchengladbach, die mit ihren 257501 Einwohnern (1985) unter den westdeutschen Großstädten an 23. Stelle rangiert. Rheydt blieb nur als Name eines Stadtteils im Sinne einer wohlverstandenen Traditionspflege erhalten. Davon konnte bei der in der Überschrift dieses Kapitels genannten Straße nicht die Rede sein. Sie heißt wieder - schlicht wie früher - Dahlener Straße. Die verdächtigen Straßenschilder und eine an die Geburt des ehemaligen Rheydter Ehrenbürgers erinnernde Gedenktafel wurden von um das Schicksal ihrer Stadt bangenden Bürgern rechtzeitig beim Einmarsch der amerikanischen Sieger entfernt.

Anfang März 1945 mußte ich dem Minister den Bericht eines USA-Kriegskorrespondenten vorlegen, der unter dem Titel »Aus der Heimatstadt des Nazi-Propagandaministers« ausführlich über die Vorgänge in Rheydt bei und nach dem Einmarsch der Amerikaner berichtete. Die ersten Agentur- und Rundfunkmeldungen des Feindes aus seiner Heimatstadt hatte er zwar gelesen, aber mit einer verächtlichen Geste beiseite geschoben. »Die üblichen Lügen«, sagte er, »legen Sie mir bitte solche Meldungen in Zukunft nicht mehr vor.« Er machte dabei ein Gesicht, als sei er von einem lästigen Ungeziefer gestochen worden. Aber diesen Bericht, fand ich, mußte er lesen. Er enthielt so viele Einzelheiten, auch Namen, daß das nicht alles pure Phantasie sein konnte. Insbesondere wurde der bisherige stellvertretende NS-Bürgermeister der Stadt, Heinrich Vogelsang, erwähnt, der die Sieger in Rheydt nicht nur willkommen geheißen, sondern sich ihnen auch spontan zur Mitarbeit zur Verfügung gestellt hatte. Er sei zwar auch Parteigenosse gewesen, aber nur gezwungenermaßen, habe er glaubwürdig versichert; im Grunde seines Herzens sei er stets Nazigegner geblieben.

»Als Goebbels diesen Bericht liest«, heißt es in meiner Tagebucheintragung vom 11. März 1945, »entstellt sich sein Gesicht vor Wut.« Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er das von mir (mit Blaustift, wie es sich für persönliche Referenten und Abteilungsleiter gehörte) angestrichene Blatt in der einen Hand hielt, mit dem Rücken der anderen dagegen schlug und mit breitgezogenem Mund haßerfüllt zischte: »Dieses Schwein, dieser vollgefressene Spießer, dieser Zentrumslump!« Gezwungen, in die Partei einzutreten! Gebettelt, gewinselt habe er, um gnädigst aufgenommen zu werden. Mit Briefen habe er ihn nach 1933 überschüttet, in denen er beschwor, seine politische Vergangenheit in der Zentrumspartei, die damals im katholischen Rheinland zum guten Ton gehörte, sei nur ein bedauerlicher Irrtum gewesen.

Goebbels war aufgestanden, steckte die Hände in die Hosentaschen, senkte den Kopf und humpelte ein paar Schritte hin und her, wie er das gerne tat, wenn er intensiv zu denken hatte. »Das soll er mir büßen!« fauchte er. Er werde aus seinen besten Berliner Aktivisten eine Terrorgruppe aufstellen lassen, die nur eine Aufgabe zu erfüllen habe: »diesen Lumpen an einem Rheydter Laternenpfahl aufzuknüpfen«.

Alle Einzelheiten der Aktion wurden sofort mit Gaustabsamtsleiter Schach besprochen. Noch am gleichen Abend holte er persönlich Hitlers Genehmigung dafür ein. Welchen Erfolg das nicht mehr allzu sinnvolle Racheunternehmen hatte und ob es überhaupt stattfand, weiß ich nicht. Ehe seine Leute - und wären sie noch so verwegen und geschickt gewesen - nach Rheydt gelangen konnten, war das ganze linksrheinische Gebiet bereits fest in der Hand des Feindes, für den auch der Rhein kein Hindernis mehr darstellte. Immerhin gab allein die Planung des Unternehmens Vogelsang durch Goebbels den Anlaß zur Bildung der Legende, er habe den »Werwolf«, jene angebliche nationalsozialistische Parteiorganisation, die es nie gegeben hat, erfunden oder gar geleitet. Tatsächlich entsprang der »Werwolf« - »fauchend, aber zahnlos«, wie Goebbels sich einmal sarkastisch ausdrückte - dem wirren Kopf des Reichsleiters Dr. Robert Ley, der erstaunlicherweise - wie so mancher - bis zuletzt bei Hitler eine Art Narrenfreiheit genoß. Alle Beschwerden meines Chefs über den schweren Schaden, den dieser Narr anrichtete, fruchteten nichts. Er erhielt nicht einmal Schreibverbot. Er mußte lediglich in den letzten Monaten seine hirnverbrannten Leitartikel vor der Veröffentlichung

bei Goebbels vorlegen, was für mich die lästige Aufgabe mit sich brachte, sie einigermaßen lesbar zu machen und wenigstens den gröbsten Unsinn zu streichen.
Goebbels war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß für eine auch nur den geringsten Erfolg versprechende gewalttätige Widerstandsbewegung, wie sie in so vielen von uns besetzten Ländern entstanden war, materiell, politisch und psychologisch auch nicht die geringsten Voraussetzungen mehr in unserem Volk vorhanden waren. Als sich die Vorgänge, die ihn in seiner Heimatstadt derartig in Rage versetzt hatten, fast überall wiederholten, wo die westlichen Sieger einzogen, sagte er mir (am 25. März 1945): »Die meisten dieser Menschen sind von sechs Kriegsjahren körperlich und seelisch derart zerrüttet, daß man von ihnen gar nichts anderes erwarten kann.«
Werwölfe, das wußte er, waren die Deutschen im März 1945 nicht mehr. Er hatte mit der übertriebenen, aber sehr typischen Liebe des Kleinstädters zu seiner engsten Heimat von seinen Rheydter Mitbürgern ganz einfach zuviel erwartet.
Wer - wie ich - noch Katharina Goebbels, Josephs Mutter, seine Brüder Conrad und Hans, seine kleine Schwester Maria und sonstige Verwandte persönlich gekannt hat, wird den Menschen Goebbels immer nur aus dem Kreis seiner kleinbürgerlichen Familie und der Atmosphäre der rheinischen Industriestadt zu erklären versuchen, in die er am 29. Oktober 1897 hineingeboren wurde. In diesem Jahr 1897 hatte die Stadt Rheydt nicht viel mehr als 30000 Einwohner. Zehn Jahre später war sie mit ihrer schnell aufblühenden (vor allem Textil-) Industrie auf 43000 angewachsen. In dem industriellen Mikroorganismus Rheydt spiegelte sich die atemberaubende Entwicklung wider, die Deutschland nach seiner Einigung durch Bismarck genommen hatte. Nach den zweifellos überhitzten und ungesunden Gründerjahren (1871-73) hatte eine stetige und kraftvolle Entwicklung der deutschen Wirtschaft eingesetzt, die schnell zu spektakulären Erfolgen führte. Durch die Wiedereingliederung der alten Reichslande Elsaß und Lothringen waren die Rohstoffe für den Aufstieg der deutschen Schwerindustrie an die Spitze derjenigen Europas gegeben. Mit Lothringens Steinkohlen- und Eisenerzlagern hatte Frankreich zwei Drittel seiner Stahlproduktion bestritten. Jetzt wanderten diese Rohstoffe in deutsche Hütten. Aber aus den 1871 in Lothringen geförderten weniger als 400000 Tonnen Erz wurden unter deutscher Leitung bis zum Ersten Weltkrieg 18 Millionen Tonnen.

Mit den 1904 im Elsaß entdeckten Kali-Lagern wurde die deutsche Kali-Industrie, in der Günter Quandt zwischen den beiden Weltkriegen - wie wir wissen - eine so wichtige Rolle spielte, die führende der Welt. Bis zum Ersten Weltkrieg beherrschte sie den Weltmarkt zu 96% (!).
Zur gleichen Zeit hatte Deutschland die europäische Führungsposition der Eisen- und Stahlproduktion errungen. Schon um die Jahrhundertwende war England, das noch 1880 doppelt soviel Stahl wie Deutschland erzeugte, in dieser Beziehung überflügelt worden. 1895 blieb die industrielle Gesamtproduktion Englands bereits hinter der deutschen zurück. Das sollte bald auch im Welthandel der Fall sein, wo England auf den dritten Platz hinter den USA und Deutschland zurückfiel.
Es war gleichfalls in Goebbels' Geburtsjahr 1897, daß in diesem erregenden Leistungswettkampf das sogenannte »Blaue Band«, die begehrte Auszeichnung für die schnellste Überquerung des Atlantiks durch ein Fahrgastschiff (zwischen Cherbourg und New York) an Deutschland fiel. Drei Jahre zuvor war das erste internationale Autorennen (von Paris nach Rouen) von einem deutschen Wagen (Daimler) gewonnen worden. Aber die mit Fleiß und Zähigkeit errungene deutsche Weltgeltung blieb nach einer der blendenden Formulierungen Hellmut Diwalds, der all diese Daten sorgfältig zusammengetragen hat*, »wie ein Weichtier ohne Schale«, wenn sie nicht durch eine entsprechende Seemacht geschützt wurde. Darum hatte Wilhelm II. - auch dies im Schicksalsjahr 1897 - bei seiner Thronrede völlig zutreffend und durchaus diplomatisch (was nicht bei all seinen häufig und gern gehaltenen Reden der Fall war) erklärt: »Wenngleich es nicht unsere Aufgabe sein kann, den Seemächten ersten Ranges gleichzukommen, so muß Deutschland sich doch in den Stand gesetzt sehen, auch durch seine Rüstung zur See sein Ansehen unter den Völkern der Erde zu behaupten.«
Und bald darauf, noch im gleichen Jahr, prägte der Chef der kaiserlichen Außenpolitik, Staatssekretär Bernhard von Bülow, der später (von 1900-1904) einer der 22 Reichskanzler wurde, die Goebbels in diesem höchsten Regierungsamt vorausgingen, das berühmte Wort von Deutschlands »Platz an der Sonne«, den wir verlangten, ohne jemand in den Schatten stellen zu wollen. Die Zeiten, sagte er, seien

* Geschichte der Deutschen, Propyläen Verlag 1978.

vorbei, »wo der Deutsche dem einen seiner Nachbarn die Erde überließ, dem anderen das Meer und sich selbst den Himmel reservierte«.
Diese Zusammenhänge waren dem kleinen Joseph Goebbels, wie ich aus vielen und eingehenden Gesprächen weiß, zwar nicht in allen Einzelheiten bekannt, aber als die Atmosphäre jener Jahre bestimmend durchaus vertraut. Für mich waren in einem vergleichbaren Alter von sechs, sieben oder acht Jahren die in Berlin meuternden Matrosen und Marxisten das meine ganze künftige politische Ausrichtung bestimmende Erlebnis.
Den fünfzehn Jahre älteren Goebbels formten politisch-weltanschaulich die zuvor skizzierten Vorgänge im ersten und beginnenden zweiten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts. Er erlebte sie als Sohn einer mit dem Zweiten Reich in vollem Aufstieg befindlichen Familie. Sein Vater, Friedrich oder Fritz Göbbels, wie die Familie ihren im Rheinland nicht ungewöhnlichen Namen schrieb (auch der Name des Färbers Giles Gobelin, der im 15. Jahrhundert in Paris lebte und nach dem die berühmten Wandteppiche benannt werden, hat den gleichen Stamm), sah in seinem dritten Kind die greifbare Möglichkeit des von ihm erfolgreich eingeleiteten Aufstieges von einer Gesellschaftsschicht in die nächsthöhere. Er nahm sie wahr, ohne daß die anderen Geschwister, zwei ältere Brüder und zwei Schwestern, von denen die eine in jungen Jahre starb, zu kurz kommen sollten. Fritz Göbbels hatte sich in der Rheydter Dochtfabrik W. H. Lennartz vom Laufburschen über den gelernten Arbeiter zum Werkmeister und - durch Selbststudium - zum Schreiber, Buchhalter und schließlich Prokuristen hochgearbeitet. Er hatte den blauen Kragen seiner Arbeitstracht endgültig mit dem weißen vertauscht.
Mir scheint es kennzeichnend, daß die beiden wichtigsten bisher erschienenen Goebbels-Biographien mit wörtlichen Zitaten aus meinen Tagebüchern* über die Goebbelsschen Familienverhältnisse beginnen. Fraenkel/Manvell (Kiepenheuer & Witsch, Köln/Berlin 1960) begnügen sich mit der Schilderung des Klavierkaufes und der Finanzierung eines Opernbesuches in Köln für Joseph durch den Vater. Helmut Heiber**, der diese Episode gleichfalls erwähnt, zitiert bereits auf der neunten Zeile seines Buches: »Es ist wie im Märchen

* In der Urfassung unter dem Titel »Mit Goebbels bis zum Ende« in zwei Bänden 1949/50 im Dürer Verlag, Buenos Aires, erschienen.
** Joseph Goebbels, a.a.O.

vom häßlichen, kleinen Entlein, wo sich das kümmerlichste der Küken schließlich zu einem stolzen Schwan entwickelt, der sich mit rauschendem Flügelschlag hoch über die Brüder erhebt.«
Mit diesem »poetischen Vergleich«, wie Heiber ironisiert, habe ich tatsächlich in meinem Buch den Besuch der beiden Goebbels-Brüder und ihrer Ehefrauen beim Minister im April 1944 eingeleitet. Er drängte sich auf, als ich meinen Chef zusammen mit seinen Brüdern und vor allem deren Ehefrauen beobachten konnte, die in ihren guten Schwarzseidenen, die Hände vor Verlegenheit über dem Leib gefaltet, die sie umgebende ministerielle Pracht scheu bestaunten, sich nur auf die Kanten der Damastsessel setzten, verstohlen mal eine Tischdecke oder einen Vorhang anfaßten und die Schwägerin am liebsten gefragt hätten, was das wohl alles gekostet hat.
Die Familienähnlichkeit zwischen den Brüdern war unverkennbar. Alle drei waren von kleiner Statur mit dunklen Haaren und Augen und von lebhaftem Temperament. Alle drei sprachen mit dem ihrer rheinischen Heimat eigenen Tonfall. Auch die beiden anderen hatten es im Leben zu etwas gebracht. Hans, der Älteste, war Direktor einer Versicherungsgesellschaft in Düsseldorf, Conrad leitete den Partei-Verlag in Frankfurt am Main. Auch sie trugen das Goldene Parteiabzeichen. Sie hatten sich also - im Gegensatz zum Vater, der bis zu seinem Tod (am 7. November 1929) dem Nationalsozialismus als guter Katholik ablehnend gegenüberstand - von der Idee ihres Bruders (gewiß nicht zu ihrem Schaden) überzeugen lassen. Aber trotz all dieser Übereinstimmung war es kaum zu glauben, daß sie alle aus dem gleichen Nest stammten. Zwei dieser Brüder wirkten auf mich sympathisch, aber alles andere als faszinierend, typische Repräsentanten des guten deutschen Mittelstandes, so daß »die Größe und Ungewöhnlichkeit des dritten« - wie es in meinem Tagebuch hieß - in ihrer Gesellschaft um so stärker hervortrat.
An diesem Abend - der Familienbesuch war wieder abgereist - plauderte der Minister vor dem Kamin im »Haus am Bogensee« über sein Milieu, das ihn so stark prägte. »Sehen Sie«, sagte er nach meinen Aufzeichnungen in Kommentierung des heutigen Besuches wörtlich, »wir stammen aus dem Milieu des gehobenen Arbeiterstandes, jener aufstrebenden Schicht zwischen Proletariat und Bürgertum, die ein so wertvolles und fruchtbares Element unseres Volkskörpers darstellt.«
Daraus hat Goebbels nie einen Hehl gemacht. Ihm ist vorgeworfen

worden, er habe sich mal als Arbeiter-, mal als Bauernsohn aufgespielt. Er war beides. Väterlicherseits waren seine Vorfahren bis ins 18. Jahrhundert nachweislich Bauern. Zwar fing Fritz Göbbels, Josephs Vater, als Arbeiter an, aber nur, weil Großvater Konrad, Hofverwalter im Jülichschen, von der aufblühenden Industriestadt Rheydt angelockt, dorthin gezogen war. Auch Konrads Gattin, Josephs Großmutter Margarete geborene Roßkamp, war rheinischbäuerlicher Herkunft. Über Jahrzehnte fungierten die Göbbels-Vor- fahren väterlicherseits in den Chroniken als Bauern, Ackerer oder Kätner.

Der Arbeiterzweig im Goebbels-Stammbaum befindet sich auf mütterlicher Seite. Maria Katharina Odenhausen, Josephs Mutter, wurde (am 18.4. 1869) in Übach am deutsch-holländischen Grenzflüßchen Wurm (im Kreis Geilenberg) als Tochter eines Grobschmieds und dessen aus der Arbeiterfamilie Coervers stammenden Ehefrau geboren. Es war dies eine typische Grenzlandehe. Denn die Coervers' waren im Limburger Land ansässig, jener holländischen Provinz im äußersten Südosten des Landes, die sich als (manchmal nur wenige Kilometer breiter) Schlauch zwischen Deutschland und Belgien schiebt. Daß Goebbels' Mutter »Holländerin von Geburt« gewesen sei, ist eines jener Märchen (in diesem Fall ein relativ harmloses), das manche der bisherigen Goebbels-Biographen der Nachwelt aufzutischen versuchen. Einer der leichtfertigsten unter ihnen, Curt Riess, macht sich an ein weniger harmloses Thema, die Körperbehinderung des Ministers, und stellt dabei, ohne den leisesten Versuch, Beweise zu erbringen oder auch nur Quellen zu nennen, nachweislich falsche Behauptungen auf. Das ist deswegen so bedenklich, weil eben dieser Beinschaden neben seinem Milieu der wichtigste Faktor zur Formung und damit zum Verständnis des Menschen Joseph Goebbels ist. Bei Riess heißt es lakonisch: »Er bekam Knochenmarkentzündung.« Und zwar angeblich im Alter von sieben Jahren. Als Folge einer notwendigen Operation sei das linke Bein rund 8 cm kürzer, dünn und kraftlos geblieben.

Es war nicht das linke, sondern das rechte Bein, wie alle wissen, die Goebbels jemals in ihrem Leben gesehen haben. Nach Hans-Otto Meissner handelte es sich bei dem Körperfehler um einen »angeborenen Klumpfuß«, was ihm zu bestätigen seine Hauptzeugin, die sonst so ungezwungen plaudernde Ello Quandt, nicht wagte. Der Wahrheit

am nächsten kommt wohl Heiber, der die Behinderung - zutreffend - am rechten Bein und - wahrscheinlich - aufgrund einer tückischen Krankheit (nicht Operation) im Alter von vier Jahren (vermutlich Kinderlähmung) feststellt.

Tatsache ist, daß keiner der nach 1945 noch anzutreffenden Familienangehörigen oder persönlichen Mitarbeiter und Bekannten des Ministers darüber auch nur die geringsten verbindlichen Angaben machen konnte. Jedermann wußte von seiner Behinderung, aber es wurde nie davon gesprochen. Auch ich wollte und konnte ihn natürlich nicht danach fragen, auch seine Mutter und seine Geschwister nicht. Magda wußte gewiß, worum es sich handelte. Aber sie schwieg, selbst ihrer Busenfreundin Ello Quandt gegenüber, so daß auch diese nach 1945 nichts darüber verraten konnte.

Ich bekam in dieser Hinsicht von Goebbels persönlich nur einen einzigen Hinweis. Ich hatte ihm gegenüber einmal beiläufig erwähnt, daß wir einige Schwierigkeiten mit unserem ältesten Sohn hätten, der bei Kriegsbeginn, als ich in Polen an der Front stand, im Alter von knapp zwei Jahren ein Opfer der Kinderlähmung wurde und jetzt Probleme mit seinem einen in der Entwicklung zurückgebliebenen Bein habe, wenn er auch sonst diese tückische Krankheit gut überstanden habe. Spät abends, als er sich wie üblich mit ein paar Büchern oder Schallplatten im Arm zurückzog, reichte er mir mit den Worten »Kennen Sie den?« einen Roman des damals noch lebenden englischen Schriftstellers Somerset Maugham, der zu dem von ihm bevorzugten Kreis zeitgenössischer Erzähler gehörte. Ich kannte ihn nicht. »Dann lesen Sie ihn mal«, sagte Goebbels und verabschiedete sich.

Ich tat es. Es war die meisterhafte Darstellung der Entwicklung eines jungen Menschen, der durch sein verformtes Bein schwer zu leiden hatte, seelisch noch mehr als körperlich. Diese Körperbehinderung formte seinen ganzen Charakter und sein ganzes zukünftiges Leben. Der Roman packte mich, weil ich auf jeder Seite an meinen eigenen Jungen denken mußte. Aber hatte Goebbels ihn mir deswegen zu lesen gegeben? Vielleicht. Heute bin ich jedoch der Meinung, daß er mir als Vater eines vom Schicksal ähnlich schwer getroffenen Menschen Verständnis für sein eigenes Wesen und Werden vermitteln wollte. Ich neige daher der logischen Annahme Heibers zu, daß Goebbels' »Klumpfuß« die Folge eines durch die Kinderlähmung in ganz jungen Jahren verkümmerten Beines war.

Josephs Mutter war von allen Familienmitgliedern, die ich kennelernte, die eindrucksvollste Erscheinung, von bescheidener Bildung gewiß, aber keineswegs eine Art Analphabetin, die kaum ein richtiges Wort Hochdeutsch habe sprechen können, wie das von einigen Biographen dargestellt wird. Sie sprach wenig, aber alles, was sie sagte, hatte Hand und Fuß. So bescheiden und zurückhaltend sie auch war, besaß sie doch die nötige Autorität, um diese siebenköpfige Familie auf dem vom Vater bestimmten beschwerlichen Weg nach oben zusammenzuhalten. »Der steile Aufstieg« (so hieß später eine Sammlung von Reden und Aufsätzen des Ministers, als es mit uns schon gar nicht mehr bergauf, sondern immer steiler bergab ging) dieser Familie wäre fraglos ohne die Mutter nie gelungen. Goebbels bewunderte noch im Alter die Klarheit ihres Urteils und ihren gesunden Menschenverstand. Er sprach mit ihr gerne über schwierige Probleme auch der Politik, um ihre Meinung zu hören. Sie war für ihn so etwas wie des Volkes Stimme. Vor ihrer tiefen Frömmigkeit hatte er größte Hochachtung, auch als er sie nicht mehr teilte. Sie gab ihr die Sicherheit und Ausgeglichenheit, die Stärke ihrer Persönlichkeit. Er sprach oft und bewundernd davon, obwohl ich die rührende Geschichte von der wunderbaren Rettung des schwerkranken Vaters durch gemeinsames Gebet, die in all seinen Biographien mehr oder weniger larmoyant wiedergegeben wird, aus seinem Mund nie zu hören bekam. Wenn sie sich wirklich so zutrug, wie sie berichtet wird - der Vater war von den Ärzten bei einer schweren Lungenentzündung bereits aufgegeben, wurde aber gesund, nachdem die Mutter mit sämtlichen Kindern an seinem Bett niedergekniet war und mit ihnen gemeinsam gesungen und gebetet hatte -, erschien sie Goebbels vielleicht zu dick aufgetragen.

Ich hatte für Katharina Goebbels, die ich gerade in den letzten Tagen des Krieges öfter als früher sah, weil sie bis zu ihrem 76. Geburtstag bei der Familie Goebbels in Berlin lebte, eine große Zuneigung, die auch von der alten Dame erwidert wurde. Sie war nur neun Jahre älter als meine eigene Mutter, die ich in diesen turbulenten Jahren kaum mehr zu Gesicht bekommen hatte. Und sie gehörte zwar der anderen Konfession an, hatte aber die gleiche Glaubensstärke und Zuversicht in Gott, die ihr die gleiche Kraft und Ausgeglichenheit wie meiner Mutter verlieh. Das spiegelte sich bei beiden sogar in ihren noch im Alter schönen Gesichtern wider.

Natürlich war auch meine Mutter - wie die Mutter Goebbels' - mit

der politischen Betätigung ihres Sohnes nicht einverstanden. Aber sie fand sich damit ab. Und sie tröstete sich mit der damals von Mund zu Mund - vielleicht absichtlich - verbreiteten Anekdote, daß Hitler auf seinem Nachttisch stets eine Bibel liegen habe, in der er gern zu lesen pflege.

Das stimmte nun freilich - wie man heute weiß - ganz gewiß nicht. Aber auch Katharina Goebbels fand Argumentationen, um sich mit der politischen Rolle ihres Sohnes abzufinden. Sie hat ihn nie - wie der ebenso streng katholische Vater - zurechtgewiesen oder auf den Pfad der Kirche zurückzuführen versucht. Sie ist ihm bis zuletzt die verständnisvolle, fürsorgliche Mutter geblieben. Und er hat es - ebenso wie ich - mit Rücksicht auf die Mutter nie übers Herz gebracht, der Kirche, mit der er innerlich gebrochen hatte, auch formell den Rücken zu kehren.

Katharina Goebbels war bereit, das Schicksal des Reichspropagandaministers, über das in diesen letzten Apriltagen des Jahres 1945 kein Zweifel mehr bestehen konnte, zu teilen. Er erlaubte es ihr nicht. Seiner Frau hatte er anheimgestellt, ihr und das Leben ihrer Kinder in Sicherheit zu bringen. Seine Mutter zwang er dazu. Am 18. April 1945 war sie 76 Jahre alt geworden. Am nächsten Tag mußte sie zusammen mit ihrer Tochter Maria Kimmich und deren Neugeborenem die Reichshauptstadt unter prekären Verhältnissen verlassen. Sie erreichten, Großmutter und Enkelkind zeitweise in der gleichen Schubkarre, den rettenden Westen, in dem Katharina Goebbels noch beinahe 90 Jahre alt wurde.

Friedrich Göbbels, ihr Mann, starb 30 Jahre früher. Er war dem »mißratenen« Sohn gegenüber nicht so tolerant wie sie. Er hat ihn zwar nicht verflucht, wie dieser selbst befürchtete, aber er hat ihm, der sich beim Abschluß seines Studiums in einem Brief an den Vater selbst bezichtigte, daß er »seine Eltern verließ und in die Irre ging«, doch in Form von zwei Fragen ganz deutlich seine Meinung gesagt. »Hast Du«, so hieß es in der väterlichen Antwort, »oder beabsichtigst Du Bücher zu schreiben, die mit der katholischen Religion nicht zu vereinbaren sind?« Und: »Willst Du vielleicht einen Beruf ergreifen, in den kein Katholik paßt?«

An den eines Reichspropagandaleiters der NSDAP oder gar eines Reichspropagandaministers dürfte Vater Göbbels bestimmt nicht gedacht haben. Als er 1929 starb, war sein Sohn zwar schon als Gauleiter und Reichstagsabgeordneter seiner Partei recht hoch ge-

stiegen, aber mit dieser von der schließlichen Machtübernahme doch noch sehr weit entfernt. Vater Göbbels hat zu seinen Lebzeiten einen Regierungsantritt der Nationalsozialisten wahrlich nicht herbeigesehnt, sondern manches getan, ihn zu verhindern. Und doch war er schon lange Jahre vorher ganz Vater, wie aus einer mir von Goebbels anvertrauten Episode hervorgeht, die in der gesamten Goebbels- Literatur verschwiegen wird, obwohl keiner ihrer Autoren auf meine Tagebücher als Quelle verzichtet hat. Ich halte sie an sich und die Tatsache, daß Goebbels sie mit sichtlicher Freude an Details erzählte, für menschlich bedeutsam.

Er tat es im Frühjahr 1944 (aufgeschrieben am 24. April dieses Jahres) vor dem Kamin in Lanke, dessen Flammen ihn offenbar - ich berichtete schon davon - nachdenklich machten, was zu langen Monologen führte, die ich als nahezu stummer, aber dafür um so aufmerksamerer Zuhörer miterlebte. Äußerer Anlaß war der gerade beendete Familienbesuch. Seine beiden älteren Brüder hatten in ihm die Erinnerung an die heimatliche Kleinstadt und seine dort unter so bescheidenen Verhältnissen lebende Familie wachgerufen. Die Sorgfalt und Zielstrebigkeit, mit der sein Vater Groschen auf Groschen legte, um aus dem Dasein des Proletariers heraus in eine gehobenere soziale Stellung zu gelangen, geht aus dem »blau kartonierten Kontobüchlein« hervor, das im Nachlaß gefunden wurde und aus dem Goebbels Eintragungen wie »28 Pfennig - Skat verloren« oder »6Pfennig - in den Klingelbeutel« zitierte. »Wir wußten«, fuhr er fort, »daß sich Vater nur durch Sparsamkeit und Fleiß zu seiner jetzigen Stellung (in der er etwa 150-200 Mark monatlich verdient haben dürfte) emporgearbeitet hatte, Und wir waren mit ihm stolz darauf.«

Nachdem dem Vater der große Schritt aus dem Proletariat ins Bürgertum gelungen war, wollte er seine Kinder in diesem fest verankern. Er schickte sie alle auf eine höhere Schule. Aber zum Abitur und anschließenden Hochschulstudium reichte es nur für eines der Kinder. Es war der kleine, schwächliche und körperlich mißgestaltete Joseph. Während er, so fuhr der Minister in seinem Bericht fort, »von der Mutter natürlicherweise mit besonderer Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelt wurde, ließ mich mein Vater oft die Sorgen, die er mit mir hatte, entgelten. Es erbitterte ihn maßlos, daß ich, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, statt zu büffeln und zu pauken (wie sich das gehört hätte) häufig im Bett bleiben mußte. Mehrere schwere

Lungenentzündungen, bei denen es um Leben und Tod ging, drohten alle Hoffnungen, die er in mich gesetzt hatte, zunichte zu machen und rissen ein erhebliches Loch in seine Ersparnisse. Er sah das Geld dafür draufgehen, mein kümmerliches Leben zu erhalten, statt es zu den Höhen zu führen, die er in seinem Plan vorgesehen hatte.« Aber dann war es eines Tages doch soweit. Nach seinen (reichlich wirren, wie man sehen wird) Studentenjahren kehrte er als Dr. phil. Joseph Goebbels nach Rheydt ins Elternhaus zurück. Allein der Titel war schon was. Einen leibhaftigen Doktor hatte es in der Familie noch nie gegeben. Sonst aber waren die Zukunftsaussichten nicht allzu rosig. 1922 hatte Goebbels promoviert. 1923 erreichte die Inflation ihren Höhepunkt. Der frischgebackene Doktor fand keine angemessene Stellung. Ohne die Zuwendungen des Elternhauses hätte er - wie schon als Student - nicht leben können. »Mein Vater hätte es natürlich gern gesehen, wenn ich Beamter geworden wäre«, kommentierte Goebbels. Aber dazu hätte er das Staatsexamen machen müssen. Und das hätte noch mehr Zeit und Geld gekostet. Sein Vater und er glaubten, von beidem nicht noch mehr aufwenden zu können. Sie konnten, so fügte Goebbels lachend hinzu, »damals noch nicht ahnen, daß mich mein Leben auf vielen Umwegen eines Tages tatsächlich auf den Posten eines Beamten, und zwar gleich auf den eines Ministers führen würde«.

Einer dieser Umwege war die NSDAP, der Goebbels mit der Mitgliedsnummer 8762 beigetreten war. Er hatte seinem Vater damit erneut »großen Kummer« bereitet, gestand er freimütig, da dieser »als strenggläubiger Katholik unserer Idee immer ablehnend gegenüberstand«. Aber nun kandidierte Joseph »als ganz junger Dachs« bei den Kommunalwahlen in Rheydt als Stadtverordneter seiner Partei.

Vater Goebbels versicherte ihm »hoch und heilig«, das könne ihn nicht hindern, seine Stimme selbstverständlich nur dem Kandidaten seiner eigenen, der Zentrumspartei, zu geben. Mit einem kleinen Trick vermochte der Sohn ihn umzustimmen. Er solle sich das sehr genau überlegen, gab er dem Vater zu bedenken, denn bei dieser Wahl könne sehr wohl eine einzige Stimme den Ausschlag geben. Der Wahltag kam. Goebbels war »Kandidat, Wahlorganisator und Flugzettelverteiler in einer Person«. Er konnte es so einrichten, seinem Vater, als dieser seinen Wahlzettel ausfüllte, unbemerkt über die Schultern zu blicken. Was sah er? Der alte Herr setzte »sein Kreuz

hinter die NSDAP und ihren Kandidaten Dr. Joseph Goebbels«. Der Vater hatte über den Zentrumsmann gesiegt. Aber zugegeben hat er das nie. Er brauchte sich auch keine Gewissenbisse zu machen. Der Zentrumskandidat hatte bei dieser Wahl die eine Stimme des abtrünnigen Vaters wirklich nicht nötig, weil dessen Sohn, wie dieser sich ausdrückte, »mit Pauken und Trompeten durchfiel«.

Als Goebbels dann seine erste öffentliche Rede in seiner Vaterstadt hielt, erklärte ihm sein Vater, »niemand, auch nicht sein eigener Sohn, würde ihn in eine Nazi-Versammlung bringen«. Trotzdem entdeckte der junge Goebbels den Vater, der, hinter einer Säule versteckt, dem Blick des Redners entzogen zu sein glaubte. Auch diesen (und manch anderen) heimlichen Versammlungsbesuch hat der stolze Vater nie zugegeben. Hätte er sich die Genugtuung versagen sollen, den rauschenden Beifall zu erleben, wenn sein Sohn mit seinen brillanten Formulierungen Hunderte, später Tausende und Zehntausende begeisterte?

Einen ersten Beweis seines Rednertalentes hatte er schon zu Ostern 1917 bekommen, als Joseph, dem Verfasser des besten deutschen Aufsatzes beim Abitur, die Auszeichnung widerfuhr, die Abschiedsrede seines Jahrganges in der Aula des Rheydter Gymnasiums halten zu dürfen. Es war seine erste öffentliche Rede. Und sie war formvollendet und von hohem Niveau. Sein Ordinarius war scheinbar anderer Meinung, oder er glaubte vielleicht, dafür sorgen zu müssen, daß diesem jungen Mann sein Erfolg nicht zu Kopf steige. Wie Goebbels 16 Jahre später seinem Tagebuch* anvertraute, klopfte der alte Herr ihm freundlich-jovial auf die Schulter und sagte: »Talentiert sind Sie ja, aber zum Redner leider nicht geboren.«

Den Vater aber mag diese erste Rede seines Sohnes, die er hörte, mit Freude erfüllt haben. Er mag erkannt haben, daß da ein geborener Redner gesprochen hatte, einer, der schon wenige Jahre später - wie Goebbels das an jenem Abend vor dem Kamin in Lanke formulierte - »in der ganzen Welt gehört, gehaßt, aber auch bewundert wurde«. Er meinte abschließend, es sei »die Tragödie im Leben meines Vaters, daß er die Machtübernahme und damit den Aufstieg seines Sohnes, wie er ihn in seinen kühnsten Träumen nicht erhofft haben mag, nicht erleben durfte«.

* Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei, München 1934.

Ich glaube, es war keine Tragödie, sondern ein Segen für Friedrich Göbbels, daß er dreißig Jahre vor seiner Frau von Gott zu sich genommen wurde.

Die Kraft, die er in seine Worte legt

Die drei Personen, die den - uns Heutige wie ein phantastischer Mummenschanz anmutenden - Brautzug von Severin anführten, Magda im langwallenden Abendkleid, den Schal aus Brüsseler Spitze von ihrer ersten Hochzeit um die schmalen Schultern, Goebbels im dunklen Anzug, zu dem das braune Hemd und die ebensolchen Handschuhe gar nicht recht passen wollten, und Klein-Harald in seiner Phantasie-NS-Uniform, waren alle im gleichen Tierkreiszeichen, dem Skorpion (24. Oktober-22. November), geboren. Später wurde die Familie mit der jüngsten Goebbels-Tochter Heide noch um einen vierten Skorpion vermehrt. Man mag der Astrologie noch so skeptisch gegenüberstehen, wird aber doch nicht leugnen können, daß die Gestirne, denen unsere Vorfahren Stonehenge und andere megalithische Monumentalbauten weihten und mit denen sich danach die hellenistischen und arabischen Weisen so intensiv beschäftigten, auf uns Menschen starken Einfluß haben. Im harmonischen Weltbild der Antike jedenfalls spielte die Sterndeutung eine wichtige Rolle. Und ohne dem Unfug das Wort zu reden, der heute in den Massenmedien mit sogenannten Horoskopen getrieben wird, kann man der Astrologie auf der Grundlage der Sonnen- oder Tierkreiszeichen nach meinem Darfürhalten ihre Gültigkeit wohl kaum absprechen. Was sagt sie über den im Zeichen des Skorpion Geborenen aus? Die Meinungen der Fachleute stimmen da wohl nur in der Ansicht überein, daß den Skorpion-Menschen »eine mächtige Intensität des Handelns« charakterisiert, wie das der US-amerikanische Astrologe Joseph Polansky* formuliert. Sie seien »kraftvolle, ernsthafte und entschlossene Persönlichkeiten«. Der Skorpion sage seine Meinung »klar, scharf umrissen und deutlich mit einer Menge emotioneller Intensität... Die Kraft, die er in seine Worte legt, seine Energie und Überzeugungskunst machen ihn zu einem mitreißenden, wenn nicht gar hypnotisch wirkenden Redner«.

* Sun Sign Success, deutsche Übersetzung »Glückszeichen der Sterne«, Ffm/Berlin/Wien, 1977.

Dieser Astrologe hat Goebbels, ohne ihn gekannt zu haben, treffender charakterisiert als der Ordinarius des Abiturienten-Jahrgangs 1917 am Rheydter Gymnasium, dessen Urteil über den Redner Goebbels dieser in seinem Tagebuch ironisch als Beweis dafür bezeichnet, »wie liebe- und verständnisvoll er sich mit meinem Charakter und mit meinen Anlagen« beschäftigt hat.

Diesen Vorwurf konnte Goebbels seinen Eltern nicht machen und hat es auch nie getan, so sehr sich auch das Verhältnis zu ihnen - besonders zum Vater - zeitweilig trübte. Im Gegensatz zum Klassenlehrer, dem der ehemalige Schüler noch sechzehn Jahre nach dem Abitur in seinem ersten Erfolgsbuch mit dem oben zitierten Nebensatz eins auswischen zu müssen glaubte, kannten seine Eltern den Charakter und die Anlagen des Sohnes sehr genau und taten alles in ihrer Kraft Stehende, um das Beste daraus zu machen. Sie wußten um seine guten Eigenschaften - Intelligenz, leichte Auffassungsgabe, gutes Gedächtnis, lebhaftes Temperament, starker Lebenswille, Überzeugungstreue, persönlicher Mut, um nur einige der wichtigsten zu nennen - wie um seine weniger guten und schlechten.

»Die Kraft, die er in seine Worte legt«, wie Polansky* eine der Grundlagen des Skorpion-Menschen charakterisiert, hat noch niemand Goebbels bestritten. Die Kunst der Rede war vielleicht die ausgeprägteste und bestentwickelte seiner gar nicht wenigen Begabungen. Er hat mit Fleiß, Hingabe und schließlich einzigartigem Erfolg daran gearbeitet. Und zwar nicht erst, als er in die Politik und Propaganda einstieg. Schon als Primaner und erst recht als Student der Philosophie beschäftigte sich der Verehrer der griechischen und römischen Antike mit der Redekunst, - wie sie seit dem fünften Jahrhundert vor der Zeitwende in Athen von Gorgias und seit dem zweiten in Rom, am besten von Marcus Fabius Quintilianus (ca. 35-100), gelehrt und von so vielen in klassischer Vollendung praktiziert wurde. Natürlich kannte er Ciceros katilinarische und andere seiner erhaltenen 57 Reden, aus denen er gern zitierte. Und er hatte sich auch in das klassische Lehrbuch der Beredsamkeit »Institutio oratoria« vertieft, das Quintilianus nach dem Vorbild der oratorischen Meisterwerke Ciceros schrieb. Mit einem anderen seiner klassischen Vorbilder, Demosthenes (383-322), dem unbestreitbar größten Redner der griechischen Antike, hatte er die Zähigkeit bei der

* op. cit.

Überwindung der Schwierigkeiten gemein, die seine schwächliche Konstitution der Entwicklung zum Volksredner von Format entgegenstellte.

Ich habe mich oft gewundert, wie dieser Mann mit der Figur eines Jockeys und dem Kopf eines Gelehrten, der nie in seinem Leben über ein Gewicht von 100 Pfund hinausgelangte und keinerlei Sport trieb, die körperliche Anstrengung einer stundenlangen Volksrede aushielt, an deren Ende er stets wie aus dem Wasser gezogen war und mehrere Pfund an Gewicht verloren hatte. Er schaffte es dank seines eisernen Willens. Wenn seine körperliche Verfassung derjenigen des Demosthenes ähnlich gewesen sein mag, der, wie es heißt, »schwach auf der Brust« war, so konnte doch Goebbels nie über eine »schwere Zunge« klagen wie jener, der - wie die Fabel wissen will - mit einem Kieselstein unter der Zunge am offenen Meer Sprechübungen machte, um das Brüllen der Wogen mit seiner Stimme zu übertönen. Goebbels hatte von Natur aus eine kräftige und durchaus wohlklingende Stimme, einen angenehmen Bariton, mit dem er Hitler, der ja auch schon im Kinder-Kirchenchor sang, durchaus hätte Konkurrenz machen können.

Trotzdem teile ich nicht die Ansicht des durchaus sachkundigen Helmut Heiber, der Goebbels als Redner über Hitler stellt, und schon gar nicht diejenige des Rhetorik-Professors Walter Jens, der Hitler als »Kolportage-Autor mit schlechtem Hofpredigerstil« abtat. Es genügt, das heute noch vorhandene Tonband von Hitlers mehr als zweistündiger Antwort an Roosevelt vom 28. April 1939 im Deutschen Reichstag zu hören, um dieses Urteil zu widerlegen.

Natürlich hatten Hitlers wie auch Goebbels' Reden nicht mehr allzuviel mit ihren klassischen Vorbildern zu tun. Aber sie wurden ja auch an einen ganz anderen Kreis gerichtet. Demosthenes und Cicero sprachen vor Eliten. Die Massen, die entweder Sklaven oder Bürger zweiter Klasse ohne Einfluß auf die Führung des Staates waren, interessierten sie nicht, wie Heiber in der Einleitung zum ersten Band der von ihm herausgegebenen Goebbels-Reden* zutreffend feststellt. »Ist ein Redner ein erfolgreicher Redner gewesen«, schreibt er, »so war er auch ein guter Redner«.

Goebbels und Hitler mußten im demokratischen Massenzeitalter nicht die minoritären Eliten, sondern die bei demokratischen Wahlen

* Düsseldorf 1971.

den Ausschlag gebende Volksmehrheit ansprechen. Sie hatten den Geschmack und das Auffassungsvermögen der Majorität in Rechnung zu stellen. Für ihre Reden galt, wie mir Goebbels einmal mit einem militärischen Vergleich erläuterte, dasselbe Gesetz wie für seine Propaganda überhaupt. Ihr Inhalt mußte sich - wie die Geschwindigkeit eines Geleitzuges - nach derjenigen des langsamsten der zu beschützenden Schiffe richten. Goebbels durfte sich, so gern er das getan hätte (und manchmal auch tat), der Sache wegen einfach nicht den Luxus einer feingeschliffenen und nach allen Regeln der Kunst im Stil Ciceros gehaltenen Rede leisten, sondern mußte - wie Luther - dem Volk »aufs Maul schaun« und ihm in gewissem Sinn auch nach demselben reden.

Goebbels hat - auch dies eine zutreffende Feststellung Heibers - mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen (einschließlich derjenigen der Weimarer Republik) gesprochen. Ich habe in den knappen zwei Jahren meiner Tätigkeit für ihn mindestens hundert seiner Reden entworfen, bearbeitet oder mit der Beschaffung von Material zu ihrer Entstehung beigetragen. Das entspricht einem Durchschnitt von einer Rede pro Woche. Es waren aber manchmal auch zwei, drei oder mehr, von denen er manche aus dem Stegreif und ohne jede Beteiligung seines dazu bestimmten persönlichen Pressereferenten hielt. Und sehr oft passierte es mir und anderen Mitarbeitern, daß wir, die wir uns mit einer Ministerrede soviel Mühe gegeben hatten, schwer enttäuscht wurden, wenn er ganz etwas anderes sagte als das, was wir für ihn entworfen und zusammengetragen hatten.

Bei der Ausarbeitung seiner Reden gab es drei verschiedene Kategorien: 1. Die freie Rede ohne Konzept, für die ich nur - je nach Anlaß - sachliche Unterlagen (Daten und Fakten) zu beschaffen hatte. 2. Die Rede nach Vorlage, viel häufiger als die zuvor erwähnte, die mir mit der stichwortartigen Ausarbeitung (neben der Beschaffung des Materials) die meiste Arbeit machte, auch wenn sie oft vergeblich war, weil er sich nicht an die Vorlage hielt. 3. Die Rede nach Text zu besonderen Anlässen, die mit Hitler und anderen Regierungsmitgliedern ihrer Bedeutung wegen abgestimmt, den Nachrichtenmitteln des In- und Auslandes rechtzeitig im Wortlaut zugestellt und daher mehr oder weniger wortgetreu gehalten werden mußte.

Alle Reden, auch wenn er sie aus dem Handgelenk schüttelte, wurden nach einer streg beachteten Disposition gehalten. Es war die des klassischen deutschen Schulaufsatzes an den humanistischen

Gymnasien zu Beginn des Jahrhunderts. Diese Disposition duldete keine Abweichungen, und Goebbels beherrschte sie perfekt. Er hielt sich strikt daran, nicht nur in der Schule, sondern sein ganzes Leben lang. Er sagte mir einmal dazu: »Ich hasse nichts mehr als Disziplinlosigkeit, auch (und gerade) im Reden und Schreiben. Redner, die vor der Öffentlichkeit daher quatschen (wie Ley und so viele andere), was ihnen gerade in den krausen Sinn kommt... sind mir ein Greuel. Reden ist eine Kunst wie jede andere, und deren unerläßliche Voraussetzung ist nicht nur das Können, sondern Fleiß und Sorgfalt. Die Disposition zwingt zu Klarheit und Logik im Aufbau der Rede. Sie ist das Spalier, an dem sich die Gedanken emporranken.«

Dies »Spalier«, das ich ihm pünktlich zu einem genau einzuhaltenden Termin - im allgemeinen eine Woche vor dem Datum der Rede - zu liefern hatte, stützte sich auf drei Tragpfeiler: A) Einleitung, B) Ausführung, C) Schluß. Die drei Hauptteile wurden ihrerseits nach Bedarf untergliedert. Da der ganze Text je nach seiner Wichtigkeit mit verschiedenen Farbstiften in der Reihenfolge grün, rot, blau unterstrichen werden mußte, boten die Redevorschläge ein farbenfrohes Bild. Sie wurden auf festem, weißem Papier mit der sogenannten »Führer-Maschine« geschrieben, die eigens für Hitler mit doppelt so großen Typen wie die gewöhnlichen hergestellt wurde, damit er, der sich in der Öffentlichkeit nicht mit Brille sehen lassen wollte, seine Redeunterlagen notfalls auch mit bloßem Auge lesen konnte.

Auch Goebbels, der ebenso brillenscheu wie Hitler war (ich habe ihn mit Augengläsern nur bei Filmvorführungen gesehen), hatte sein Ministeramt mit einigen solchen »Führermaschinen« ausgestattet, die nicht nur für seine Redeentwürfe und -texte, sondern z. B. auch und vor allem für die umfangreiche Niederschrift seiner Tagebücher durch seinen Geheimstenographen Regierungsrat Otte verwendet wurden. Helmut Heiber hat die Goebbels-Reden 1932-1945 in seiner sehr sorgfältigen Edition von 1971 recht zutreffend in vier Kategorien eingeteilt: offizielle Fest- und Trauerreden, Rechenschaftsberichte (z. B. über die Winterhilfswerke), Reden zu politischen Kundgebungen (z. B. im Berliner Sportpalast) und die informative oder gar vertrauliche (oder doch so wirkende), stets improvisierte Plauderei in kleinem Kreis (Gauleiter, Offiziere, Mitarbeiter usw.).

Diese letztgenannte Form war Goebbels die liebste. Hier konnte er aus der Fülle seiner Kenntnisse schöpfen, hier durfte er all seine Fähigkeiten nicht nur der Rede-, sondern auch der Überredungskunst

spielen lassen, hier kam die ganze Brillanz seiner Rhetorik zur Geltung, hier brauchte er keine Rücksicht auf Geschmack und Reaktionen der Massen zu nehmen. Hier war er ganz in seinem Element, »geistreich und witzig, gern ironisch« (Heiber). Wie oft habe ich ihn nach solchen gerade während der letzten Kriegsjahre häufigen Intim- Ansprachen erlebt! Sie fanden meist - ihrem Charakter entsprechend - in einem der kleineren Salons des Prinz-Leopold-Palais, später auch in der Hermann-Göring-Straße Nr. 20 statt. Er liebte die Form des Stehkonvents, zwanglos, fast familiär, so daß sich seine Gesprächspartner wirklich als solche und nicht etwa als Befehlsempfänger fühlten und ihm den Grundtenor seiner Ausführungen glaubten, der etwa hieß: »Hier, wo wir unter uns sind, kann man ja ganz offen darüber sprechen.« Er sagte seinen jeweiligen Zuhörern genau so viel, wie sie hören sollten und durften. Aber das war immer noch mehr, als in den Zeitungen stand. Man fühlte sich ernst, ja wichtig genommen.

Wenn wir dann nach Ende einer solchen Ansprache den Saal zusammen verlassen hatten, war er animiert wie nach einem Glas Sekt. Dann blieb er wohl stehen, steckte beide Hände in die Hosentaschen und fragte mit erwartungsvollem Gesicht: »Was meinen Sie, hat das gewirkt?« Natürlich meinte ich, daß es gewirkt hätte. Und das war weder gelogen noch übertrieben. Ich wußte - wie er -, daß jeder seiner Zuhörer, wenn er jetzt in seinen täglichen Wirkungskreis zurückkehrte, der politische Leiter in seinen Gau, der Offizier zu seiner Truppe, das Gehörte weiterverbreiten und ihm mit der Bemerkung Gewicht verleihen würde, das habe Goebbels in kleinstem Kreis vertraulich geäußert. Wir hatten Beweise dafür, daß diese Art Propaganda von Mund zu Mund ungemein wirkungsvoll war.

Am meisten Arbeit und Ärger hatte ich mit den großen offiziellen Rechenschaftsberichten, nicht bloß weil das zu beschaffende Material umfangreich war, sondern auch, weil die fertige Rede im Wortlaut mit anderen Ministerien abgestimmt und schließlich auch noch von Hitler begutachtet, eventuell ergänzt und korrigiert und die Pressefassung rechtzeitig in gebührender Form ausgegeben werden mußte. Besonders unangenehm ist mir die Erntedanktag-Rede vom Oktober 1943 in Erinnerung, die nicht - wie in friedlichen Zeiten - auf dem Bückeberg bei Hameln, sondern im Berliner Sportpalast gehalten wurde. Die Disposition war rechtzeitig von mir geliefert worden. Sie hatte offenbar zugesagt, denn es erfolgten keine Änderungs- oder

Ergänzungswünsche. Um das Gerüst des Redeentwurfes, das zu erstellen für mich kein Kunststück war, da ich ja durch unser tägliches Beisammensein seine Einstellung und seine Argumente zu allen anstehenden Problemen, ja sogar seine bevorzugten Metaphern und Vergleiche ganz genau kannte, baute er in Gedanken schon einzelne Teile der Rede aus, ja legte sie handschriftlich in einer dafür bestimmten Kladde nieder. Dann wurde Regierungsrat Otte herbeizitiert, ein Phänomen unter den deutschen Stenographen, der selbst eine im Maschinengewehr-Rhythmus heruntergeratterte Rede mit einer Geschwindigkeit von 500 Silben in der Minute (das Doppelte etwa der Leistung einer recht guten Durchschnittssekretärin) fehlerlos aufzunehmen wußte (und der daher trotz seiner NS-Vergangenheit nach 1945 der jungen westdeutschen Demokratie in offiziellen Stellungen noch lange wertvolle Dienste leistete). Goebbels diktierte gern und meist per Telefon (beispielsweise seine täglichen, oft recht umfangreichen Tagebuchnotizen). Aber für seine Reden brauchte er Ottes persönliche Anwesenheit. Er mußte gewissermaßen das Publikum darstellen, einen menschlichen Kontakt herstellen, der für den Redner unerläßlich ist. Lag dann der ausgearbeitete Redetext vor, begann der Minister an ihm herumzufeilen, hier einen Ausdruck durch einen treffenderen ersetzend, dort ganze Sätze oder gar Absätze auswechselnd. Dieser Vorgang wurde mehrfach wiederholt, bis es allen, insbesondere Schreibkräften und Referenten zu viel wurde - nur dem Minister nicht.

Diese Erntedanktag-Rede 1943 wurde nicht weniger als siebenmal korrigiert und in entsprechender neuer Reinschrift erstellt. Die letzte Korrektur kam von Hitler persönlich aus dem Führerhauptquartier. Sie war uns für Sonnabend abend versprochen worden. Am Sonntag um 11 Uhr vormittags sollte der Staatsakt im Sportpalast stattfinden. Der »Sonnabendabend« wurde unruhig, weil die zugesagte Korrektur ausblieb. Ich hatte nicht bedacht, daß die »Nacht« im FHQ zwischen 3 und 5 Uhr morgens begann, wenn der Hausherr sich endlich zur Ruhe begab. So wurde es 10.30 Uhr am Sonntag, bis ich die allerletzten Änderungen in das Manuskript einfügen und die entsprechenden Seiten neu schreiben lassen konnte. Es wurde ein Großkampftag im Ministeramt. Er forderte als erstes Opfer eine meiner Sekretärinnen, die zunächst rote Flecken im Gesicht und dann einen Weinkrampf bekam. Um 11 Uhr wurde dieses vermaledeite Redemanuskript trotzdem fertig. Der Minister klemmte es sich unter den Arm und

brauste mit Gefolge in den Sportpalast, wo schon 20000 Menschen mit den Bauernabordnungen aus allen Gauen in ihren malerischen Trachten auf den Beginn des festlichen Ereignisses warteten. Ich rief dort an, daß der Minister bereits unterwegs sei und man in wenigen Minuten anfangen könne. Herms Niel solle inzwischen noch einen seiner beliebten Märsche schmettern.

Als erster Redner war Staatssekretär Backe vorgesehen. Als ich schon umgeschnallt hatte, um dem Minister hinterherzurasen, surrte es auf unserer Sonderleitung zum FHQ. Der Führer, sagte mir Kollege Lorenz, wünsche noch eine allerletzte Änderung, die unbedingt gemacht werden müsse. Es war 11.10 Uhr. Die Kundgebung habe bereits begonnen, sagte ich wahrheitsgemäß.

»Führerbefehl. Tun Sie, was Sie können!«

Ich tat's. Aber es reichte mir. Als ich im Sportpalast eintraf, fiel mir ein Stein vom Herzen: Backe, den der Minister ermahnt hatte, seine Redezeit von fünfzehn Minuten nicht zu überschreiten, sprach immer noch. Am liebsten hätte ich die etwa hundert Meter auf dem breiten Mittelgang bis zur Rednertribüne im Laufschritt zurückgelegt, aber das ging nicht, weil sich ohnehin schon 20000 neugierige Augenpaare auf den Leutnant richteten, der da, die obligate Mappe unter dem Arm, schnellen Schrittes den für Prominente reservierten Plätzen zustrebte.

Goebbels ahnte schon, was ich wollte. Er reichte mir das Redemanuskript, in dem ich handschriftlich die allerletzte Korrektur »auf Führerbefehl« vornahm. Es wurde eine der schwächsten Reden, die ich je von Goebbels zu hören bekam, womit sich die alte Erfahrung bestätigte, daß auch die beste Rede nur ein bestimmtes Maß an »Verbesserungen« verträgt.

Goebbels hat gute und sehr gute, aber auch weniger gute und schlechte Reden gehalten. Die letztgenannten sind in der Heiber- Edition reichlich vertreten. Ich rechne auch diejenige dazu, die Heiber nach seiner grundsätzlichen Auffassung, daß der Erfolg einer Rede ihre Qualität bestimme, für die beste hält, die von ihm auf Tonträger aus Friedenszeit erhalten ist. Sie habe »die gewaltigste Massenhysterie« zustande gebracht. Er bezog sich auf die am 17.6. 1939 vom Balkon des Danziger Staatstheaters gehaltene Rede.

Die Erzeugung von »Massenhysterie« ist für mich kein entscheidendes Kriterium für die Beurteilung einer Rede. Sie mag im propagandistischen Sinn manchmal angebracht oder geboten sein. Goebbels

nahm zu diesem Hilfsmittel Zuflucht, als er auf der Kundgebung vom 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast seine berühmten und immer wieder zitierten zehn Fragen an ein vor Begeisterung wahrlich rasendes Publikum richtete, die in der vierten gipfelten: »Wollt Ihr den totalen Krieg?«

Die stürmischen Ja-Rufe, die zu bewirken von vornherein seine Absicht war, sollten - ebenso wie seine die Rede abschließende Abwandlung des Theodor-Körner-Wortes: »Nun, Volk, steh auf - und Sturm brich los!« - eine ganz bestimmte, berechnete politische Wirkung haben. Sie trat nicht ein. Mit dem totalen Krieg, für den sich wenn schon nicht »das Volk«, so doch das Auditorium unter Aufreizung durch seinen Propagandaminister plesbiszitär entschieden hatte, wurde erst anderthalb Jahre später ernst gemacht, als man Hitler am 20. Juli 1944 eine Bombe unter den Tisch gelegt hatte und als es längst zu spät war, um diesen Krieg noch zu gewinnen. - Für mich ist eine der besten Reden, wenn nicht die beste, die ich je von Goebbels hörte, diejenige, die er in meinem Beisein (und nach meinem Entwurf) im Juni 1943 in Dortmunds Westfalenhalle hielt. Der alliierte Bombenterror, der mit den infernalischen Angriffen auf Hamburg, Berlin, Dresden und andere Wohn- und Kulturzentren seinen Höhepunkt erreichte, hatte zunächst das Rheinland, die engere Heimat des Ministers betroffen. Sie war ein Trümmerfeld. Der Stadtkern von Düsseldorf wurde - wie es in der britischen Presse zutreffend hieß - »ausradiert«. Wuppertal lag in Schutt und Asche. Dortmund und viele andere einst schöne und betriebsame Städte waren trostlos verwüstet. Der für den Luftkrieg verantwortliche Reichsmarschall hatte sich dort nicht sehen lassen. Goebbels tat es - als Vorsitzender des Luftkriegsschäden-Ausschusses, nicht als Propagandaminister. Er sprach bei der Trauerfeier für 3000 Luftkriegsopfer in Elberfeld. Dann besuchten wir die Trümmerfelder von Düsseldorf und Bochum. Und in der zerstörten Westfalenhalle von Dortmund, durch deren »leere Fensterhöhlen« nicht nur das Schillersche »Grauen«, sondern auch der frische Brandgeruch zog, hielt er eine Massenkundgebung ab.

Das war ein Wagnis. Wir alle waren uns darüber klar. Ich selbst hatte ihm in der allwöchentlichen Briefübersicht die anonymen Schreiben nicht verheimlicht, in denen er beschimpft und bedroht wurde. Er kannte die Volksstimmung, die hier alles andere als rosig war (wie hätte es auch anders sein sollen!), aber er fürchtete sie nicht.

Der Besuch in Dortmund begann mit einer Fahrt durch die Schadensgebiete der Stadt. Es waren keine Hunderttausende, die sich auf den Bürgersteigen drängten, wie in guten Zeiten. Aber die Menschen, elend, gedrückt, verhärmt, säumten auch jetzt die Straßen, durch die wir mit Schrittempo fuhren. Sie jubelten nicht, aber sie warfen auch keine Steine, von denen es in den Trümmern wahrlich genug gab. Sie sahen uns, zunächst nur neugierig und erstaunt, manche durchaus unfreundlich, nach. Aber bald wechselte die Überraschung zu Freude. Da kam endlich jemand aus Berlin, um sich um sie zu kümmern! Das hatte schon niemand mehr erwartet.

Je näher wir der Westfalenhalle kamen, um so stärker bekundete sich das Wiedererwachen des Vertrauens der so schwer getroffenen und sich so sehr im Stich gelassen fühlenden Bevölkerung. Erst hoben sich schüchtern einzelne Arme. Bald kamen - auch vorsichtig zunächst - einzelne Heilrufe hinzu. Sie wurden immer intensiver, schließlich stürmisch. Dem Begleitkommando, das uns in einem zweiten Wagen folgte, war nicht ganz wohl zumute, als das Publikum kurz vor Erreichen der Westfalenhalle die Absperrung durchbrach und unsere Wagenkolonne zum Halten brachte. Es war das Vertrauen der Wachmannschaft in ihren Chef, das sie vor unbedachten Handlungen bewahrte. Niemand griff zur Maschinenpistole, als die Menschen auf die Trittbretter unseres Wagens sprangen. Sie wollten Goebbels nicht an die Gurgel. Sie wollten ihm die Hand schütteln als dem ersten aus der Führung des Reiches, der sich persönlich und nicht nur durch wohlklingende Appelle um sie kümmerte.

Massenemotion - »Hysterie«, wie Heiber sie nennt - ist ein schwer erklärbares und ernsthafter wissenschaftlicher Untersuchung wohl wertes Phänomen. Sie eilte unserer Kolonne offenbar mit Schallgeschwindigkeit voraus und hatte die 20000 in der Westfalenhalle Versammelten bereits erreicht, als wir eintrafen. Sie waren, wie die örtlichen Veranstalter berichteten, von vornherein alles andere als begeistert, vielleicht nicht gerade feindselig, aber doch skeptisch abwartend gewesen. Goebbels wußte, daß hier mit der üblichen Routine der Massenversammlungen nichts auszurichten war. Die bei diesen üblichen großen Worte konnten hier leicht eine gegenteilige der bezweckten Wirkung haben. Diese Menschen waren vom Schicksal zu hart angepackt worden, um gegenüber Phrasen nicht mißtrauisch zu sein. Der Doktor griff auf seine in kleinerem Kreis so oft bewährte, aber auf Massenversammlungen bisher noch nie auspro-

bierte Taktik zurück, seine Zuhörer gewissermaßen ins Vertrauen zu ziehen. Wir hätten Rückschläge erlitten, gab er ganz offen zu, ja sogar Fehler gemacht. So etwas hatte man im Dritten Reich von oben noch nie gehört. Dieser kleine Goebbels aber sagte es ohne Umschweife, mit einem Augenzwinkern gewissermaßen: Unter uns können wir ja ruhig darüber sprechen. Sie fühlten sich ernst genommen. Sie sahen, daß ihre Sorgen auch die seinen waren. Und plötzlich regte sich der erste Beifall. Goebbels wußte, wie er diese Menschen anzupacken hatte. Er sprach ihre Sprache. Einfach, unkompliziert und jetzt auch noch im gleichen rheinischen Dialekt. Da war das zunächst deutlich spürbare Eis endgültig gebrochen. Es wurde eine aufpeitschende, schließlich geradezu turbulente Kundgebung. Und als er dann noch von der sicher kommenden Vergeltung, den in voller Vorbereitung befindlichen neuen Waffen, der »Armada der Rache« sprach, hatte er die 20000 ganz in seiner Hand und die Gewißheit, daß sie für ihn und seine Sache weiter - im wahrsten Sinne des Wortes - durchs Feuer gehen würden.

Goebbels hatte an der Propagandafront dieses Krieges eine Schlacht gewonnen, wie das 36 Jahre später der US-Historiker Herzstein im Titel seines Buches »The War that Hitler Won« sehr zutreffend ausdrückte. Der Krieg, den Hitler gewann, war der Propagandakrieg, den Goebbels führte. Mit dieser aufgrund seiner wissenschaftlichen Forschung getroffenen Feststellung wurde Herzstein fast so etwas wie ein Panegyriker des Reichspropagandaministers.

Ich bin oft nach den Regeln der Kunst gefragt worden, die Goebbels als Propagandist so meisterhaft beherrschte. Er hat sie nie - wie Moses die ihm von Jahwe offenbarten Gesetze - aufgeschrieben. Aber man findet sie alle in Hitlers Buch und viele von ihnen schon vorher in der großartigen »Psychologie der Massen« des französischen Psychologen und Soziologen Gustave Le Bon (1841-1931). Man könnte sie vielleicht so zusammenfassen:

1. Propaganda, wie sie England im Ersten Weltkrieg »in der wahrhaft genialsten Weise« und mit durchschlagendem Erfolg machte, ist immer nur Mittel, nie Zweck.
2. Propaganda kann und muß besonders im Krieg auf Humanität und Ästhetik verzichten, so hoch diese Werte als solche auch einzuschätzen sind, weil es beim Kampf eines Volkes um sein Dasein um anderes geht.

3. Propaganda ist eine Waffe, »eine wahrhaft fürchterliche« in der Hand des Kenners.
4. Propaganda muß so scharf und damit so erfolgreich wie möglich geführt werden, da - nach Moltke - im Krieg das humanste Verfahren immer dasjenige ist, das sein Ziel am schnellsten erreicht.
5. Propaganda wendet sich immer nur an die Massen, nie an die Intelligenz, weshalb sich ihr Niveau an der Aufnahmefähigkeit des Beschränktesten unter denjenigen ausrichten muß, die beeinflußt werden sollen.
6. Propaganda muß mehr auf Gefühl als auf Verstand wirken, da das Wesen der Masse vorwiegend feminin und daher Empfindungen zugänglicher als Überlegungen ist.
7. Propaganda soll nicht unterhalten, sondern Mittel zur Erreichung eines politischen Zieles sein. Abwechslung ist daher der Todfeind ihres Erfolges.
8. Propaganda hat sich auf wenig zu beschränken und dieses ewig zu wiederholen. Beharrlichkeit ist die wichtigste Voraussetzung ihres Erfolges.
9. Propaganda darf nie objektiv, sondern muß grundsätzlich subjektiv einseitig sein.

Diesen Dekalog der Propaganda machte Goebbels mit einem zehnten Kernsatz vollständig, als er wenige Tage später bei der täglichen Ministerkonferenz nochmals auf seine Reise ins rheinische Luftkriegsgebiet und die dabei gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse zu sprechen kam. Es gehe einfach nicht mehr an, hatte er bei seiner Rückkehr aus Dortmund gesagt, die alliierten Luftangriffe auf das dichtbevölkerte Industriegebiet nur so nebenbei wie irgendein Ereignis auf einem fernen Kriegsschauplatz zu behandeln. Der so schwer geprüften Bevölkerung müsse wenigstens durch eine ausführliche Berichterstattung in Presse, Rundfunk und Wochenschau unsere Anteilnahme täglich bekundet werden. Der Luftkrieg im Westen könne gar nicht ernst genug genommen werden. Die Menschen, die dort seine Last zu tragen hätten, verdienten das. Sie hätten eine bewunderungswürdige Haltung gezeigt.

Goebbels hatte damit das Signal für die Nachrichtenmittel gegeben, stärker als bisher in den Luftkrieg einzusteigen. Ihm wurde die erste in diesem Sinn zusammengestellte Wochenschau vorgeführt. Seine Frau und die Kinder waren dabei. Was sie zu sehen bekamen, war so wirklichkeitsgetreu und so grauenhaft, daß sie laut zu schluchzen

begannen. Besonders Helga, die Älteste, war einfach nicht mehr zu trösten. Das war der Anlaß zu einer donnernden Philippika bei der nächsten Konferenz. Der für die Freigabe der Wochenschau verantwortliche Beamte bekam u. a. zu hören: »Nicht auszudenken, wenn man diese Wochenschau so hätte aufführen lassen! Wer sowas durchgehen läßt, versteht von Propaganda so viel wie die Kuh von der Quantentheorie. Daß wir doch kein richtiges Maß kennen! Wir stürzen von einem Extrem ins andere. Glauben Sie doch nicht, daß ich die Berichterstattung freigegeben habe, weil ich so furchtbar wahrheitsliebend bin.«

Und nun bekamen wir ein Privatissimum über Propaganda zu hören, speziell Kriegspropaganda. »Was ist denn Wahrheit im Krieg?« rief der Minister aus. Die Wahrheit dessen, was sich etwa in Krefeld abgespielt habe, sei schrecklich. Aber viel schrecklicher wäre es, »wenn die deutsche Moral zerbräche und wir den Krieg verlören«. *Das* gelte es zu verhindern. Wahr ist, was den Sieg herbeiführen hilft! Man soll doch nicht glauben, daß die Engländer das etwa anders hielten. Denken Sie doch bloß an Churchill...« Und nun gelangte er zur Formulierung des Satzes, mit dem wir die oben skizzierten zehn Gebote Goebbelsscher Propaganda abschließen wollen:

»Propaganda hat mit Wahrheit überhaupt nichts zu tun.«

Führer mit und ohne Gänsekiel

Der Mann, der behauptete, daß »alle gewaltigen, weltumwälzenden Ereignisse nicht durch Geschriebenes, sondern durch das gesprochene Wort herbeigeführt worden sind«, konnte nicht ahnen, daß gerade der Erfolg des Buches, in dem er diese Worte schrieb, sie widerlegen würde. Zwanzig Jahre nachdem Hitler als Häftling auf der Festung Landsberg 1924 sein Buch abgeschlossen hatte, kam es mit der 855. Auflage auf die seit Gutenberg von keiner Druckschrift in deutscher Sprache erreichte Zahl von 10240000 Exemplaren. Es hatte die Welt im wahrsten Sinne des Wortes gewaltig umgewälzt. Und als die Reden schon längst verhallt waren und von seiner Revolution nur noch ein riesiger Trümmerhaufen übriggeblieben war, gab es und gibt es noch heute Millionen Exemplare seines Buches. Der Erfolg seines Buches (den er fraglos selbst nicht erwartet hatte) muß ihn gegenüber den »schriftstellernden Gecken von heute« beschämt haben, die er in schulmeisterlichem Ton belehrt hatte: »Die größten Umwälzungen auf dieser Welt sind nie durch einen Gänsekiel geleitet worden.« Sie könnten wohl durch die Feder theoretisch begründet werden. »Die Macht aber«, so heißt es in diesem 3. Kapitel des I. Bandes, »die die großen historischen Lawinen religiöser und politischer Art ins Rollen brachte, war seit urewig nur die Zauberkraft des gesprochenen Wortes.« Er hat das später (im II. Band) noch eingehender, vor allem auf Le Bon gestützt, überzeugender begründet. Hier mußten zunächst weiter die »schriftstellernden Gecken von heute« seinem beißenden Spott als Zielscheibe dienen. Es möge, schrieb er, »jeder Schreiber bei seinem Tintenfasse bleiben, um sich >theoretisch< zu betätigen, wenn Verstand und Können hierfür genügen; zum Führer aber ist er weder geboren noch erwählt«.

Das war wie auf Joseph Goebbels gemünzt, den Hitler noch gar nicht kannte, als er dies schrieb. Daß der Student Goebbels schon 1922 in München eine Kundgebung mit Adolf Hitler erlebte habe und von dessen »Zauberkraft des gesprochenen Wortes« so stark ergriffen worden sei, daß er sich spontan in die NSDAP habe aufnehmen

lassen, ist eine Legende, die nur bis 1945 in den Lebensbeschreibungen des Ministers angeboten wurde. Sie war erfunden worden, um seine relativ niedrige Mitgliedsnummer in der Partei zu erklären, die etwa jener Zeit entspricht.

Tatsächlich gab es für »verdiente Parteigenossen« die Möglichkeit, eine wesentlich niedrigere Mitgliedsnummer zu erhalten, als sie ihrem Beitrittsdatum entsprochen hätte, weil die Nummern verstorbener oder ausgetretener Mitglieder neu vergeben wurden. Die neuere Forschung hat keinerlei Anhaltspunkte für einen so frühen Parteibeitritt des späteren Reichspropagandaministers ergeben. Das klassische Geschichtswerk über die Frühzeit der Hitlerbewegung von Georg Franz-Willing (1919-1925) läßt in seinen umfangreichen drei Bänden* nicht einmal den Namen Goebbels erscheinen.

Daß er nicht zum Redner geboren sei, hatte ihm schon sein Klassenlehrer bei der Abiturfeier Ostern 1917 in Rheydt ins Gesicht gesagt. Daß er mit dem »Gänsekiel« umgehen konnte, das wußte Goebbels, seit er auf dem Gymnasium die erste Eins unter einen deutschen Aufsatz bekommen hatte. Bis zum Abitur blieb er dabei, als er in drei Fächern das Prädikat »sehr gut« erhielt: Deutsch, Latein und Religion. »Gut« waren seine Leistungen in den weiteren Sprachfächern Griechisch und Französisch, aber auch in Mathematik und Physik, Erdkunde und Geschichte - ein Reifezeugnis, das sich vorzeigen ließ. Es hätte als solches allein genügen müssen, um dem glänzenden Abiturienten aus bescheidenen Verhältnissen ein Stipendium oder eine ähnliche Begabtenförderung zu verschaffen.

Dem war nicht so. Vater Göbbels hatte keine Zweifel, daß sein Sohn studieren würde. Das war so vorgesehen. Und es wäre das erste Ziel in seinem Leben gewesen, das er nicht erreicht hätte. Die materiellen Mittel dazu waren bescheiden. Der Vater konnte ihm bei äußerster Einschränkung aller anderen Bedürfnisse der Familie höchstens fünfzig Mark monatlich zur Verfügung stellen. Aber das konnte Vater und Sohn nicht daran hindern, sofort mit dem Studium zu beginnen. Am 20. April 1917 immatrikulierte sich Josef Goebbels (wie er damals seinen Namen schrieb, ohne den zweiten Vornamen Paul und Josef mit f statt dem später ständig gebrauchten ph) an der philosophischen Fakultät der Universität Bonn. Er belegte Altphilosophie, Geschichte und Germanistik.

* Preuß. Oldendorf 1974.

Mit seinem Monatswechsel kam er natürlich nicht weit. Nachhilfeunterricht, wie er ihn schon als Gymnasiast in Rheydt gegeben hatte, und jede Art von sonstigem Nebenverdienst mußten die Löcher im Etat stopfen. Aber es blieb Flickwerk und Mangel sein ständiger Begleiter, wie er mir bei seinen Jugenderinnerungen am Lanker Kamin (24.4. 1944) gestand: »Es wurde eine tierische Schufterei. Denn obwohl mir das Wissen zuflog, hatte ich durch Fleißprüfungen und vielerlei Sonderarbeiten meist bis tief in die Nacht zu tun.«

Was mir Goebbels bei dieser Gelegenheit verschwieg, was aber seinen und seines Vaters Wagemut erklärt, das Studium ohne die ausreichenden materiellen Mittel dafür ganz einfach zu beginnen, waren die angelegentlichen Empfehlungen von kirchlicher Seite, die dem jungen Studiosus nach Bonn mitgegeben worden waren. Vater Göbbels besaß nicht nur Vertrauen zu Gott, sondern auch Beziehungen zu dessen katholischen Repräsentanten in dieser Welt. Um in Bonn als Sohn der Alma mater zu reüssieren, mußte man korporiert sein. Je vornehmer und exklusiver die Verbindung, desto besser. In Bonn pflegten die Hohenzollernsöhne und die Creme des deutschen Adels zu studieren. Sie gehörten traditionell dem Korps »Borussia« an, in dem auch mein ostelbischer Großvater aktiv war. Die Farben dieses Korps waren eine Art Lebensversicherung. Wer sie tragen durfte, brauchte sich um seine Karriere keine Sorgen mehr zu machen. Wie viele Bonner Borussen überlebten nicht nur das Dritte Reich, sondern auch - was schwieriger war - die Entnazifizierung, um Stützen der jungen westdeutschen Demokratie zu werden!

An eine solche oder ähnliche studentische Verbindung war natürlich für den Hungerleider und Arbeitersproß Joseph Goebbels nicht zu denken. Aber es gab auch andere Korporationen, die, ohne so exklusiv und elitär zu sein, für die damals noch hochgehaltenen Begriffe Thron und Altar (namentlich den letzteren) eintraten. An eine von ihnen, die katholische »Unitas«, die in Bonn mit der germanisch-kernigen Zusatzbezeichnung »Sigfridia« operierte, hatte man den kleinen Goebbels empfohlen. Es war keine schlagende, ja nicht einmal farbentragende Verbindung, so daß für den körperbehinderten Goebbels keinerlei Schwierigkeiten entstehen konnten. Und es gab genug Alte Herren, die in der Lage gewesen wären, der finanziellen Schwäche des jungen Bundesbruders abzuhelfen, der sich in Studium wie Verbindung als außerordentlich aktiv und dazu hochbegabt erwiesen hatte. Schon zum »Unitas«-Vereinsfest am

24. Juni 1917 war dem noch nicht zwanzigjährigen Goebbels die Festansprache zum Thema »Wilhelm Raabe und wir« übertragen worden. Er verstand es aber auch, andere gut katholische Redner für die Bonner Unitas-Veranstaltungen heranzuziehen, so seinen Rheyd- ter Religions-Oberlehrer Johann Mollen und Pater Rembold, einen der wenigen Jesuiten, die jemals vor der Bonner Unitas zu Wort kamen.

Dieser Umstand hat zum Entstehen einer weiteren Legende beigetragen, die hier endgültig ad absurdum geführt werden muß. Es ist die vom »Jesuitenschüler« Goebbels. Natürlich hat Goebbels als - damals noch - eifrig praktizierender Katholik auch Beziehungen zum Jesuitenorden gehabt, dessen intellektuelle Höhe und autoritäre Struktur er fraglos bewunderte, wie er mir das oft genug bezeugt hat. Aber ein »Jesuitenschüler« ist er nie gewesen, weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinn des Wortes.

Doch all seine Aktivität in den kirchlich ausgerichteten Organisationen genügte nicht, um Goebbels sein Ziel, die Finanzierung seines Studiums, erreichen zu lassen. Zwar blieb er noch im Sommersemester 1918 in Freiburg bei der »Unitas« korporiert, ja brachte es sogar als »unser lb. Goebbels v. Ulex« (nach seinem von Odysseus, dem »Listenreichen», abgeleiteten Spitznamen, der ihm schon in seiner Gymnasiastenzeit - gewiß nicht ohne Grund - beigelegt worden war und den er noch viel später gern als journalistisches Pseudonym gebrauchte) zum Fuchsmajor. Aber ehe er sich dann in seinem nächsten Semester (Winter 1918 in Würzburg) endgültig von der Unitas trennte, sah er sich schon am 5. September 1917 gezwungen, an den »Diözesenausschuß des Albertus-Magnus-Vereins in Cöln a. Rh.« ein Gesuch um Gewährung einer Studienbeihilfe zu richten. Es wurde erstaunlich schnell genehmigt. Bereits wenig mehr als einen Monat später hatte der in arger Bedrängnis befindliche Studiosus die ersten 180 Mark des Vereins in Händen, um seine fälligen Kolleggelder zu bezahlen und die benötigten Lehrbücher kaufen zu können. Der nach dem großen scholastischen Gelehrten des 13. Jahrhunderts, dem als Albertus Magnus heiliggesprochenen Dominikaner Albert Graf von Bollstädt, Hochschulprofessor in Köln und Paris und Lehrer u. a. des Thomas von Aquino, benannte Verein hatte sich zu seiner schnellen und daher doppelt wirksamen Hilfe nicht zuletzt aufgrund eines Schreibens des Kaplans Dr. Johann Mollen entschlossen, das von Goebbels am 18. September 1917 nachgereicht worden war. Der

Religionslehrer des Bittstellers bescheinigte darin, »Goebbels stammt von braven, katholischen Eltern und verdient auch selbst wegen seines religiösen und sittlichen Verhaltens die beste Empfehlung«. Das war die Rettung. Der bedauernswerte Kaplan, der im Gegensatz zu seinem derart gelobten Schüler den Zweiten Weltkrieg überlebte, mußte nach 1945 die gewagtesten politisch-ideologischen Verrenkungen machen, damit ihm diese wahrheitsgemäße, aber »volkspädagogisch unerwünschte« Beurteilung des damaligen stud. phil. Goebbels nicht allzu übel ausgelegt würde.

Ehe der wackere Gottesmann aus Rheydt diese Wendung herbeiführen konnte, wurde sein Protégé nur dadurch vor dem Verhungern bewahrt, daß Ende Juni 1917 der Kommiß endlich die Hand auf ihn legte. Er wurde zum militärischen Bürodienst eingezogen, wobei wenigstens für seine Ernährung, Unterkunft und Bekleidung und ein bescheidenes Taschengeld gesorgt war.

Goebbels hatte sich seinen Militärdienst anders vorgestellt, als er sich bei Kriegsbeginn zusammen mit seinen gesunden Klassenkameraden im Alter von noch nicht einmal 17 Jahren sofort als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Er wurde natürlich nicht nur seiner Jugend, sondern auch seines Körperfehlers wegen zurückgewiesen, was er angeblich so tragisch nahm, daß er Tage und Nächte in seinem Zimmer schluchzend und ohne etwas zu essen verbrachte. Das ist ihm als pure Effekthascherei angelastet worden. Ich möchte ihn glimpflicher beurteilen. 1914 war es anders als ein Vierteljahrhundert später. 1939 »strömten« wir nicht »zu den Fahnen«. Natürlich gab es auch diesmal Freiwillige. Aber wir Familienväter taten unsere Pflicht, weil wir dazu aufgerufen wurden und sie auch als solche empfanden. Eine Kriegsbegeisterung wie 1914 gab es bei uns nicht. Als wir in den Zweiten Weltkrieg zogen, mußten wir ohne Blumen auskommen, die wir uns - wie die Soldaten von 1914 - in die Läufe der Gewehre hätten stecken können, weil das deutsche Volk 1939, glücklich und in vollem Aufstieg begriffen, das Unglück ahnte, das dieser ihm aufgezwungene Krieg bedeutete.

Daß Goebbels sich die Ablehnung seiner Meldung als Kriegsfreiwilliger zu Herzen nahm, ist bei der patriotischen Begeisterung, die 1914 das ganze deutsche Volk ergriffen hatte, durchaus begreiflich. Seine beiden Brüder, zwei und vier Jahre älter als er, stellten sich und wurden natürlich angenommen. Und da hätte er zu Hause bleiben sollen?

Es war aber auch etwas anderes, das in diesem jungen Menschen einen derartigen Verzweiflungsausbruch hervorrief, nämlich jene grenzenlose Erbitterung des wegen seiner körperlichen Mängel aus einer Gesellschaft Ausgeschlossenen, die er schon empfunden hatte, wenn er bei kindlichen Spielen nicht mitmachen konnte oder wenn ihm - grausam, wie Kinder sind - böse Worte nachgerufen oder ihm gar ein Bein gestellt wurde. Es war die Erbitterung, die ihn noch stärker packte, wenn er später Zusehen mußte, wie sich seine Altersgenossen auf dem Tanzboden um die Mädchen drängten, denen er nur von weitem sehnsuchtsvolle Blicke zuwerfen konnte.

Zu diesen psychischen Gründen seines Ausgeschlossenseins aus einer erbarmungslosen Gesellschaft kamen die sozialen hinzu. Als er nach dem Freiburger Sommersemester von 1918 wegen seiner chronischen Geldnöte (in erster Linie; es kamen noch - wie wir sehen werden - andere Gründe hinzu) aus der »Unitas« austrat und sich nie wieder irgendeiner studentischen Verbindung anschloß, da blickte er, wie er bei unserem Gespräch in Lanke berichtete, auf »die alte Burschenherrlichkeit und ihre bänder- und mützentragenden Jünger teils voller Haß, teils voller Verachtung herab. Ich befand mich nun zwar als Sohn der Alma mater in einer gehobenen Gesellschaftsschicht. Aber ich war doch in ihr ein Paria, ein Verfemter, ein Geduldeter, nicht etwa weil ich weniger leistete oder weniger klug war als die anderen, sondern weil mir das Geld fehlte, das den anderen aus der Tasche ihrer Väter so überreichlich zufloß.«

Überreichlich floß das Geld für Joseph Goebbels wahrlich nicht, weder aus der Tasche seines Vaters, der damals als Buchhalter etwa 300 bis 350 Mark monatlich verdiente, noch aus der Kasse des Kölner Albertus-Magnus-Vereins. Nach den anfänglichen 180 Mark erhielt der Stipendiat im Lauf der nächsten fünf Semester verschiedentlich weitere kleine Zuwendungen, insgesamt nicht mehr als 960 Mark, und auch dies nur nach immer neuen Bettelbriefen, in denen Goebbels an »die Mildtätigkeit meiner katholischen Glaubensgenossen« appellieren mußte. Dabei waren es gar keine mildtätigen Spenden, die er von dem Verein erhielt, sondern (freilich zinslose) Darlehen, die er auf Heller und Pfennig zurückzahlen mußte. Er tat es sogar, allerdings unter größten Schwierigkeiten, wobei ihm nicht nur mit Gericht und Pfändung gedroht, sondern der Gerichtsvollzieher sogar ins Haus geschickt wurde, der allerdings nicht mehr als einen Radioapparat vorfand, auf den seinen »Kuckuck« zu kleben sich gelohnt

hätte. Eine Reihe von Gerichtsverfahren (die Akten befinden sich im Besitz des noch heute existierenden Hilfsvereins) führte schließlich dazu, daß Goebbels seine Schulden bei dem hartnäckigen Gläubiger in vier Raten abstottern durfte. Da war er bereits Gauleiter von Berlin.

Das Zerwürfnis mit dem Albertus-Magnus-Verein war jedoch nicht der Grund, ja nicht einmal der Anlaß für Goebbels' Abkehr vom katholischen Glauben. Sie begann viel früher, sehr wahrscheinlich bereits in seinem Wintersemester 1918 in Würzburg. In seiner Dissertation, mit der er 1922 promovierte, hat Heiber einen Passus über die alte Bischofstadt am Main (seit dem 8. Jahrhundert) entdeckt, der mit der Einstellung eines treuen Sohnes der Kirche schon schwer zu vereinbaren ist. Er qualifizierte nämlich die Atmosphäre dieser bezaubernden fränkischen Barockstadt als »dumpf-katholisch in eherner Gleichmäßigkeit«. Da hat wohl selbst Msgr. Johann Mollen, der Goebbels neun Jahre lang Religionsunterricht erteilte, sein Gesicht in bedenkliche Falten gelegt, weil er diesem Musterschüler einst bestätigt hatte, nicht nur regelmäßig am Unterricht, sondern auch an den Schulgottesdiensten, Kommunionen und anderen geistlichen Verrichtungen teilgenommen zu haben und vor allem »sehr interessiert, verständnisvoll und gläubig« gewesen zu sein.

Während dieses Semesters in Würzburg war das Zweite Reich zusammengebrochen. Am 27. Oktober 1918 hatte Prinz Max von Baden (genannt »Bademax«) als Reichskanzler Wilsons 14 Punkte als Grundlage eines Waffenstillstandes angenommen. Ludendorff war als Generalstabschef Hindenburgs an der Spitze des unbesiegten deutschen Heeres verabschiedet worden und hatte im neutralen Schweden Zuflucht gesucht. In Kiel, Lübeck und Hamburg meuterten die Matrosen und übernahmen hier mit ihren kommunistischen Aufpeitschern vom 4. bis zum 6. November die Macht. In Bayern wurde am 8. November die Räterepublik ausgerufen. Und am 9. November proklamierte der SPD-Abgeordnete Philipp Scheidemann (1865 bis 1939), den »Bademax« schon zum Staatssekretär gemacht hatte, von der Freitreppe des Reichstages aus die Republik. Am 10. November ging der Kaiser, von Hindenburg schlecht beraten, ins holländische Exil, so daß am 11. November der Waffenstillstand, das Todesurteil für das im letzten Jahrhundert so prachtvoll gediehene Bismarck- Reich, unterschrieben wurde.

Der junge Goebbels hatte es wie alle national gesinnten Deutschen

einfach nicht für möglich gehalten, daß es nach allem, was das deutsche Volk in diesem Krieg geleistet hatte, soweit kommen konnte. Noch wenige Monate zuvor hatte er sich in einem Brief an seine Mutter in diesem Sinn geäußert. Jetzt brach für ihn eine Welt zusammen. Zu seiner sehr persönlichen sozialen Frustration kam nun auch noch die nationale hinzu. In den Hörsälen und Mensae academicae der deutschen Hochschulen fanden - wann wäre das je anders gewesen! - erregte politische Debatten statt. Von einer derselben im Augenblick der eben erwähnten historischen Ereignisse berichtete Goebbels seinem Freund und Schulkameraden Fritz Prang am 13. November 1918 aus Würzburg. Was da plötzlich vorging, bezeichnete der eben mündig gewordene Student in diesem Brief als »niederen, nichtssagenden Massentrubel«. Er forderte den Freund auf, sich - wie er - »durch beharrliche geistige Schulung« für den Augenblick zu rüsten, da das Volk wieder »nach Geist und Kraft« rufen würde. Und er tröstete ihn mit der Metapher: »Wenn der Wein gärt, kommen alle schlechten Bestandteile an die Oberfläche, doch sie werden abgeschöpft, und Köstliches bleibt zurück.«

Zu dem »Köstlichen«, das zurückblieb, rechnete Goebbels einen andern seiner Jugendfreunde - er hatte, im Gegensatz zu Hitler, solche trotz all seiner physischen und sozialen Behinderung und der aus dieser entstandenen Menschenverachtung - den Kriegsversehrten Richard Flisges, dem er später nicht nur seinen autobiographischen Roman »Michael« widmete, sondern den er auch so darin verewigte: »Du standest, den zerschossenen Arm noch in der Binde, den grauen Helm auf dem verbeulten Kopf, die Brust voll von Kreuzen, vor behäbigen Bürgern, um das Maturum zu erwerben. Weil Du einige Zahlen nicht wußtest, dekretierte man, daß Du noch nicht reif seiest. Unsere Antwort war: Revolution!«

Prosaischer ausgedrückt, hatte der Bauernsohn Flisges aus der Umgebung der rheinischen Industriestadt Rheydt 1914 auf der Freiwilligen-Meldestelle mehr Glück gehabt als sein Freund Joseph. Er wurde schwer verwundet, hoch ausgezeichnet und schon 1917 ins Zivilleben entlassen, gerade als man seinen damals für wehrdienstuntauglich erklärten Jugendfreund trotzdem noch vorübergehend einzog.

Die Freundschaft Flisges-Goebbels war ein Beweis dafür, daß Gegensätze sich anziehen. Flisges war groß, stattlich, eine strahlende Erscheinung. Seine geistigen Fähigkeiten waren begrenzt. Er «konnte zwar aufnehmen, aber er hatte nicht das Vermögen, das Gelesene

und Gehörte in den Zusammenhang einer eigenen Konzeption zu stellen. Goebbels bewunderte ihn, der in seinem Äußeren all das hatte, was ihm abging. Und er ließ sich von ihm sogar auf geistigem Gebiet beeinflussen oder doch zumindest anregen, obwohl er sehr genau wußte, daß er ihm in dieser Beziehung haushoch überlegen war.

Wahrscheinlich hätte Goebbels damals auch ohne Flisges Marx und Engels, aber auch den deutsch-jüdischen Nationalliberalen Walther Rathenau (1867-1922) gelesen, mit dessen Mördern er wenig später in der gleichen Partei kämpfte. Aber sein Freund war es, der ihm zu diesen Autoren ein ganz besonderes Verhältnis und viel von dem Verständnis verschaffte, das er zeitweilig für sie besaß. Flisges vermittelte ihm vor allem das Eindringen in die Welt Dostojewskis, die ihm auch vorher schon nicht unbekannt, aber weitgehend verschlossen gewesen war. Dieser und später Marx und Engels hatten Flisges in den so frustrierenden Jahren 1917/18 erst zum Anarchisten, danach zum überzeugten Kommunisten gemacht. Daß Goebbels gerade in diesen entscheidenden Jahren seinen innigen Kontakt mit ihm wiederaufnahm, dürfte der entscheidende Anstoß für seinen konfessionellen Sinneswandel gewesen sein, den er ein Jahr später, während eines sogenannten »Zwischensemesters« in München im Herbst 1919, seinem entsetzten Vater in Rheydt mitteilte.

Der Brief mit diesem Geständnis ist leider nicht erhalten. Wir kennen nur die Antwort des Vaters, die erst nach dem Krieg (am 27. Oktober 1946) von der »Kirchenzeitung für das Bistum Aachen« im Wortlaut veröffentlicht wurde. Goebbels erhielt diesen Brief des Vaters, aus dem hier bereits zitiert wurde, während seines Münchner Zwischensemesters Ende 1919. Er hatte den Eltern von seinen Glaubenszweifeln geschrieben und ihnen gestanden, daß er die Sakramente nicht mehr nehme. Der Vater redete ihm liebevoll ins Gewissen, malte (etwas melodramatisch) seine und der Mutter unausweichliche Sterbestunde aus und fragte den Sohn, ob er von seinen Eltern »dann als Ungläubiger Abschied nehmen« wolle. Er schloß mit der Versicherung: »Ich bete für Dich, wie ich so oft für Dich gebetet habe.«

Uns muß hier ganz besonders die schon einmal erwähnte Frage des Vaters interessieren, ob der Sohn Bücher geschrieben habe oder zu schreiben beabsichtige, »die mit der katholischen Religion nicht zu vereinbaren sind«. Joseph scheint ihm zumindest Andeutungen über die Art seiner damals ungemein intensiven schriftstellerischen Betäti-

gung gemacht zu haben. Neben seinem durchaus erfolgreichen Studium schrieb er geradezu wie besessen, nicht nur Gedichte und Aufsätze wie schon zur Schulzeit, sondern Artikel, Essays, Erzählungen, Dramen. Die eine oder andere seiner Arbeiten versuchte er auch zu veröffentlichen - meist ohne Erfolg. Daß er sich mit diesem Anliegen besonders häufig an das »Berliner Tageblatt« und dessen jüdischen Chefredakteur Wolff wandte, dessen geschliffene Leitartikel er ebenso bewunderte wie das »Buch der Lieder« des gleichfalls jüdischen Heinrich Heine, kann bei einem Literaturstudenten der jungen Weimarer Republik kaum verwundern. Seine Annäherungsversuche in dieser Richtung wurden jedoch schroff (Rücksendung mit Vordruck) zurückgewiesen.
Aber nicht davon hatte er dem Vater berichtet, sondern offenbar von dem Christus-Drama, das er damals schrieb und dem er den Titel »Judas Ischariot« gab. Der Jesus-Jünger, den Luther in seiner Übersetzung des Matthäus-Evangeliums (in dessen 26. Kapitel) Judas Ischarioth, den Mann aus Charioth, nennt, ist mit seinem verräterischen »Judas-Kuß« und den oft zitierten »dreißig Silberlingen« eine dankbare Titelfigur für eine dramatische Auseinandersetzung mit der Gestalt Christi, die Goebbels bis an sein Lebensende fasziniert hat. Wie stark er dabei von Dostojewski beeinflußt wurde, dessen Œuvre ihm gerade damals in der 1906 in München erschienenen zwanzigbändigen Übersetzung durch Moeller van den Bruck von seinem Freund Flisges ans Herz gelegt worden war, zeigt sein Roman »Michael«, der freilich erst später entstand, sich aber, sehr oft wörtlich, an seine leider nur in ganz geringen Bruchstücken erhaltenen Tagebuchaufzeichnungen hielt, mit denen er gerade damals begann. Auch »Michael« ist ja in Tagebuchform gehalten. Und da lesen wir unter dem 12. Juli:
»Ich halte Zwiesprache mit Christus. Ich glaubte, ihn überwunden zu haben, aber das waren nur seine Götzenpriester und falschen Trabanten.«
Als Michael-Joseph dies in sein Tagebuch (und später in das Manuskript seines autobiographischen Romans) schrieb, muß er an seinem (übrigens nie aufgeführten) »Judas Ischariot« gearbeitet und Bemerkungen dazu in seinem Brief an den Vater gemacht haben. In seiner »Zwiesprache mit Christus« heißt es weiter:
»Christus ist hart und unerbittlich.
Er peitscht die jüdischen Händler aus dem Tempel heraus.

Eine Kriegserklärung an das Geld.
Man kommt ins Zuchthaus oder ins Irrenhaus, wenn man das heute sagt.«
Hier lehnt sich jemand nicht nur gegen die »Götzenpriester und falschen Trabanten« Christi auf, sondern mit dem Gottessohn gegen »das Geld«, das heißt also gegen das kapitalistische System. Und der Rebell bekennt weiter:
»Wir sind alle krank! Nur der Kampf gegen die Fäulnis kann uns noch einmal retten. Die Heuchelei ist das charakteristische Merkmal der untergehenden bürgerlichen Epoche.«
Goebbels schrieb und schrieb und schrieb in diesen Jahren 1919 und 1920. Hitler redete und redete und redete. Er hatte Erfolg. Goebbels rutschte von einem Versagen ins andere. Wie kam das? Goebbels zweifelte. Hitler glaubte.

Siebenter Ring und Drittes Reich

An was glaubte Hitler? »Vor allem an sich selbst«, meinte Curt Riess und fügte hinzu: »… und an das, was er predigte.« Er bezog sich dabei auf einen Goebbels-Artikel »Wenn Hitler spricht« (vom 19.11. 1929), in dem das, was Robespierre von seinem Jakobinerchef Marat sagte, auf Hitler umgemünzt war: »Der Mann ist gefährlich, er glaubt, was er sagt.« Selten ist ein klassisches Wort mit soviel Berechtigung auf einen anderen angewendet worden, der fast anderthalb Jahrhunderte später in Erscheinung trat. Goebbels erläuterte in seinem Artikel: »Das ist das Geheimnis seiner Kraft: sein fanatischer Glaube an die Bewegung und damit an Deutschland.«

Wir wissen, daß Goebbels nie ein Lehrbuch oder auch nur ein Vademecum der Propaganda geschrieben hat. Er sagte das sogar einmal ganz klipp und klar: »Es läßt sich gar kein ABC der Propaganda schreiben oder lehren. Propaganda kann man oder kann sie nicht.«* Er konnte sie. Und wenn er es auch ablehnte, Nachhilfeunterricht in Propaganda zu erteilen, entsinne ich mich doch, daß er mir (und anderen) oft genug sagte, wer überzeugen wolle, müsse das, was er sage, auch glauben.

Glaubte Goebbels? Die Zeitgeschichtsschreibung leugnet es und bemüht sich, ihn als Apostaten, Nihilisten, Zyniker und Erzlügner darzustellen. Es gibt da die viel zitierte Geschichte aus seiner Jugend, wonach es der besorgten Mutter (bei anderen Autoren ist es der Vater) gelungen sei, dem Jungen eine Audienz bei einem hohen und einflußreichen Geistlichen (manche wollen wissen, es sei ein Jesuit gewesen) zu verschaffen, der ihm die Tore im Berufsleben hätte öffnen können. Tatsächlich spielten die Eltern Goebbels lange Zeit mit dem Gedanken, ihren hochbegabten, aber körperbehinderten Sohn den geistlichen Beruf ergreifen zu lassen, und auch dieser selbst sträubte sich nicht dagegen. Seine körperliche Mißgestaltung gewis-

* Rede vom 9.1. 1928 in »Signale der neuen Zeit«, München 1934.

sermaßen unter der Soutane zu verstecken, sich stets gemessen zu bewegen, seine intellektuellen Fähigkeiten voll zur Geltung zu bringen und dabei zu Ansehen und Einfluß zu gelangen, mag Eltern wie Sohn gleich verlockend erschienen sein. Der Geistliche rangierte in der sozialen Rangordnung der damaligen Gesellschaft, besonders im katholischen Rheinland, ganz oben, in unmittelbarer Nachbarschaft von Offizier und Beamten. Joseph hatte sich daher, auch ohne von den Eltern besonders dazu angehalten worden zu sein, auf diese Vorstellung bei dem geistlichen Herrn gründlich vorbereitet. Bibel und Katechismus waren ihm als Musterschüler des Religionslehrers Dr. Mollen wohlvertraut, so daß er hier nur zu rekapitulieren brauchte. Aber er nahm sich auch noch einmal den Kanon und die kirchengeschichtlichen Schriften, insbesondere diejenigen St. Augustins, vor, die sein künftiger geistlicher Schutzherr angeblich besonders schätzte. Aber der so gründlich vorbereitete Primaner wurde enttäuscht. Hochwürden unterhielt sich mit ihm leutselig und von hoher Warte nur über durchaus weltliche Belange und erklärte ihm abschließend: »Du glaubst nicht an Gott, mein Sohn.« Er wolle sich trotzdem für ihn verwenden, wenn er verspreche, alles andere, bloß nicht Theologie zu studieren.

Die Geschichte, so hübsch sie auch klingt, hat nur den Nachteil, daß sie, wie Heinrich Fraenkel* festgestellt hat, »völlig frei erfunden ist«. Aber es hätte so sein können. Goebbels glaubte damals noch, wie wir wissen, nicht nur an Gott - diesen Glauben hat er sein ganzes Leben lang nicht aufgegeben-, sondern auch an dessen Sohn Jesus Christus, den zu verehren er nie müde wurde, ja sogar an die stets von ihm bewunderte Institution der römisch-katholischen Kirche, die er nie verließ, obwohl sie ihn verstoßen hatte. Wogegen er rebellierte, das waren ihre »Götzenpriester und falschen Trabanten«, das waren die Händler und Wechsler, die Christus aus dem Tempel peitschte. Das war das katholisch-kirchliche Establishment als unerläßlicher Bestandteil der herrschenden Bourgeoisie, die mit dem Verlust des Ersten Weltkrieges zum Untergang verurteilt sei, wie alle Geistesheroen, denen sich Goebbels in seinen Studienjahren schrankenlos hingegeben hatte, übereinstimmend verkündeten - Dostojewski, Nietzsche, Moeller van den Bruck und Stefan George.

Die persönliche Vermittlung dieser Erkenntnisse hatte Richard Flis-

* Fraenkel/Manwell: Goebbels, Herrsching 1960.

ges übernommen, der ohne die analytischen Fähigkeiten und die intellektuelle Potenz seines Jugendfreundes dem Marxismus aufgesessen war. Er blieb überzeugter Kommunist, bis er 1923 als einfacher Bergmann, der er geworden war, um das Schicksal der Arbeiterklasse »vor Ort« zu studieren - zum Hochschulstudium war er ja nicht zugelassen worden bei einem Grubenunglück 1923 ums Leben kam.

Seinem Freund Joseph Goebbels, der ihm in der Titelgestalt seines Romans »Michael« ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, war ein anderes Schicksal beschieden. Nach seinem akademischen Anfang in Bonn und den Zwischenstationen in Freiburg, Würzburg, München und wieder Freiburg kam er im Frühjahr 1920 nach Heidelberg, dem Zentrum aller Studentenromantik der damaligen Jahre. Der Romantik der deutschen Literatur widmete sich von nun an der cand. phil. Joseph Goebbels auf Empfehlung des Literaturgeschichtlers Friedrich Gundolf, dessen letztes wissenschaftliches Werk (1930/31) nach »Goethe« (1916), »George« (1920), »Shakespeare« (1928) und anderen eben die »Romantiker« behandelte. Gundolf legte ihm auch das Thema seiner Doktorarbeit nahe, die 1922 unter dem Titel »Wilhelm von Schütz als Dramatiker/Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas der romantischen Schule« erschien. Ein anderer Professor der gleichen Fakultät, Max Frhr. von Waldberg, fungierte als Doktorvater (Gundolf durfte auf seinem 1920 erhaltenen Lehrstuhl lesen, ohne prüfen zu müssen). Beide - Gundolf wie Waldberg - waren nach den Nürnberger Gesetzen Volljuden, wie Heiber* feststellt. Daß heute kaum noch jemand weiß, wer dieser Wilhelm von Schütz (geb. am 13.4. 1776 in Berlin, gest. am 9. 8. 1847 in Leipzig) war, den Goebbels zum Gegenstand seiner Dissertation machte, ist kein Wunder und kein Schaden. Selbst in der Literaturgeschichte taucht sein Name kaum mehr auf und wenn, so meist nur im negativen Sinn, etwa wenn Gegner der Romantik sich über eines seiner Schauspiele hermachen. Der Titel der Dissertation wurde angeblich nach 1933 geändert, um ihm nachträglich »mehr politisches Gewicht« zu geben. Tatsächlich tauchte in einer der im Dritten Reich erschienenen Goebbels-Biographien die Doktorarbeit mit dem Untertitel »Die geistigpolitischen Strömungen der Frühromantik« auf, so daß sich die Universität Heidelberg bei der feierlichen Erneuerung der Promo-

* op. cit.

tionsurkunde für ihren berühmten Doktoranden nicht getraute, den richtigen Titel der Dissertation zu nennen, weil man offenbar glaubte, die Änderung sei ein besonderer Wunsch des damals allmächtigen Ministers (und nicht eine Eigenmächtigkeit oder Ungenauigkeit des beflissenen Autors) gewesen. Diese Zusammenhänge richtiggestellt und damit eine weitere Goebbels-Legende zerstört zu haben, ist das Verdienst Heibers.

So unbedeutend und verstaubt auch der Gegenstand seiner Arbeit war, so gut lesen sich diese 215 Schreibmaschinenseiten, die Goebbels seinen Eltern widmete. Überdies lassen sie einen Blick in die Welt der Gedanken und Empfindungen dieses jungen Feuerkopfes tun. So heißt es in der Einleitung u.a.: »Nur der Einzelne, und er allein, findet den Schrei, der sich der schuld- und qualgeladenen Seele entringt, den Schrei aus der Tiefe der Not.« Und: »Es lebe die Republik! So schreien die draußen. Was geht uns die Republik an? Es lebe Deutschland!«

In seiner Dissertation blieb er sachlich, auf akademischem Niveau. Aber er zitierte Dostojewski, von dem wir wissen, daß er bei Goebbels Zweifel an seinem katholischen Glauben geweckt hatte: »Vernunft und Wissen«, heißt es in der von Goebbels angeführten Passage aus den »Dämonen«, »haben im Leben der Völker stets nur eine zweitrangige, untergeordnete, eine dienende Rolle gespielt - und das wird ewig so bleiben! Von einer ganz anderen Kraft werden die Völker gestaltet und auf ihrem Wege vorwärts getrieben, von einer befehlenden und zwingenden Kraft, deren Ursprung vielleicht unbekannt und unerklärlich bleibt, die aber nichtsdestoweniger vorhanden ist.«

Am 21. April 1922 promovierte Goebbels mit dieser durchaus bemerkenswerten Arbeit, die zum Teil eine beinahe seherische Vorwegnahme kommender schicksalsschwerer Entwicklungen war. Keine elf Jahre später, als Dr. Joseph Goebbels seine von Hindenburg unterschriebene Ernennungsurkunde zum Reichsminister für Völksaufklärung und Propaganda überreicht bekam, war er zu einem Teil jener »befehlenden und zwingenden Kraft« geworden, die - nach Dostojewskis Formulierung - in Zukunft das deutsche Volk auf seinem »Wege vorwärts« treiben würde.

Mit Romantik hat das alles freilich wenig zu tun. Goebbels war - selbst im romantischen Heidelberg - nicht romantischer als irgendein Student in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens. Seine ganze

Bildung, seine Denkart und seine Lebensauffassung waren viel eher klassisch. Denn so romantisch auch das Thema seiner Dissertation war, so scharf ging er darin mit den Romantikern ins Gericht: »Ein bunter Kreis von Künstlern und verkannten Genies, von Ästheten und Snobisten, von Kritikern und Kritikastern, von Philosophen und Philosophastern, von Gelehrten und Wichtigtuern . . . «

Bis hierher trifft diese ungemein drastische Charakterisierung des Romantiker-Völkchens um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert haargenau auch auf die Kundschaft der Schwabinger Cafés zu Beginn unseres Jahrhunderts zu, aus der die Münchner Räterepublik in dem Augenblick hervorging, als Goebbels mit seinem Studium begann. Aber er ergänzte seine Kennzeichnung der Romantiker noch durch einige sehr typische Vertreter, indem er »von Gottsuchern und Gottgenießern, von Mystikern und Ekstatikern« sprach. Das Religiöse war in der Tat eine sehr wichtige Komponente der Romantik, unter deren prominenten Repräsentanten mancher vom Protestantismus zum Katholizismus konvertierte, darunter auch Schütz, dem Goebbels seine Doktorarbeit gewidmet hatte. Dieser Konfessionswechsel fand nicht seinen Beifall, sondern wurde von ihm als »katholischtendenziös« kritisiert.

Wie unangebracht es ist, Goebbels als Romantiker einzustufen, geht vielleicht am besten aus der blendenden, obwohl eigenwilligen Formulierung des großen Wiener Kulturhistorikers Egon Friedell (1878-1938) hervor, der die romantische Schule mit einem Katalysator verglich, einem jener Körper, die in der Chemie bestimmte Verbindungen beschleunigen: »Eine solche produktive Zersetzerin, Quelle geistiger Chemismen und Beschleunigerin der seelischen Reaktionsvorgänge, war die romantische Schule ... ein bloßes Element der Unruhe, Aktivierung, Antreibung, Anregung.« Friedell* nennt »die Romantiker die Neurasthenischen, Unkonsolidierten, Pathologischem ihrer Zeit«, wobei er sich in voller Übereinstimmung mit Goethe befindet.

Auch Goebbels' großer Lehrer Friedrich Gundolf (1880 unter dem Vatersnamen Gundelfinger geboren), bei dem er nicht nur hörte, sondern auch im Seminar mitarbeiten durfte, war kein Romantiker, obwohl er diesen sein letztes, noch kurz vor seinem Tod 1931 erschienenes Werk gewidmet hatte. Gundolf gehörte dem George-Kreis an,

* Kulturgeschichte der Neuzeit, München 1927-31.

ja war eines der wichtigsten und aktivsten Mitglieder dieser durchaus elitären Vereinigung deutscher Intellektueller, die sich in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts im Sinn Stefan Georges (1868-1933) und unter dem starken Einfluß Nietzsches um ein neues adeliges Menschentum unter Wahrung strenger künstlerischer Ausdrucksformen bemühten. Diesem Kreis, dessen kraftvoller Mittelpunkt der von Gundolf als »eine antike Erscheinung« bezeichnete Meister war, gehörten, um nur einige der Wichtigsten zu nennen, an: der Lyriker Karl Wolfskehl (1869-1948), der Ethnologe und (zusammen mit Spengler) Mitbegründer der Kulturkreislehre, Leo Frobe- nius (1873-1938), der Historiker Ernst Kantorowicz (geb. 1895, nach USA emigriert), die Philosophen Hermann Graf von Keyserling (1880-1948) und Max Scheler (1874-1928), der die philosophische Anthropologie wiederbegründete, der evangelische Religionssoziologe Ernst Troeltsch (1865-1923), der Kunsthistoriker Wilhelm Worrin- ger (1881-1956) und die Literaturhistoriker Ernst Bertram (1884-1957), Ernst Robert Curtius (1886-1956), Friedrich Gundolf (1880-1931), Max Kommerell (1902-1944) und Friedrich Wolters (1876-1930). Sie alle waren in gewisser Weise geistige Wegbereiter des Dritten Reiches, auch wenn viele von ihnen es verließen, als es 1933 angebrochen war, besonders Stefan George selbst, der mit seinem 1928 erschienenen Werk »Das neue Reich« so etwas wie sein Prophet geworden war. Davon können auch die Juden unter ihnen - wie Gundolf und Kantorowicz - nicht ausgenommen werden, deren Namen Gottfried Benn in seiner Aufzählung von Prominenten des George-Kreises wohlweislich wegließ, da sein Buch »Kunst und Macht«, in dem er sie veröffentlichte, erst 1934 erschien.

Die Faszination, die der George-Kreis auf Benn ausgeübt hatte, packte auch den jungen Goebbels, als er im Frühjahr 1920 in den Dunstkreis Gundolfs geriet. Gundolf war eine eindrucksvolle Persönlichkeit. Sein markanter Gelehrtenkopf konnte sich wohl neben demjenigen Stefan Georges sehen lassen. Seine angenehme Stimme, sein gepflegtes Äußeres und die geschliffene Form seines Vortrages machten jede seiner Vorlesungen zu einem Erlebnis, insbesondere für den weiblichen Teil seiner Zuhörerschaft, der damals in den Aulen der Hochschulen Deutschlands noch allgemein eine Minorität war, in Gundolfs Vorlesungen jedoch überwog. Gundolfs gesprochenes wie geschriebenes Wort hielt sich an das Vorbild des Meisters, dem seit seinen ersten (schon 1890 erschienenen) Hymnen der Umgang mit

dem Wort wie eine heilige Handlung war, und dessen formenstrenge Diktion in vollem Einklang mit der Führung seiner Gedanken stand. Hier dürfte der Ursprung der Gründlichkeit und Sorgfalt zu suchen sein, mit der Goebbels seine Reden und Artikel ausarbeitete (auch wenn er seine davon betroffenen engsten Mitarbeiter manchmal - wie wir gesehen haben - zur Verzweiflung brachte). Er haßte Schludrigkeit - wie sein kleinbürgerlich-penibler Vater - nicht nur in der Behandlung des Geldes, sondern auch des Wortes.

Der spätere Judenfeind Goebbels las also Rathenau und studierte bei Gundolf. Und schenkte seiner ersten großen Liebe zur gleichen Zeit das »Buch der Lieder« Heinrich Heines. Das war durchaus kein Widerspruch. In der Vergangenheit nämlich hatte sich die deutschjüdische Symbiose stets als überaus fruchtbar erwiesen. Erst nachdem die Pogrome der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die jüdischen Untertanen des russischen Zaren zuhauf in die westlichen Nachbarländer trieben und vollends, nachdem die Weimarer Republik ihre Grenzen einem Strom von jüdischen Einwanderern öffnete, gewannen jene verhängnisvollen rassistischen Ideen an Bedeutung, die schließlich zur Katastrophe führten. Parallelen zur aufkeimenden Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik unserer Tage sind hier durchaus vorhanden, wobei sich verschärfend auswirkte, daß viele der zugewanderten Juden dank der Protektion durch ihre gesellschaftlich etablierten Glaubensgenossen rasch in einflußreiche Positionen aufstiegen, während zahllose zum Teil hochqualifizierte ehemalige Soldaten in der wirtschaftlichen Misere der Weimarer Republik beruflich chancenlos blieben und ein zunehmend radikales rechtsrevolutionäres Potential bildeten.

Goebbels' Haltung gegenüber dem Judentum war also durchaus nicht so konsequent feindselig, wie seine Worte und Taten glauben machen, und es war durchaus ehrlich gemeint, als er mir gegenüber angesichts der trostlosen Unfähigkeit der gleichgeschalteten NS-Zeitungsschreiber ausrief: »Uns fehlen die jüdischen Journalisten!« Er hatte sich seinerzeit auch nicht von rassistischen Vorurteilen abhalten lassen, Theodor Wolff vom »Berliner Tageblatt« wiederholt seine Mitarbeit anzubieten, aber seine formelle Bewerbung als Redakteur war von diesem schroff abgelehnt worden.

Natürlich war Gundolf auch kein »Nazi«. Er war ein patriotisch gesinnter Deutscher jüdischen Glaubens, den er nicht leugnen wollte und konnte. Und er scheute sich nicht, sein erstes fundamentales

Werk der Literaturgeschichte unter dem schlichten Titel »Goethe« (ohne weiteren Zusatz) mit dem Aufdruck der »Blaetter fuer die Kunst« erscheinen zu lassen, die Stefan George 1899 ins Leben gerufen hatte.
Der Autor dieses 796 Seiten umfassenden, in Leinen gebundenen Wälzers war einer der wenigen Vertrauten Stefan Georges, die er in seinem »Der siebente Ring« (Berlin 1922) eines persönlichen Grußes in Form eines Gedichtes für würdig befunden hat. Auf Seite 187 lesen wir unter der Überschrift »An Gundolf«:

Warum so viel in fernen menschen forschen und in sagen lesen Wenn
selber du ein wort erfinden kannst dass einst es heisse:
Auf kurzem pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen!
Ist das nicht licht und lösung über allem fleisse?

Das heißt wirklich viel in wenigen wohlgesetzten Worten sagen. Das war, als Goebbels seinen Doktor baute. Das war elf Jahre vor dem Beginn des Dritten Reiches und 23 vor seinem schaurigen Ende. Das war zwischen dem Siebenten Ring und dem Dritten Reich.

Er war so fein...

Goebbels war zwar ehrgeizig - eine Eigenschaft übrigens, die nach Clausewitz keineswegs negativ eingeschätzt werden sollte aber er hat sich nie die Illusion gemacht, in den George-Kreis aufgenommen werden zu können. Die Männer, die um diesen eigenwilligen Dichter und Denker als Kern im wahrsten Sinne des Wortes »kreis-ten«, hatten in Kunst und Wissenschaft, jeder auf seinem Gebiet, Hervorragendes geleistet. Goebbels bewunderte sie und war entschlossen, ihnen nachzueifern, ja sie zu übertreffen. Minderwertigkeitskomplexe kannte er in dieser Beziehung nicht. Aber er wußte, daß er noch viel zu lernen hatte. Er war froh, auf seinem Gebiet in Heidelberg einen so ausgezeichneten Lehrer wie Gundolf und ganz offenbar auch dessen Gunst gefunden zu haben, was dieser ihm dadurch bekundete, daß er ihn in sein Seminar aufnahm. Es gibt keinerlei Hinweis dafür, daß Gundolf »sich durch das Auftreten des jungen Ehrgeizlings«, wie es bei Heiber* wörtlich heißt, »irgendwie abgestoßen« gefühlt habe. Vielleicht hat er diesem ebenso begabten wie leistungswilligen Studenten, der ein Dutzend Jahre später einer der bekanntesten (obzwar bestgehaßten) Politiker Deutschlands war, nicht die gewünschte Aufmerksamkeit geschenkt. Aber zurückgesetzt oder gar schlecht behandelt hat er ihn auf keinen Fall. Kein uns bekannter Gundolf-Schüler konnte irgendeinen Hinweis dafür geben. Im Gegenteil zog Gundolf den jungen Germanisten zur Mitarbeit heran und gab ihm nicht nur das Thema seiner Doktorarbeit, sondern auch manch wertvollen Hinweis für ihre Abfassung. Das Verhältnis Gundolf-Goebbels war also ungetrübt, wenn es auch gewiß nicht über das zwischen einem auf seinem Fachgebiet herausragenden und damals schon berühmten Hochschullehrer und einem seiner eifrigsten und intelligentesten Studenten Übliche hinausging.

Als Goebbels seine ersten Vorlesungen bei Gundolf belegte, erschien gerade dessen grundlegendes Werk über George, während sein er-

* op. cit.

stes, dasjenige über Goethe, das noch heute als unerreicht gilt, eine Auflage nach der anderen erlebte. Goebbels aber gelangte durch seine Verbindung mit Gundolf an den äußeren Rand eines Kreises, der den Boden für die revolutionäre Bewegung von 1933 geistig vorbereitete. Hier liegen die Wurzeln für seine spätere Entwicklung. Er gelangte auf Umwegen zu Hitler, nicht direkt - wie die sogenannte »alte Garde« - durch die von Tabaksqualm und Bierdunst geschwängerte Atmosphäre der Münchner Bierkeller, sondern über die strenge Zucht an Deutschlands Hochschulen, wie diese inmitten des beginnenden Verfalls gegen Ende des Ersten Weltkrieges unverändert hochgehalten wurde.

Aus dieser Zeit stammt seine unbegrenzte Hochachtung vor der deutschen Wissenschaft und Kunst und ihren führenden Repräsentanten, die ihm zum Teil, einem viel zu kleinen, wie er immer wieder bedauerte, später als Minister in seinem Ressort unterstanden. Sie kam sehr deutlich bei einem seiner Temperamentsausbrüche zum Ausdruck, den ich in meinen Tagebüchern am 15. Juli 1943 verzeichnet habe und an den ich mich noch genau erinnere. Anlaß war der Besuch der sogenannten »deutschen Filmschaffenden«, die fachlich »bestandpunktet« und politisch mit einer »Zementspritze« bedient werden sollten, wie das damals im Fachjargon hieß.

Er kam von dieser Veranstaltung mit Kopfschmerzen zum gemeinsamen Mittagessen und beschwerte sich beim Verzehren unserer Miniportionen über den »Filmpöbel«, die Produzenten, Regisseure und Hauptdarsteller des deutschen Films, denen er gerade anhand des amerikanischen Streifens »Mrs. Minniver« ein Privatissimum über den guten Familienfilm, wie er ihn sich wünschte, gehalten hatte. Es sei doch geradezu lächerlich, sagte er, daß wir, die wir die Pflege der gesunden Familie und entsprechende Geburtenziffern auf dem Programm hätten, uns von den USA, wo die Scheidungsmühlen erfunden wurden, vormachen lassen müßten, was ein sauberer, anständiger Familienfilm sei. Natürlich gebe es auch unter ihnen Ausnahmen, bewunderungswürdige Künstler, ja Charaktere, aber im allgemeinen, so fuhr er fort, würden sich »all diese Herren und Damen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen«, als wenig standhaft erweisen, »wenn wir eines Tages nicht mehr da sein sollten. Sie haben alle unser Brot gegessen, ja sich an unseren Tisch gedrängt, sie haben ihre Millionengagen und ihre Professoren- und Staatsschauspieler-Titel gerne von uns angenommen. Dann aber, das weiß ich ganz genau,

würden sie die ersten sein, die sich wieder an die neuen Herren heranmachen und behaupten, sie wären schon immer gut antifaschistisch gewesen und zur Annahme der Gelder und Ehrungen gezwungen worden. Ich kenne dies Pack!«

Er kannte es wahrlich. Um so größer war seine Hochachtung vor Forschern, Wissenschaftlern, Erfindern, Ärzten usw. »Diese Männer, die durch die einzigartige Schule unserer deutschen Universitäten gegangen sind«, so fuhr er in seinen mittäglichen Betrachtungen fort, »stehen doch turmhoch über dem ganzen Gesocks sogenannter Filmkünstler. Sie verdienten wahrlich eine bessere Behandlung, als sie ihnen durch unseren famosen Reichserziehungsminister* zuteil wird.« Als Beispiel für die Betreuung der seinem Ressort unterstehenden Wissenschaftler durch Rust führte Goebbels die Geschichte vom 65. Geburtstag des Chirurgen Prof. Stöckel an, den dieser noch vor Beginn des Krieges feierte. Frau Goebbels gehörte zu seinen Patienten, so daß die Familie für diesen Tag besondere Ehrungen für den Jubilar vorgesehen und auch von offizieller Seite erwartet hatte. Tatsächlich traf zu dem bewußten Datum ein eingeschriebener Brief des zuständigen Ministeriums bei Stöckel ein. Es war aber kein Glückwunsch, sondern die kurze und sehr sachliche Mitteilung, daß er wegen Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze in den Ruhestand versetzt wurde. »Heil Hitler! gez. Rust, Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.«

»Diese ministerielle Geburtstagsüberraschung war also wirklich ein starkes Stück«, empörte sich Goebbels. »Denn Stöckel ist in Rusts Ressort etwa das gleiche wie George, Binding oder Thorak in meinem.« Was er zur Wiedergutmachung dieser unglaublichen Taktlosigkeit tun konnte, geschah. Hitler, mit dem er sich sofort in Verbindung gesetzt hatte, veranlaßte die unverzügliche Rückgängigmachung der Pensionierung. »Es ist nur zu klar, daß unsere Geistesschaffenden unter einem solchen Minister vergrämt werden und die Schaffensfreude verlieren«, kommentierte Goebbels abschließend. »Sie verdienten zumindest die gleiche Betreuung, wie ich sie dem Kroppzeug von Filmleuten angedeihen lasse, die mit Auszeichnungen und Ehren, mit Geld und allen nur möglichen Erleichterungen bedacht werden, und die diese Behandlung gar nicht verdienen, sondern sie

* Bernhard Rust, geb. 1883, Studienrat, 1925 Gauleiter der NSDAP (Südhannover-Braunschweig), 1933 preuß., 1934 Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

mit Charakterlosigkeit, Undank und versteckter Obstruktion lohnen.«
Seine Worte waren sehr scharf, ja vielleicht übertrieben und ungerecht. Ich konnte ihn trotzdem verstehen. Zu allen Sorgen und Schwierigkeiten der militärischen und politischen Lage des Augenblicks kamen nun auch noch solche Quisquilien hinzu. Er hatte bei der heutigen Veranstaltung die wachsende Skepsis seiner Schutzbefohlenen mit dem feinen Gespür, das er dafür besaß, wahrgenommen, ohne daß natürlich irgend etwas davon offen geäußert worden wäre. Jetzt machte er seinem Ärger darüber Luft. Unsere Unterhaltungen bei Tisch waren ja nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Wären sie es gewesen, hätte er unter den seiner Obhut als Minister anvertrauten Schriftstellern vielleicht andere als George und Binding genannt, die ja beide schon tot waren. Aber er verehrte sie von allen vielleicht am meisten. Rudolf G. Binding war schon 1938 als 2. Vorsitzender der Deutschen Akademie für Dichtung gestorben. Diese Akademie, aus der seit 1926 bestehenden Abteilung Dichtung der Preußischen Akademie der Künste hervorgegangen, unterstand Rust, nicht Goebbels. Es gelang diesem später (1935), mit der Reichsschrifttumskammer eine Parallelorganisation aufzubauen, die nach und nach die tatsächlichen Funktionen der Dichter-Akademie übernahm und auch deren Präsidenten, den NS-Dichter Hanns Johst (geb. 1890), stellte. Tröstlich bleibt, daß der sogenannte »Dichter der SA«, der Schweizer Heinrich Anacker, in dessen Namen wir SA- Leute der Kampfzeit zwischen dem »n« und dem »a« ein »k« einzufügen pflegten, nie in die Dichter-Akademie des Dritten Reiches aufgenommen wurde. Das wenigstens wußte Goebbels zu verhindern.
Am liebsten hätte er an der Spitze der Deutschen Akademie für Dichtung Stefan George gesehen, mit dem er jetzt als Minister in Verbindung zu treten wagte. George hatte 1919 bereits »Das Neue Reich« veröffentlicht, das eigentlich mehr Anspruch auf den Titel »Das Dritte Reich« gehabt hätte, mit dem Moeller van den Brucks erst 1923 veröffentlichtes Buch weltberühmt wurde. George, nicht Moeller war es, der einen Führer mit jenem »keuschen, klaren, barbarischen Auge« seherisch vorhergesagt hatte. Diesen Führer freilich konnte er in Hitler nicht wiedererkennen, und daher emigrierte er, als dieser an die Macht kam, in die Schweiz. Alle Bemühungen Goebbels', ihn zur Rückkehr nach Deutschland zwecks Übernahme einer repräsentati-

ven Stellung in der offiziellen Organisation des deutschen Kulturlebens zu bewegen, waren vergebens. Stefan George starb in der Zurückgezogenheit, die sein ganzes öffentliches Auftreten gekennzeichnet hatte, am 4. Dezember 1933 in Locarno.

Den Posten, den Goebbels Stefan George zugedacht hatte, bekam Hanns Johst, der mit seinen Dramen »Thomas Paine« und »Schlageter« sowie zahlreichen dezidiert nationalsozialistischen Aufsätzen der repräsentative Dichter der neuen Bewegung geworden war. Er übernahm 1935 auch den Vorsitz der Reichsschrifttumskammer, mit deren Schaffung sich Goebbels wenigstens einen Teil der Zuständigkeit Rusts zu verschaffen wußte. Wer im Dritten Reich irgend etwas als Autor, Verleger oder Buchhändler veröffentlichen und verbreiten wollte, mußte dieser Reichsschrifttumskammer angehören, die damit zu der für die fachlich, politisch-weltanschaulich und rassisch allein entscheidenden NS-Dienststelle auf diesem Gebiet wurde. Ich gehörte ihr an und verwendete eines meiner dort eingetragenen Schriftsteller-Pseudonyme (Willy Oehm) bis vor gar nicht allzu langer Zeit sogar als Korrespondent der FAZ.

Auch bei Thomas Mann (1875-1955), den Goebbels als Schriftsteller schätzte, wenn er ihn auch nicht wie Stefan George verehrte, hatte er mit seinen Versuchen, ihn zur Rückkehr zu bewegen, kein Glück. Aber Viktor Reimann stellt in seiner Goebbels-Biographie* zutreffend fest, dem deutschen Schrifttum sei nach 1933 ein »bedeutendes schöpferisches Potential« verblieben, und nennt: Gerhart Hauptmann, Ernst Jünger, Gottfried Benn, Ernst Wiechert, Ricarda Huch, Hans Carossa, Agnes Miegel, Werner Bergengruen, Kasimir Edschmid, Hans Fallada, Ina Seidel, Wilhelm Schäfer, Reinhold Schneider, Erich Kästner und Rudolf G. Binding. Eine Liste, die sich wahrlich sehen lassen kann. Zu Kästner bemerkt Reimann, er habe im Dritten Reich nur unter falschem Namen schreiben können. Das stimmt. Aber es war Goebbels, der Kästners unbestrittene Fähigkeiten wie diejenigen so vieler anderer Linksintellektueller (gegen gute Bezahlung) in den Dienst seiner Propaganda stellte und ihm damit die Chance gab, den Krieg zu überleben.

Insgesamt wird man wohl Reimann, der während des Krieges im Zuchthaus saß (wegen Vorbereitung zum Hochverrat) und heute

* »Dr. Joseph Goebbels«, Wien 1971.

Chefredakteur der Wiener Kronen-Zeitung ist, mit seiner Feststellung recht geben müssen, die Behauptung, 1933 sei die ganze deutsche Dichter-Elite emigriert, heiße die Emigranten überschätzen oder die in Deutschland Gebliebenen unterschätzen. Er beziffert die Zahl der damals verbotenen Autoren auf »zwischen 150 und 250« und die der verbotenen Bücher auf »zwischen 8000 und 12000«. Die Verbote erfolgten aufgrund des sogenannten Gesetzes gegen »Schmutz und Schund«, das schon aus der Weimarer Republik stammte und jetzt im Sinn des Nationalsozialismus exzessiv ausgelegt und angewandt wurde.
Der Höhepunkt im Umgang des Propagandaministers mit Schriftstellern und Dichtern war seine Begegnung mit Knut Hamsun am 19. Mai 1943. Er stand noch völlig unter ihrem Eindruck, als ich Ende des Monats zu ihm abkommandiert wurde. In seinen Tagebüchern hat Goebbels sich wiederholt und ausführlich über den Besuch ausgelassen, den der greise norwegische Nobelpreisträger (im Alter von damals fast 84 Jahren) ihm am 19. Mai 1943 in der Hermann- Göring-Straße von Berlin abstattete. Er wurde von seiner Frau Marie geb. Andersen, der Schauspielerin und Verfasserin schöner Kindergeschichten, begleitet, die aktives und eifriges Mitglied der Quisling-Bewegung Nasjonal Sämling (NS) war (der Hamsun nie angehörte) und sich der nationalsozialistischen Propaganda (auch dies im Gegensatz zu ihrem Mann) gern und häufig zur Verfügung stellte. Sie hatte bei diesem Besuch im Hause Goebbels vor allem die Funktion einer Dolmetscherin und eines Lautverstärkers, da der alte Herr bereits sehr schwerhörig, um nicht zu sagen fast taub war.
Goebbels mokierte sich mit dem ihm eigenen Sinn für Situationskomik darüber, wie die Gattin des Olympiers, die er - im Gegensatz zu diesem - nicht sonderlich zu schätzen schien, die intimsten Vertraulichkeiten, die er Hamsun zu übermitteln wünschte, wie etwa die, daß man ihn eines Tages zu den größten Dichtern der Welt rechnen würde, nicht nur in die harte norwegische Sprache übersetzte, sondern ihm auch mit Stentorstimme, manchmal sogar wiederholt ins Ohr brüllen mußte, bis er sie verstand.
Hamsun selbst sprach wenig, aber was er sagte, so bezeugte es Goebbels in seinen Tagebüchern und auch mir gegenüber, sei von der Weisheit des Alters getragen gewesen. Er habe sich, sagte er, immer wieder diesen »wunderbaren Kopf« ansehen müssen, und vielleicht

mußte er dabei an die nicht minder bewunderungswürdigen Köpfe Gundolfs, Georges, ja Goethes denken.
Über die Maßen interessierte Goebbels natürlich, was Hamsun - mit sparsamen Worten und ohne jede Übertreibung - von seinem langen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zu berichten wußte, insbesondere daß die Menschen dort, von Ausnahmen abgesehen, »bar jeder Kultur« seien. Er machte aus seiner seit frühester Jugend vorhandenen Abneigung gegen Engländer kein Hehl, die durch Churchills Invasionsversuch Norwegens, dem Hitler nur knapp zuvorgekommen war, noch beträchtlich verstärkt wurde. Sein Glaube an Deutschlands Sieg in diesem Krieg war unerschütterlich, obwohl wir damals ja den Zenit unserer Erfolge längst überschritten hatten.
Alles, was Goebbels in seinen Tagebuchaufzeichnungen über diese Begegnung geschrieben hat, kann ich aus dem, was er darüber in unseren Tischgesprächen berichtete, bestätigen, während ich verschiedene Passagen derselben, ganz wenige, aber entscheidende, insbesondere in bezug auf das jüdische Problem, für definitiv gefälscht halte. Völlig übereinstimmend sind seine Tagebuchaufzeichnungen und seine mündlichen Äußerungen mir gegenüber bei der Beurteilung Hamsuns als Persönlichkeit. So überragend wie diese sei seine Bescheidenheit gewesen.
Wenige Jahre später, als Norwegen einen seiner sieben Nobelpreisträger verhaftete, einsperrte und zu einer Geldbuße von astronomischer Höhe verurteilte, erklärte der Dichterfürst dem norwegischen Journalisten Christian Gierlöff*, über seine Begegnung mit dem Propagandaminister des Dritten Reiches befragt: »Goebbels war ein feiner Mann, er hatte so schöne, lichte Kinder.« Und er wiederholte diese Aussage, als er in dem Irrenhaus, in das man ihn gesteckt hatte, von dem Chefarzt der Psychiatrischen Klinik in Oslo, Prof. Dr. med. Gabriel Langfeld, Mitglied der norwegischen Widerstandsbewegung, am 24.10. 1945 vernommen wurde. Der Mediziner, der die Rolle des Staatsanwaltes übernommen hatte, da Norwegen sich scheute, der Welt den Eindruck eines totalitären Schauprozesses zu vermitteln, befragte Hamsun nach seinem Deutschlandbesuch vom Mai 1943. »Goebbels wirkte wie eine Persönlichkeit«, antwortete dieser ohne Zaudern, »er war so fein.«

* »Knut Hamsuns eigene Stimme«, zitiert in Thorkild Hansen: Der Hamsun-Prozeß, Hamburg 1979.

Das empfanden damals auch wir, die wir mit ihm eng zusammenarbeiteten. Das galt für seine äußere Erscheinung, für sein elegantes Äußeres, seine immer besonders gepflegten Hände, seine kultivierten Tischsitten und Umgangsformen, die von seinen diversen adeligen Adjutanten, insbesondere dem Prinzen Schaumburg, zur Perfektion gebracht worden waren, und das galt auch für seinen Umgang mit uns.

Der geschilderte Besuch bei Goebbels, der auf beiden Seiten so starke Effekte zeitigte, hatte noch ein Nachspiel, das von keinem Goebbels-Biographen erwähnt wird, weil es überhaupt erst durch das 1978 erschienene Buch des dänischen Journalisten Thorkild Hansen (geb. 1927) bekannt wurde. Als Hamsun in seine norwegische Heimat zurückkehrte, überlegte er, wie er Goebbels am besten für die freundliche Aufnahme danken könne. Diesem Mann etwas zu schenken, war nicht einfach. Er hatte ja alles, was er brauchte und mehr als das. Es mußte schon etwas Besonderes sein. Und so verehrte er ihm die Goldmedaille, die ihm der schwedische König in feierlicher Zeremonie überreicht hatte, als ihm 1920 der Nobelpreis für Literatur verliehen worden war.

Goebbels hat diese Episode geheimgehalten. Es muß ihn Überwindung gekostet haben, auf diese Propagandamöglichkeit zu verzichten. Aber er tat es. Er sprach, so sehr ihn auch diese Geste Hamsuns bewegt haben muß, selbst im engsten Kreis nicht davon. Immer wieder kam er in jenen ersten Wochen nach meinem Dienstantritt bei ihm auf das Erlebnis dieser Begegnung zurück. Aber von der Medaille - kein Wort. Auch von Hamsun nicht. Das einzige, was - durch Hamsun - bekannt wurde, ist das Dankschreiben des Ministers vom 23. Juni 1943, das die norwegische Polizei nach dem Zusammenbruch bei der Haussuchung auf Hamsuns Besitz Nörholm fand, sich aneignete, aber geheimhielt, bis Hamsun dahinterkam. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

»Daß Sie mich in dieser Weise mit der schwedischen Nobelpreismedaille, der höchsten Auszeichnung für Ihre Dichtkunst, beehren, kann mich nur beschämen. Ich würde diese Ehrenbezeugung nicht entgegennehmen können, wenn sie nur mir selbst und meiner eigenen öffentlichen Tätigkeit zugedacht wäre, aber ich betrachte sie als Ausdruck Ihrer Verbundenheit mit unserem Kampf um ein neues Europa und eine glückliche Gesellschaft.«

Goebbels mußte, um die Ziele auf seinem Gebiet, der Propaganda,

zu erreichen, sehr oft, ja eigentlich immer aufdringlich, populär, ja manchmal sogar ordinär werden. Aber sein wahres Wesen war anders, und nur wenige kannten es.

Flammenzeichen

Der Besuch Hamsuns im Hause Goebbels hatte schwerwiegende Folgen. Nicht nur, daß er auf der »Sündenliste«, die die Sieger dem greisen Nobelpreisträger schon zwei Jahre später vorhielten, besonders schwer wog, brachte er schon vorher den Reichspressechef Dr. Otto Dietrich (1897-1952) auf die Idee, Hamsun auf dem für Juni 1943 geplanten Internationalen Journalisten-Kongreß in Wien als NS- Paradepferd vorzuführen und ihn anschließend auf den Obersalzberg zu bringen, um ihn Hitler vorzustellen. Das wurde eine Katastrophe. Goebbels hatte nichts damit zu tun. Natürlich fand der Wiener Kongreß unter seiner Verantwortlichkeit statt, aber er überließ seine Durchführung Dietrich, der neben seinem Amt als Reichspressechef im Führerhauptquartier auch das eines Staatssekretärs im Reichspropagandaministerium bekleidete. Die rund 500 ausländischen Journalisten, die Dietrich aus den verschiedenen noch besetzten europäischen und einigen neutralen Ländern in Wien zusammengetrommelt hatte und die da auf Reichskosten ein paar nette Tage verbringen konnten, besaßen damals schon nicht mehr allzuviel Propagandawert. Goebbels hätte auf jeden Fall den Gedanken von sich gewiesen, Knut Hamsun in ein Propagandamanöver hineinzuziehen, das dessen Ruf nur schaden konnte, ohne dem Dritten Reich irgendwie zu nützen.

Goebbels begab sich an diesem Tag auch nicht nach Wien, wo das Reich durch seinen Statthalter, den ehemaligen Reichsjugendführer Baldur von Schirach (1907-1974), und Reichspressechef Dietrich ausreichend vertreten war, sondern auf den Obersalzberg. Was wollte er bei Hitler? Mein Kollege, Regierungsrat Dr. Rudolf Semler, der ihn dorthin begleitete, hat in seinem Tagebuch* im Juni 1943 überhaupt nur eine einzige Eintragung gemacht, mit der er von einem amourösen Rendezvous seines Chefs im Wäldchen von Lanke berichtet. Mir erklärte der Minister bei seiner Rückkehr, er habe nur drei

* Goebbels - the man next to Hitler, London 1947.

Stunden mit dem Führer gesprochen, und zwar über »sämtliche militärischen und politischen Fragen, Probleme der Kunst, der Propaganda, Personelles...«

Ich entsinne mich noch sehr genau der kleinen Zettel mit handschriftlichen Notizen, die er sich für seine Besuche bei Hitler anzufertigen pflegte. Sollte da für den 23. Juni 1943 unter »Personelles« etwa der Name Dietrich gestanden haben, weil der wieder einmal nicht in seinem Sinne gehandelt hatte? Ich komme auf diese Vermutung, weil sich Goebbels laut meinen Tagebuchaufzeichnungen nur wenige Tage zuvor (am 20.6. 1943) lang und breit (und keineswegs schmeichelhaft) über den Reichspressechef geäußert hatte, von dem mein Kommentar besagte, er sitze Goebbels »wie ein Dorn im Fleisch, der ihm bei jeder Bewegung Schmerzen verursacht«. Die jüngste schmerzhafte Bewegung dieser Art schien der Hamsun-Besuch im Mai gewesen zu sein, den Dietrich offenbar ohne Wissen des Ministers und durch seine guten Beziehungen zu Hitler gedeckt zum Mißbrauch des norwegischen Dichterfürsten beim Wiener Propagandarummel auszunutzen verstanden hatte.

»Wer ist denn dieser Herr Dietrich überhaupt«, begann Goebbels, anfangs noch ganz sachlich, aber immer erregter werdend, seine Erklärungen. Im letzten Jahr vor der Machtergreifung habe man einen Pressereferenten für Hitler gesucht. Er brauchte keine große Leuchte zu sein, ja er sollte es nicht einmal sein. Er sollte Hitlers Reden ein bißchen redigieren und bei der Presse unterbringen, vor allem bei der bürgerlichen. Dietrich hatte sich als deutschnationaler Renegat mit seinen guten Beziehungen zur »Generalanzeigerpresse«, wie sie damals genannt wurde, dafür angeboten. Er bekam die Stellung, die »weder viel Geist noch besonderes Können verlangte«. Dietrich begleitete Hitler von einem Wahlkampf zum anderen, wie man in seinem Buch »Mit Hitler in die Macht«* nachlesen kann. Er war der Partei im letzten Augenblick beigetreten, als er, wie Goebbels meinte, »mit seiner spitzen Nase« gewittert hatte, »daß die Nazis im Kommen waren«. Jetzt gehörte er zur ständigen engsten Führerbegleitung und verstand es »durch seine aalglatte Art«, sich dem Chef und seiner Umgebung so angenehm, ja fast unentbehrlich zu machen, daß in ihm der Plan reifte, aus seiner Position »eines Tages ein selbständiges Presseministerium zu machen. Dieses Ziel hat er seit

* München 1934.

damals mit all seinem Eifer und all seiner Verschlagenheit unausgesetzt verfolgt und tut es auch heute.«
In allen Einzelheiten schilderte Goebbels den Werdegang des Reichspressechefs: In der Weimarer Republik hatte es schon den Posten eines Pressechefs der Reichsregierung gegeben. Das war, noch von Hindenburg ernannt und mit diesem befreundet, der ostpreußische Journalist Walther Funk (1890-1960) gewesen. Als dieser 1937 als Nachfolger Hjalmar Schachts (1877-1970) Wirtschaftsminister wurde, war Goebbels, der als Propagandaminister keinen Pressechef neben sich gebrauchen konnte, nicht in der Lage zu verhindern, daß Hitler sein Dietrich gegebenes halbes Versprechen einhielt, diesen zum Nachfolger Funks zu machen. Der Reichspressechef, wie sich Dietrich nunmehr nannte, und als welcher er sich eine Phantasieuniform mit den Rangabzeichen eines Reichsleiters der NSDAP schneidern ließ, wurde zwar auf Goebbels' ausdrücklichen Wunsch im Rang eines Staatssekretärs in dessen Ministerium eingebaut, betrachtete sich aber als gleichberechtigten »Reichsleiter«, als welcher er von niemand ernannt worden war.

»Bei all diesen Machenschaften verstand es Dietrich immer wieder«, so fuhr Goebbels, merklich heftiger werdend, fort, »den Führer, in dessen ständiger Umgebung er sich ja befand, in der hinterhältigsten Weise gegen mich einzunehmen. Dazu kam, daß Dietrich, wie alle unfähigen Vertreter unserer Führerschaft, von der Clique um den Führer gefördert und geschützt wurde, um ihn gegen mich und andere, die ihr hätten gefährlich werden können, auszuspielen.« Goebbels schloß, ohne auf den aktuellen Anlaß dieser donnernden Philippika näher einzugehen: »Aber das wird ihm alles nichts nützen. Ich bin nunmehr fest entschlossen, ihm das Genick zu brechen. Sein Maß ist voll. Ich werde diese hohle Nuß schon knacken! Darauf können Sie sich verlassen.«
Er knackte sie. Aber dazu brauchte er noch fast zwei Jahre. Erst am 25. März 1945 konnte er mir händereibend eröffnen: »Der Reichspressechef ist abgesägt.« Im Juni 1943 konnte er Goebbels noch ins Handwerk pfuschen. Und er tat es nach Kräften. Eines seiner Opfer wurde Hamsun. Er ließ den alten Herren als die große Attraktion auf dem Wiener Journalistenkongreß nicht nur ein paar nichtssagende Worte sprechen, sondern auch eine kurze Rede von ihm verlesen, die in den Worten gipfelte: »England muß in die Knie!«
Das war, mit Hamsuns Namen vorangestellt, am nächsten Tag die

Schlagzeile der Zeitungen in vierzig Ländern der Welt, ob sie nun achsenfreundlich, neutral oder feindlich waren. In diesem Augenblick des Krieges war das aber ganz einfach dummes Zeug. England mußte nicht in die Knie, sondern an den Verhandlungstisch. Denn noch hatten wir etwas zu bieten, wenn auch längst nicht mehr soviel wie zwei Jahre zuvor, als Heß mit seinem tollkühnen Englandflug den ersten Versuch in dieser Richtung unternahm.

Kaum war Hamsuns unkluges Wort durch die Weltpresse gegangen, wofür den unpolitischen Dichter natürlich keine Schuld traf, wartete Dietrich mit einer weiteren Sensation auf, die mit den Worten begann: »Der Führer hatte den Wunsch, Knut Hamsun in seinem Hauptquartier zu empfangen ...«

Der Führer hatte ganz andere Wünsche und dringendere Dinge zu tun. Aber Dietrich, der ja dauernd um ihn herum war, hatte ihm das Nützliche, ja historisch Notwendige einer solchen Begegnung (man denke nur an die zwischen Napoleon und Goethe) einzureden verstanden. Als Goebbels auf den Obersalzberg kam, war es - wieder einmal - zu spät. Hitler hatte bereits die Audienz für Sonnabend mittag zugesagt und Schirach, der sich mit seiner Frau Henriette, der Tochter des Leibfotografen Heinrich Hoffmann, gerade bei ihm befand, beauftragt, die Einladung für den norwegischen Nobelpreisträger persönlich in Wien zu überbringen.

Für Hamsun war sie keine Überraschung. Er war von Dietrich rechtzeitig unterrichtet worden. Und er hatte einen kühnen Plan gefaßt. Er wollte die Begegnung mit Hitler dazu benützen, um von diesem die Abberufung des Reichskommissars Terboven, den er als glühender norwegischer Patriot haßte, zu erreichen. Davon hatte er Dietrich natürlich nichts gesagt. Aber er hatte mit dem schwedischen Journalisten Leon Ljunglund, dem langjährigen Chefredakteur von »Nya dagligt Allehanda«, nicht nur ausführlich darüber gesprochen, sondern mit ihm zusammen einen regelrechten Schlachtplan für das Unternehmen ausgearbeitet. Ljunglund, wie Hamsun Gast beim Wiener Kongreß, war zwar nicht deutschfeindlich, aber alles andere als ein Freund des Nationalsozialismus. Mit Hamsun stimmte er darin überein, daß Terboven wegen seiner unerträglichen Methoden weg müsse.

Was die beiden alten Herren (Ljunglund war nur acht Jahre jünger als Hamsun) nicht wissen konnten, war, daß sie mit ihrer Attacke auf Terboven bei Hitler offene Türen einrannten. Der hatte nämlich den

brutalen Reichskommissar als für seinen Posten in Norwegen untauglich bereits zu Gunsten des ihm sympathischeren Quisling abgeschrieben. Schon am 9. Mai, also zehn Tage vor Hamsuns Besuch bei Goebbels, hatte dieser mit Hitler über das Thema Norwegen gesprochen und darüber in seinem Tagebuch folgende Worte des Führers verzeichnet: »Terboven hat die Erwartungen nicht erfüllt, die wir in Norwegen in ihn gesetzt haben. Er hat zu drastisch gehandelt, er hat die Dinge wie ein SA-Mann angefaßt, während hier in Wirklichkeit enormes politisches Geschick vonnöten ist. Das hat Terboven nicht.« Damit wäre Josef Terboven (1898-1945), der ehemalige Gauleiter von Essen, als ungekrönter König Norwegens erledigt gewesen. Hitler hätte ihn über kurz oder lang bei der ersten sich bietenden Gelegenheit von seinem Posten abberufen. Nachdem ihm Hamsun aber mit seiner unerwarteten, ja unerhörten Attacke dazwischengekommen war, glaubte er ihn jetzt nicht fallenlassen zu dürfen. Erstaunlicherweise machte er Hamsun trotzdem ein Zugeständnis. Terboven, versprach er, werde in seinen Gau zurückkehren, aber erst, »wenn der Krieg vorbei ist«.

Da kamen Hamsun die Tränen, wie Thorkild Hansen* in seinem ausführlichen Bericht über diese dramatischen 45 Minuten auf dem Berghof schreibt. Hamsun glaubte, gesiegt zu haben. In Wirklichkeit jedoch war alles verloren. Er war Hitler wiederholt ins Wort gefallen, was - wie Dietrich im Vernehmungslager Fallingbostel nach dem Krieg aussagte - seines Wissens noch bei keinem ähnlichen Anlaß vorgekommen war. Er hatte ihm die unerhörtesten Wahrheiten ins Gesicht gesagt, die die beiden anwesenden Dolmetscher nicht zu übersetzen wagten. Hitler hielt dem Gast sein Alter und seine Schwerhörigkeit zugute. Er beherrschte sich. Es kam nicht zu dem von allen Anwesenden befürchteten Wutausbruch. Aber Hitler brach dann doch das Gespräch unvermutet mit einer bedauernden Handbewegung ab, stand auf und ging auf die Terrasse. Später sagte er zu Dietrich: »Ich will solche Leute hier nicht mehr sehen.« Auch Goebbels, der sich auf ein Wiedersehen mit Hamsun im Anschluß an dessen Gespräch mit Hitler gefreut und ihn in Berlin erwartet hatte, durfte ihn nicht empfangen. Sang- und klanglos wurde der Dichter nach Norwegen zurückgebracht.

Terboven, den das besetzte Norwegen bis zum letzten Tag des Krieges

* op. cit.

ertragen mußte, setzte sich am Abend des 8. Mai 1945 auf eine kleine Kiste mit dreißig Kilogramm Sprengstoff, die er im winzigen Bunker des Schlosses Skangum auf dem bisher von ihm als Residenz bevorzugten Gut des norwegischen Thronfolgers bei Oslo hatte bereitstellen lassen. Die druck- und gassichere Panzertür hatte er sorgfältig verriegelt, den Zünder an der Kiste richtig eingestellt.

Es war nicht die einzige Explosion dieses Tages in Oslo und Umgebung, auch nicht der einzige Selbstmord. In der Stadt selbst herrschte Karnevalsstimmung. Die Menschen sangen und tanzten. Jetzt wurde Rache genommen. Vidkun Quisling (1887-1945), Berufsoffizier und vor 1933 norwegischer Kriegsminister, der später die Partei »Nasjonal Sämling« nach NS-Muster gründete und unter deutscher Besatzung Chef der norwegischen Regierung war, meldete sich im Vertrauen auf die Verfassung, die - wie in jedem Rechtsstaat - Gesetze mit rückwirkender Kraft verbietet, auf der Polizei und wurde erschossen. Nach dem gleichen von der Exilregierung rückwirkend erlassenen »Befreiungsgesetz« wurden weitere dreißig norwegische Nationalsozialisten zum Tode verurteilt, 20120 kamen ins Gefängnis (darunter Hamsuns Frau Marie und seine Söhne Tore und Arvild), 28568 wurden zu Geldstrafen von insgesamt 280 Millionen Kronen verurteilt.

Selbst Bücherverbrennungen, die die gesittete Welt als Sakrileg wider den Geist verabscheut, waren an der Tagesordnung. Hamsuns Meisterwerke landeten nicht nur zerrissen in Mülltonnen und in der Gosse, sondern auf dem Scheiterhaufen. An der Ecke von Arbeidergate und Karl Johan wurde Oslos deutsche Buchhandlung gestürmt. Die Schaufensterscheiben wurden eingeschlagen und die Bücher auf die Straße geworfen, zu Haufen getürmt und angesteckt.

Ähnliche Flammenzeichen einer vermeintlich neuen Epoche waren zwölf Jahre zuvor in Deutschland zu sehen gewesen. Fast auf den Tag genau, am 10. Mai 1933, fanden in Berlin und anderen deutschen Universitätsstädten, von oben gefördert, ja organisiert, »spontane« Studentenkundgebungen statt. Das Propagandaministerium hatte mit ihnen nichts zu tun. Das Hochschulwesen unterstand - sehr zum Leidwesen Goebbels' - wie die Betreuung der Wissenschaftler dem Reichserziehungsminister Rust. An Deutschlands Universitäten war die nationalsozialistische Revolution der allgemeinen politischen Entwicklung vorangeeilt. Die seit 1919 bestehende »Deutsche Studentenschaft« war schon seit 1929 unter immer stärkeren Einfluß des NSDSTB (Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes) ge-

langt, der 1932, ein Jahr vor Hitlers Machtübernahme, in demokratischen Wahlen die absolute Mehrheit in den meisten ASTA (Allgemeiner Studenten-Ausschuß), der studentischen Selbstverwaltungskörperschaft, erreichte, so daß die Führung von Studentenschaft und NSDSTB nach den Grundsätzen des Führerprinzips in den Händen des Reichsstudentenführers* zusammengelegt wurde. Diese zentrale Studentenführung, die natürlich - schon aus Etatgründen - engstens mit dem zuständigen Reichsministerium zusammenarbeitete, wollte bei ihren für den 10. Mai 1933 im ganzen Reich geplanten und wie stets gut organisierten Veranstaltungen auf einen mitreißenden Redner nicht verzichten, der Bernhard Rust als zuständiger Fachminister (und ehemaliger Oberlehrer) zweifellos nicht war. Als man sich deshalb an Goebbels wandte, wollte dieser schon wegen seiner engen Beziehung zur akademischen Jugend Deutschlands und natürlich auch wegen der damit gebotenen propagandistischen Beeinflussungsmöglichkeit nicht nein sagen.

Aber ihm war dabei nicht ganz wohl zumute. Denn er wußte, daß bei der Veranstaltung, auf der er sprechen sollte, ein Autodafe geplant war. Wer selbst Bücher geschrieben hat, kann generell ihre Verbrennung nicht gutheißen. Bücher, mit denen man nicht einverstanden ist, verbrennt man nicht, man kritisiert oder widerlegt sie. Das hatte er in langen Kampfjahren getan. Jetzt war er dabei, mit dem Instrument des Ministeriums, das ihm anvertraut worden war, auch dem deutschen Schrifttum neue Grundlagen und Formen zu geben. Er hätte, wie wir gesehen haben, die Reichsschrifttumskammer gern in den Händen Stefan Georges oder eines anderen würdigen Repräsentanten des deutschen Geisteslebens gesehen. Aber mit Bücherverbrennungen, das wußte er, war diese gewünschte Neuordnung nicht zu erreichen. So sehr er auch die Institution der katholischen Kirche bewunderte, so scharf lehnte er ihre (1231 von Papst Gregor IX. eingeführte) Inquisition ab.

Man muß allerdings wohl den jungen Studenten, die die Träger der Veranstaltungen vom 10. Mai 1933 waren, zugute halten, daß ihr Vorbild dabei das Wartburgfest der deutschen Burschenschaften vom 18. Oktober 1817 war, das unter den Farben Schwarz-Rot-Gold nach dem Sturz der napoleonischen Herrschaft ein glühendes Bekenntnis

* Seit damals und bis zum Ende Dr. med. Gustav Adolf Scheel, damals 25 Jahre alt, 1941 zum Gauleiter von Salzburg und im Hitler-Nachfolgekabinett zum Kultusminister ernannt.

zur Freiheit und Einheit des deutschen Vaterlandes und damit zu einem der ersten Schritte auf dem Weg zur Wiedererrichtung des Deutschen Reiches wurde, das jetzt Wirklichkeit werden sollte. Und bei diesem Wartburgfest waren ja nicht nur die Symbole der antinationalen Reaktion, Zopf und Korporalstock, sondern auch Bücher verbrannt worden.

Man halte sich vor Augen, daß zur Zeit des Wartburgfestes, also am 300. Jahrestag der Reformation (und am 4. der Völkerschlacht bei Leipzig) die Inquisition formell noch bestand (in Spanien bis 1834, in Italien bis 1859) und daß ihr letztes Autodafé (mit Ketzerverbrennung) erst 1781 stattgefunden hatte. Der Scheiterhaufen besaß noch seine Symbolkraft. Die junge national-demokratische Bewegung, in der es brodelte und gärte, wollte sie für ihre Zwecke nutzen. Ihre Propheten, vor allem Ernst Moritz Arndt, die die Opfer der nach dem Wartburgfest mit den Karlsbader Beschlüssen einsetzenden »Demagogenverfolgung« wurden, hatten auch den Studenten von 1933 noch etwas zu sagen.

Darum kam Goebbels der an ihn gerichteten Einladung, bei der mitternächtlichen Veranstaltung vor der Berliner Universität zu sprechen, nach einigem Zögern nach. Er traf am Ort der Veranstaltung erst ein, als diese schon längst im Gange war, wurde freudig begrüßt und ergriff sofort das Wort. Der Minister, damals einer der jüngsten, aber immerhin schon 35 Jahre alt, sprach sein zehn bis fünfzehn Jahre jüngeres Publikum mit »meine Kommilitonen« an. Damit war der Kontakt bei dieser Rede hergestellt, die völlig aus dem Stegreif gehalten wurde. In manchen seiner Formulierungen ist eine gewisse Distanzierung - bei aller grundsätzlichen Übereinstimmung - feststellbar, etwa als er sagte: »Wenn Ihr Studenten Euch das Recht nehmt, den geistigen Unflat in die Flammen hineinzuwerfen...« Sie nahmen sich das Recht; nicht daß sie eine ihnen auferlegte Pflicht erfüllten. Und er mahnte sie im Nachsatz an ihre Pflicht: »... dann müßt Ihr auch die Pflicht auf Euch nehmen, an Stelle dieses Unrates einem wirklichen deutschen Geist die Gasse freizumachen.« Und er forderte sie auf, »in diesen Flammen nicht nur das Symbol des Niederganges der alten Epoche, sondern auch des Aufstiegs der neuen Epoche zu erkennen«.

Die Flammenzeichen dieser Nacht waren in dem Sinn, den Goebbels ihnen zu geben versuchte, ganz andere als diejenigen, die wenige Wochen zuvor am Himmel der Reichshauptstadt standen. Am 27. Fe-

bruar 1933 brannte der Reichstag. Marinus van der Lubbe hatte ihn angesteckt. Ganz allein. Niemand half ihm dabei, weder die kommunistische Internationale, wie das Reichsgericht vergeblich nachzuweisen versuchte, noch »die Nazis«, wie das jahrzehntelang von einigen Vertretern der Zeitgeschichtsschreibung vertreten wurde, bis kürzlich ein Kollektiv von deutschen Historikern, Politologen und Publizisten* diese These schlüssig und endgültig widerlegte. Diesen vom Agitprop-Chef der KPD, Willi Münzenberg, in seinem »Braunbuch« aufgelegten Schwindel übernahm Hofer in seiner »Dokumentation«, die 1957 in Frankfurt unter dem Titel »Der Nationalsozialismus« erschien. Er fügte dem Münzenberg-Machwerk lediglich die Behauptung hinzu, es sei nunmehr »geschichtlich erwiesen, daß es Nationalsozialisten waren, die den Brand organisierten«. Hauptbeteiligte seien Goebbels und Göring gewesen. Sie hätten »wahrscheinlich, aber nicht erwiesenermaßen« - wie er vorsichtig hinzufügte - »mit Wissen Hitlers« gehandelt. Beweise blieb er (nicht bloß für Hitlers Mitwisserschaft) schuldig. Trotzdem schrieben sie alle von dieser »zeitgeschichtlichen Autorität« bzw. dem kommunistischen Urheber des Schwindels ab. »Und so stand es bald in fast allen Schulbüchern«, glossierte »Der Spiegel« (Nr. 16/1986).

Was mir Goebbels über seine Beteiligung am Reichstagsbrand berichtete, steht nicht im Widerspruch zum neuesten Forschungsstand. Wenn man sich mit den Dokumenten jener Zeit vor 53 Jahren befaßt, fällt einem auf, daß der »Völkische Beobachter« über den Reichstagsbrand vom 27. Februar erst in seiner Ausgabe vom 1. März 1933 mit riesigen Schlagzeilen berichtete. Das lag keineswegs an der Rückständigkeit des damaligen Zeitungswesens, auch nicht daran, daß der VB, das offizielle Organ der NSDAP, besonders langweilig war, und schon gar nicht an der Zensur, die es im Dritten Reich (im Gegensatz zu anderen Zeiten und Ländern) im Frieden dort nie gegeben hat. Daß der VB-Leser die Einzelheiten eines so sensationellen Ereignisses nicht mit den frischen Brötchen zum Frühstück am nächsten Morgen serviert bekam, sondern erst 24 Stunden später, war auf das direkte Eingreifen des Mannes zurückzuführen, der 14 Tage später (am 13. März 1933) zum ersten (und bisher einzigen) deutschen Propagandaminister ernannt wurde. Die ganzseitige Balkenüber-

* Uwe Backes, Karl-Heinz Janßen, Eckard Jesse, Henning Köhler, Hans Mommsen, Fritz Tobias: Reichstagsbrand/Aufklärung einer historischen Legende, München 1986.

schrift auf der ersten Seite des VB: »Das Maß ist voll! Jetzt wird rücksichtslos durchgegriffen« stammte aus der Feder von Josef Goebbels. Als er die Nachricht bekam, daß der Reichstag brannte, so erzählte er mir (und ich schrieb es am 27. September 1943 in mein Tagebuch), war er »wie elektrisiert. Das war ja zu schön, um wahr zu sein. Der brennende Reichstag mußte das auch dem letzten Volksgenossen begreifliche Fanal zur Auslöschung des Marxismus in Deutschland werden.«

Wie war denn damals, vier Wochen nach der sogenannten Machtergreifung, die politische Situation in Deutschland? »Wir sahen uns in Berlin 900000 kommunistischen Wählern gegenüber«, erklärte Goebbels. »Die Kommune war auf dem Höhepunkt ihrer Macht, ihre Partei straff organisiert, ihre Kampfverbände schlagkräftig. Sie existierten am 31. Januar genauso wie am 30. Januar 1933. Hätten sie es damals auf eine Machtprobe ankommen lassen, hätten sie den Generalstreik ausgerufen, ich weiß nicht, ob Hindenburg und seine Umgebung gewagt hätten, die dann unsererseits notwendigen Gewaltmaßnahmen zu sanktionieren. >Sie sehen, daß die Arbeiterschaft gegen Sie ist, Herr Hitler<, hätte es dann geheißen, >gehen Sie bitte, wir wollen es doch lieber mit jemand anderem versuchen^« Die politische Lage war also höchst kompliziert. »Wir hatten Feinde links und Feinde rechts«, fuhr Goebbels fort. »Sie hätten unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 durchaus noch die Möglichkeit gehabt, uns von der Kante des Regierungssessels, auf dem wir noch gar nicht richtig draufsaßen, wieder herunterzuwerfen. Ja selbst die weisen Politiker im feindlichen Lager, die heute behaupten, sie hätten von vornherein gewußt, daß Hitler gleichbedeutend mit Krieg sei, hätten damals noch bei der Reichsregierung ihr Veto einlegen können, das sicher nicht überhört worden wäre. Aber das wollten sie ja gar nicht, die Reaktionäre diesseits und jenseits unserer Grenzen. Im Gegenteil, sie alle waren froh, endlich jemand gefunden zu haben, der dem von Moskau organisierten roten Mob die Faust zeigte und Deutschland vor dem bolschewistischen Abgrund zurückriß, in den es vermutlich halb oder ganz Europa mit hineingerissen hätte.«

Gerade deswegen hatte Goebbels Hitler immer wieder bestürmt, »nun doch endlich zuzuschlagen«. Bei jedem SA-Mann, der noch nach der Machtübernahme von Marxisten ermordet wurde, wiederholte er sein Drängen. »Aber er lehnte jedesmal ab mit der Begründung: Noch ist die Zeit nicht gekommen. Ich verstand dieses Zuwar-

ten des Führers, das mir als Zaudern erschien, damals nicht. Heute weiß ich, daß dieses Wartenkönnen, diese Sicherheit in der Wahl des richtigen Augenblicks zugleich mit der Schnelligkeit der von ihm geführten Aktionen das große Geheimnis seiner Erfolge ist. Der Augenblick war gekommen, als der Reichstag brannte.«

Kaum hatte sich Goebbels die Richtigkeit der Nachricht bestätigen lassen, eilte er in den Kaiserhof, wo Hitler damals noch wohnte. »Wenig später gingen wir die Stufen des brennenden Reichstages hinauf«, berichtete er weiter. »Ein Polizeioffizier meldete: Brandstifter ein holländischer Kommunist, bereits verhaftet. Da wandte sich der Führer zu mir und sagte: Jetzt ist es soweit. Das war tatsächlich ein Geschenk des Himmels. Wir waren ja legal zur Macht gekommen. Und der Führer wollte diese Legalität in den Augen des Volkes nicht durch ungerechtfertigte Gewaltmaßnahmen verlieren. Jetzt aber, das war gewiß, hatten wir das Volk auf unserer Seite. Jeder von uns war sich bewußt, welche ungeheure Chance sich bot.«

Nun ging alles Schlag auf Schlag. Verbot der »Roten Fahne« und des »Vorwärts«. Auflösung der marxistischen Parteien. Verhaftung ihrer Führer und Funktionäre. »Damals wurden die ersten Konzentrationslager eingerichtet«, fuhr Goebbels in seinen Erinnerungen fort, »die nach englischem Vorbild die Aufgabe haben sollten, eine bestimmte Gruppe von Menschen an festen Plätzen zu konzentrieren und zu isolieren. Sie sollten keinesfalls Straf-, ja nicht einmal Besserungsanstalten sein. Einige der inhaftierten Marxisten wurden schon nach wenigen Wochen, ihr Gros zum Heiligen Abend 1933 entlassen. Ich sah alte Rotfrontkämpfer mit Tränen in den Augen. Niemand verlangte, daß sie nun sofort hundertprozentige Nationalsozialisten wurden. Aber daß sie als deutsche Volksgenossen anständig ihre Pflicht taten, das verlangten wir. Und das taten sie auch.«

Es war noch vor dem Reichstagsbrand, daß sich eine Gruppe marxistischer Gewerkschaftsführer bei Goebbels als dem Berliner Gauleiter meldete, um Bedingungen für ihre Teilnahme an der Maifeier auf dem Tempelhofer Feld zu stellen, die er vorbereitete. »Ich weiß wirklich nicht, was sie sich eigentlich dabei dachten«, fuhr Goebbels in seiner Erzählung fort. »Ich empfing sie eiskalt.« (Ja, das konnte er!) »Ob Sie an unserer Maifeier teilnehmen oder nicht«, sagte er ihnen, »ist mir völlig Wurscht. Ihre Arbeiter jedenfalls nehmen daran teil.« Und so wurde es auch. »Die Berliner Betriebe marschierten geschlossen, wenn auch nicht ganz freiwillig«, wie Goebbels gestand,

»aufs Tempelhofer Feld. Die meisten sahen mit sehr gemischten, ja feindlichen Gefühlen auf den Führer, der da bei Schnee und Regen zu ihnen sprach. Aber als er geendet hatte, dachte keiner in der Millionenmasse mehr an Radau oder Revolte, sondern sie hoben spontan die Flände zum bisher nie geübten deutschen Gruß, und aus ihren rauhen Kehlen klangen statt der Internationale zum ersten Mal das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied. Vorher freilich waren ihre Führer hinter Schloß und Riegel gesetzt worden. Denn inzwischen hatte der Reichstag gebrannt...«

Das also waren Ursachen, Hintergründe und Folgen des historischen Ereignisses. »Der große Schlag gegen den Marxismus war also erfolgreich geführt«, berichtete Goebbels weiter. Es war 6 Uhr morgens am Dienstag, 28. Februar, als sie nach intensiver Arbeit ziemlich erschöpft den »Kaiserhof« verließen. Ein Zeitungsverkäufer rief die gerade herausgekommenen Morgenzeitungen aus. Hitler riß ihm ein Exemplar des VB aus der Hand. »Auf der Straße stehend durchflogen wir die Zeitung. Wir standen noch völlig im Bann der für das junge Dritte Reich so entscheidenden Ereignisse und glaubten, im Blatt der Bewegung irgendeinen Niederschlag davon zu finden. Wir irrten. Die Balkenüberschrift auf der ersten Seite betraf irgendein uns völlig belanglos erscheinendes Ereignis der Außenpolitik.« Schließlich fanden sie im Innern des Blattes unter »Berlin in Kürze« eine Zehn-Zeilen-Notiz »Schadenfeuer im Reichstag«. Sie fuhren sofort zur Redaktion. Goebbels ließ die Maschinen anhalten, ehe sie weitere Tausende von Exemplaren dieser verunglückten VB-Ausgabe ausspucken konnten. Hitler und er modelten sie vollkommen um, so daß der Rest der Berliner Auflage und die ganze norddeutsche Ausgabe des nächsten Tages mit neuen Schlagzeilen, Meldungen und Kommentaren erscheinen konnten. Der Herausgaber (Adolf Hitler) hatte seinem Chefredakteur (Alfred Rosenberg) ein Privatissimum in Politik und Journalismus erteilt. Es nutzte freilich wenig, bemerkte Goebbels abschließend, »denn das Blatt der Bewegung ist heute noch genauso schlecht, lahm und langweilig wie damals.«

Wäre Goebbels tatsächlich der abgefeimte Bösewicht gewesen, der mit Vorbedacht und Hilfe Görings den Reichstag angesteckt hätte, wie so lange und so beharrlich behauptet wurde, wäre diese VB- Panne wohl schwerlich passiert. Rosenberg hatte die Flammenzeichen des 27. Februar 1933 nicht so schnell erkannt und zu nutzen verstanden wie Hitler und Goebbels.

Als die Synagogen brannten

Das ganze Dritte Reich war seit dem Fackelzug vom 30. Januar 1933 bis zu dem schaurigen Ende unter den Trümmern der Reichskanzlei am 1. Mai 1945 von Flammen und Brandgeruch begleitet. Die letzten, die uns ganz besonders unangenehm in Augen und Nasen stachen, ehe der Zweite Weltkrieg uns an der Front wie in der Heimat nach und nach daran gewöhnte, waren am 9. und 10. November 1938 wahrzunehmen, als in Deutschland die Synagogen brannten.

Über die Hintergründe dieser schändlichen Vorkommnisse weiß man bis heute so gut wie nichts. Die Zeitgeschichtsschreibung hatte mehr als vierzig Jahre Zeit, um der Führung des Dritten Reiches und ganz besonders seinem Propagandaminister die Vorbereitung und Durchführung der Reichskristallnacht nachzuweisen. Sie haben es nicht getan, weil es da nichts nachzuweisen gab. Das Siegertribunal in Nürnberg hat sich mit dem Thema lebhaft befaßt. Aber es existiert in den Nürnberger Akten nur ein einziges Dokument dazu, und das ist so dürftig, daß es nicht einmal zur Anklageerhebung gegen den darin beschuldigten (und nicht mehr unter den Lebenden weilenden) Dr. Goebbels gereicht hätte. Dies einzige Dokument ist das Vernehmungsprotokoll eines Subalternoffiziers aus dem Stab des Reichsführers SS Heinrich Himmler. SS-Hauptsturmführer Luitpold Schallermaier sagte vor dem Nürnberger Tribunal unter Eid aus, Himmler habe ihm nach dem 10. November 1938 eine Aktennotiz für sein Archiv diktiert, in der es hieß, er - der Reichsführer - »vermute«, daß die Aktion von Goebbels ausgelöst worden sei, wobei »Machthunger und Hohlköpfigkeit« des so Beschuldigten als Beweggründe angegeben wurden.

Das Vorhandensein einer solchen Aktennotiz wurde mir von einem durchaus kompetenten Zeugen der Zeitgeschichte bestätigt, dem damals höchsten noch lebenden Dienstgrad der Waffen-SS, Obergruppenführer Karl Wolff, der angab, das Schallermeier-Diktat sei durch ihn im Auftrag Himmlers erfolgt. Sein Inhalt sei sinngemäß absolut korrekt wiedergegeben. Auch was den Passus »Machthunger und Hohlköpfigkeit« betreffe.

Ein anderer »Beweis« für die Goebbels-Urheberschaft der Reichskristallnacht steht auf nicht minder wackligen Beinen. Er wurde erst 40 Jahre nach den Ereignissen publik gemacht*. Der ehemalige DNB- Korrespondent in London und spätere Vortragende Legationsrat in Ribbentrops Auswärtigem Amt, Fritz Hesse, war auf Anweisung seines Chefs (Ribbentrop hatte am 4. Februar 1938 v. Neurath als Reichsaußenminister abgelöst) eigens von London nach München gekommen, wo Hitler nicht nur seine traditionelle Rede im Bürgerbräukeller am Vorabend seines vor 15 Jahren gescheiterten Marsches auf die Feldherrnhalle, sondern auch eine sogenannte »Geheimrede« vor der Presse halten wollte, der nach dem Münchner Abkommen (vom 28. Sept.) und dem Wiener Schiedsspruch (29. Okt.) ganz besondere politische Bedeutung beigemessen wurde. Hesse, dessen Erinnerungen schon früher in einer englischen Ausgabe unter dem Titel »Hitler and the English« erschienen waren, so daß sich John Toland in seinem Hitler-Buch von 1976 auf sie beziehen konnte, will ein im Flüsterton zwischen Hitler und Goebbels geführtes Gespräch mitgehört haben, bei dem dieser über die von ihm für diese Nacht vorbereiteten antijüdischen Ausschreitungen gesprochen habe, nachdem der deutsche Legationsrat Ernst vom Rath durch den Juden Herschel Grynszpan in Paris ermordet worden war.

Hesse will das ganze Getuschel mitgehört haben. In seinem Buch heißt es: »Es war unmißverständlich, daß Goebbels einen neuen großen Schlag gegen die Juden inszeniert hatte, der den Beifall Hitlers fand.«

Hesses »Erkenntnis« bestätigte, was Riess** schon 1950 wußte (freilich ohne auch nur die Spur eines Beweises dafür zu geben): »Tatsache ist, daß Goebbels hinter den Ereignissen stand, ja, daß er es war, der sie organisierte.« Das habe freilich, fügt er einschränkend hinzu, »damals nur eine Handvoll Menschen« gewußt. Aber jetzt kam ein ehemaliger NS-Journalist und Ribbentrop-Diplomat und plauderte über die Reichskristallnacht aus, die er persönlich in München miterlebt hatte. Von dem durfte man getrost abschreiben. Auch Toland tat es.

Aber die Geschichte dieses Flüstergespräches im Anschluß an die Geheimrede Hitlers vor der Presse hat einen Haken. Sie wurde nämlich nicht am 8. November gehalten, wie Hesse schreibt, auch

* Fritz Hesse: Das Vorspiel zum Kriege, Leoni 1979.
** op. cit.

nicht am 9. November, wie Toland annimmt, sondern erst am 10. November, wie Max Domarus in seinem vierbändigen Werk* mit der bei ihm gewohnten Zuverlässigkeit zweifelsfrei festgestellt hat. Da war die Reichskristallnacht bereits vorbei.

Die Wirkung auf die öffentliche Meinung des Auslands war verheerend, die Aussichten, den Frieden zu erhalten, schwanden dahin. Goebbels hatte gerade eine Übereinkunft mit dem Oberkommando der Wehrmacht getroffen, die sich in einer Verfügung des OKW vom 27. September über »Grundsätze für die Führung der Propaganda im Kriege« niederschlug. Darin wurde festgelegt, daß es Aufgabe des Propagandaministers sei, die »Übereinstimmung des Propagandakrieges mit dem Waffenkrieg« herbeizuführen. Der Propagandakrieg sollte nicht erst mit dem Waffenkrieg beginnen, sondern diesem vorangehen, um ihn blutsparend zu erleichtern oder überhaupt unnötig zu machen.

Gobbels nahm diese Aufgabe sehr ernst. Im Gegensatz etwa zu Ribbentrop gehörte er zu jenen Repräsentanten des Dritten Reiches, die den Krieg lieber vermieden hätten. Es konnte nicht in seinem Interesse sein, mit spektakulären antijüdischen Demonstrationen Öl ins Feuer zu gießen. Gewiß, Goebbels war damals kein Freund der Juden mehr, wie ihm das aus seiner ersten Studentenzeit nachgesagt wurde. Im Gegenteil hat er, besonders seit er politisch in Berlin wirkte, den Kampf gegen die Macht des Judentums gepredigt und damit wie kaum ein anderer den Judenhaß im deutschen Volk geschürt - wobei ihm die Argumente mitunter sogar von der Gegenseite geliefert wurden, etwa mit der siebenspaltigen Balkenüberschrift »Juda erklärt Deutschland den Krieg« auf der ersten Seite des Londoner »Daily Express« vom 24. März 1933. Aber gerade in den entscheidenden Monaten vor und nach der Reichskristallnacht hatte Goebbels die antijüdische Propaganda so weit gedämpft, daß sie kaum mehr wahrnehmbar blieb.

Ich habe mir die Mühe gemacht, seine sämtlichen Reden und Leitartikel ebenso wie die sogenannten »Tagesparolen«, die Reichspressechef Dietrich nach Begutachtung durch Hitler herausgab, die aber doch Goebbels vor ihrer Weitergabe zur Kenntnis gegeben wurden, so daß er - höchst widerwillig - die Mitverantwortung für sie zu übernehmen hatte, auf judenfeindliche Hetze zu untersuchen. Das

* Hitler/Reden 1932 bis 1945. Wiesbaden 1973.

Ergebnis war eindeutig negativ, wie ich bei meinem Referat auf dem zeitgeschichtlichen Kongreß der Gesellschaft für Freie Publizistik vom 31.8.-2.9. 1979 in Kassel* bekanntgeben konnte. Goebbels hat in dieser Zeit die »Judenfrage« in seinen öffentlichen und für den Dienstgebrauch bestimmten Erklärungen stets nur am Rande erwähnt.

Am 1. April 1939 konnte man etwa in der von ihm erst wenige Wochen zuvor (am 25.2. 1939) gegründeten und als sein ureigenstes geistiges Kind betrachteten Wochenzeitung »Das Reich« einen Leitartikel von Dr. Goebbels unter dem Titel »Wer will den Krieg?« lesen. Er bekundete darin seine Ansicht, daß hinter der in London, Paris und New York feststellbaren Kriegshysterie »irgendeine anonyme Macht« stehen müsse. Wer konnte das sein? Goebbels ließ seine Leser nicht lange raten. »Die Juden sind schuld«, schrieb er. »Wenn einmal in Europa in einer schwarzen Stunde ein neuer Krieg ausbrechen sollte (fünf Monate später war es soweit), so müßte dieser Ruf über unseren ganzen Erdball erschallen ... Sie wollen den Krieg, und sie tun alles, was in ihren Kräften steht, um die Völker zum Krieg zu treiben.«

Und am 20. Mai des gleichen Jahres präzisierte er - wiederum in einem Leitartikel im »Reich« - »daß es unserer Ansicht nach in Europa kein Problem gibt, das einen Krieg notwendig machte. Der Führer will den Frieden. Aber er will einen Frieden, in dem die deutschen Lebensrechte gesichert und geachtet sind. Sollten die Einkreiser in London es trotzdem fertigbringen, die Geister ihrer Völker endgültig zu verwirren, dann werden wir dafür sorgen, daß diese Völker auch zu wissen bekommen, wo die Schuldigen zu suchen sind...« Hier wurden die Juden im Gegensatz zu dem vorhergehenden Leitartikel nicht einmal mehr beim Namen genannt.

Aktionen, die Goebbels in die Hand nahm - und es gab auch solche judenfeindlicher Art wie den Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 als Reaktion auf die »jüdische Kriegserklärung« vom 24. März 1933 im »Daily Express« - wurden stets von einer entsprechenden Propagandakampagne eingeleitet und begleitet. Im Augenblick der Reichskristallnacht dagegen war die judenfeindliche Propaganda pianissimo gestimmt. Goebbels konnte ihre negativen Auswirkungen im Ausland einfach nicht gebrauchen. Das Münchner

* Ursachen und Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, Coburg 1979.

Abkommen war ein Riesenerfolg für Deutschland gewesen. Die Opposition gegen die Politik des Appeasement - und das waren ohne Frage auch und vor allem die »vierzehn Millionen Juden, die über alle Welt verstreut sind«, wie es in der »jüdischen Kriegserklärung« im »Daily Express« geheißen hatte - bemühte sich, das Abkommen als einen Verrat an der Sache der Demokratie zu Fall zu bringen. Wer in diesem Augenblick ein Judenpogrom inszenierte, mußte entweder ihr Verbündeter oder ein hoffnungsloser Dummkopf sein. Goebbels war weder das eine noch das andere. Und deswegen scheint mir eine der vielen Begebenheiten durchaus glaubwürdig, die der langjährige Adjutant und persönliche Freund des Ministers, Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe, unter uns kurz »Schaum-Prinz« genannt, in einem der Erinnerungsbücher* wiedergab, die der kürzlich in Deutschland verstorbene ehemalige Goebbels-Adjutant veröffentlichte.

Prinz Schaumburg, wie wir innerhalb der SA den fürstlichen Sturmführer nach den Bestimmungen der Weimarer Verfassung anredeten - im Gegensatz zu Hitler, der nach monarchistischem Brauch gegenüber Schaumburg und seiner Gattin (einer Castell-Rüdenhausen) als Angehörigen eines ehemals regierenden Fürstenhauses beim »Durchlaucht« blieb-, war eine der interessantesten Erscheinungen im Dunstkreis Hitlers neben dem »buckligen Säufer« Heinrich Hoff- mann, wie Goebbels den Leibfotografen des Führers und Schwiegervater des Reichsjugendführers zu nennen pflegte, dem Kurfürstendamm-Modearzt (für Venerische Krankheiten) Morell, den Hitler zum Professor und seinem Leibarzt machte, dem obskuren Martin Bormann, der von dem bundesdeutschen Geheimdienstchef General Gehlen* beschuldigt wurde, Moskaus Meisterspion im FHQ gewesen zu sein, und so vielen anderen Bassermannschen Gestalten des Führerhauptquartiers.

Prinz Friedrich Christian war als zweiter Sohn des letzten im winzigen Land Schaumburg-Lippe regierenden Fürsten Georg schon früh zur nationalsozialistischen Bewegung gestoßen, nachdem er einige Semester Jura studiert, aber kein Examen gemacht hatte. Als junger SA- Führer mit ausgesprochenem Rednertalent erregte er die Aufmerksamkeit Hitlers, der ja im tiefsten Grund seines Herzens immer die

* Dr. G./Ein Portrait des Pi'n|>.igandaministers, Wiesbaden 1958.
* Der Dienst, 1971.

Monarchie respektierte. Durch Hitler lernte er im Herbst 1932 in Weimar Goebbels kennen, der damals gerade in der NS-Hierarchie einen entscheidenden Schritt nach oben getan und Gregor Straßer in der Gunst Hitlers überrundet hatte. Sie fanden Gefallen aneinander, so verschieden auch ihre Art und Herkunft war. Auch ihre Frauen mochten sich gegenseitig. So meldete sich der Prinz bei Goebbels, kaum daß dieser im März 1933 als Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda ins Prinz-Leopold-Palais am Berliner Wilhelmsplatz eingezogen war. Er kam wie gerufen. Goebbels suchte gerade einen Adjutanten. Keiner seiner Berliner SA-Rabauken eignete sich dazu. Ein Prinz, sicher in allen Fragen des Protokolls und zugleich alter Kämpfer der NSDAP - das war der rechte Mann.

Die Sache hatte nur einen Haken. Schaumburg war bei der Machtübernahme von niemandem auch nur der kleinste Posten im Staatsapparat angeboten worden, zu dessen Durchsetzung mit zuverlässigen Nationalsozialisten doch alle nur irgend verfügbaren alten Parteigenossen dringend gebraucht wurden. Er wußte auch nicht, daß er inzwischen auf Betreiben des damaligen Reichsorganisationsleiters Dr. Robert Ley (1890-1945, Selbstmord), mit dem er ernsthafte persönliche Differenzen gehabt hatte, wegen »parteischädigenden Verhaltens« ohne parteigerichtliches Verfahren, ja sogar ohne Benachrichtigung des Betroffenen, aus der NSDAP ausgeschlossen worden war. Goebbels nahm ihn trotzdem. »Wir wollen Propaganda für das Deutsche Reich machen, nicht für die NSDAP«, sagte er seinem neuen Adjutanten.

Ähnliches bekam ich zu hören, als sich kurz vor Kriegsende herausstellte, daß ich Anfang 1932 freiwillig aus SA und Partei ausgetreten war. Ich hatte das bei meiner Kommandierung ins Ministerium ordnungs- und wahrheitsgemäß in meinem Fragebogen angegeben, was jedoch in der Personalabteilung, wo man so was offenbar für unmöglich hielt, übersehen worden war. Goebbels, der zunächst perplex war, kannte mich inzwischen so gut, daß er mir sagte: Heute komme es schon nicht mehr darauf an, daß jemand in der Partei, sondern daß er ein anständiger Kerl und ein guter Deutscher sei. Er behielt mich wie damals den Prinzen Schaumburg.

Zu seiner engsten Umgebung gehörte noch ein dritter Nichtparteigenosse, sein Hausintendant Wilhelm Rohrssen. Als Goebbels und seiner Frau die drei Haushalte, die sie führten, über den Kopf wuchsen und besonders der Minister, in Geldsachen ohnehin penibel,

ja kleinlich wie sein Vater, sich wegen der Kosten die Haare zu raufen begann, die das kleine Heer von Hausangestellten verursachte, wandte er sich hilfesuchend an seinen Adjutanten. Der empfahl ihm den ehemaligen Haushofmeister des Fürstenhauses, der in seiner damaligen Stellung als Schloßinspektor in Bückeburg leicht zu ersetzen war. Er wurde herbeizitiert, vorgestellt und akzeptiert. Pg.? Nein. Kein Problem, wird erledigt. Aber der ehemals fürstliche Haushofmeister wollte nicht Pg. werden. Er war Stahlhelmer (Bund der Frontsoldaten) gewesen. Und er, der später bei der Entnazifizierung als »Mitläufer« eingestuft wurde, lehnte es damals ab, als »Nachläufer« verspätet der Partei beizutreten.

Goebbels hatte auch dafür Verständnis. Er nahm Rohrssen, der an seinem korrekten schwarzen Anzug nie ein anderes Abzeichen als die Miniaturausgabe der beiden Eisernen Kreuze aus dem Ersten Weltkrieg trug. Er hat dem Minister treu gedient. Und dieser hielt über ihn wie über den Prinzen seine schützende Hand, als beide, z. B. bei den »Säuberungen« im Zuge des 30. Juni 1934 und des 20. Juli 1944, unter scharfen Beschuß gerieten.

Der Rockaufschlag ohne andere Abzeichen als die Kriegsauszeichnungen wäre auch mir beinahe zum Verhängnis geworden. Es war auf einer Gauleitertagung in Posen gegen Ende des Krieges, als die Moral und Siegeszuversicht schon soweit abgesunken waren, daß viele Parteigenossen ihr Abzeichen, wenn überhaupt, dann auf der Rückseite des Aufschlages trugen. Das Tragen des Parteiabzeichens wurde daraufhin für obligatorisch erklärt. Ich trug im Dienst im allgemeinen meine Uniform als Leutnant des Heeres. Für die offiziellen Veranstaltungen der Posener Tagung war Parteiuniform oder Zivil angebracht. Ich stand mit diesem angetan inmitten des braunen Gewimmels, als eine der uniformierten Gestalten, die ihren Bierbauch bisher ganz gut durch den Krieg gebracht hatten, auf mich zutrat und mich in breitestem sächsischen Dialekt fragte: »Warum tragen Sie kein Parteiabzeichen?«

Noch ehe er den Mund aufgemacht hatte, wußte ich, daß es Martin Mutschmann, der berüchtigte Gauleiter Sachsens, war. Ich antwortete wahrheitsgemäß: »Weil ich keins habe, Gauleiter.« Ich sei nicht Mitglied der NSDAP.

Da lief sein Gesicht rot an, und er brüllte: »Sie wollen mich wohl veräppeln. Wer sind Sie überhaupt? Ich werde mich über Sie beschweren!«

Einige Tage später kam Goebbels beim Mittagessen darauf zu sprechen. »Der Mutschmann ist zwar ein schauderhafter Kerl, aber Sie sollten ihn doch nicht zum besten halten, wie neulich in Posen.« Die Sache sei inzwischen in Ordnung gebracht.
»Aber ich wollte mich gar nicht über Mutschmann lustig machen. Ich habe tatsächlich kein Parteiabzeichen«, erwiderte ich. Wie das? Ich sei 1932 aus der Partei ausgetreten.
»Wann genau?« fragte er mit eisiger Miene.
»Am l. Mai 1932.«
Da setzte er wieder sein altes Gesicht auf: »Schwamm drüber!« Und sagte die bereits wiedergegebenen Worte über das, worauf es jetzt ankomme. Wäre ich aber nach dem 6. November 1932 ausgetreten, erklärte er, als die NSDAP bei den Reichstagswahlen 34 ihrer Mandate verlor, was Massenaustritte aus der Partei zur Folge hatte, dann wären wir geschiedene Leute gewesen, weil er hätte befürchten müssen, daß ich ihn in kritischen Augenblicken, wie sie sich jetzt näherten, im Stich lassen würde.
Diese Großzügigkeit, mit der sich Goebbels über die engen Bestimmungen der Parteibürokratie hinwegsetzte wie in meinem Fall und dem des Prinzen und seines Haushofmeisters, die Menschlichkeit, die bei stets gewahrtem Abstand den persönlichen Umgang mit seinen engsten Mitarbeitern charakterisierte, und das daraus resultierende Vertrauen waren der Boden für die im Zusammenhang mit der Reichskristallnacht erwähnte Begebenheit, die der Prinz in seinem Buch* ausführlich geschildert und mir auch noch mündlich detailliert erläutert hat. Ich halte sie für den Schlüssel zum Verständnis der Hintergründe und für den weithin schlüssigen Beweis, daß Goebbels nicht der Drahtzieher für die abscheulichen judenfeindlichen Ausschreitungen vom 9. und 10. November 1938 gewesen sein kann. Schaumburg war 1936, seinem ursprünglichen Wunsch entsprechend, der Auslandsabteilung des Ministeriums im Rang eines Oberregierungsrates zugeteilt worden. Als solcher wurde er zwecks Kontaktpflege, Aufklärung und diskreter Werbung viel auf Auslandsreisen geschickt. Er hatte sich auf diesem Gebiet bereits seine Sporen verdient, als er im September 1933, also kurz bevor Deutschland aus dem Völkerbund austrat (am 19. Oktober 1933), Goebbels nach Genf begleitete, der als Hitlers Sonderbevollmächtigter neben Reichsau-

* op. eit.

ßenminister Konstantin Frhr. v. Neurath das Reich bei der Vollversammlung der Weltorganisation zu repräsentieren hatte. Von dieser wichtigen Station des langen Weges, der Goebbels schließlich auf den Posten des Reichskanzlers führte, wird noch in einem besonderen Kapitel zu sprechen sein. Jetzt, im Herbst 1938, befand sich Schaumburg in Schweden. Als Angehöriger des deutschen Hochadels hatte er mit seinem ausgesprochenen Charme, mit seiner beachtlichen Rednergabe und mit seinen blendenden Umgangsformen in der großen nordischen Monarchie bei öffentlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen in Stockholm und Uppsala Verständnis für das neue Deutschland wecken und dem Dritten Reich viele Freunde gewinnen können. Er sah sich und Deutschland um die Früchte all seiner Bemühungen gebracht, als die ersten Nachrichten über die Vorgänge vom 9./10. November 1938 in der schwedischen Presse erschienen. Natürlich wurden die Tatsachen von interessierter Seite noch aufgebauscht, aber was wirklich geschehen war, war schlimm genug und einer Kulturnation unwürdig.

Empört und verbittert kehrte er nach Berlin zurück. In der Auslandsabteilung des Ministeriums machte er aus seiner Meinung kein Hehl, daß uns die Vorkommnisse unendlich geschadet und jahrelange Arbeit zuschanden gemacht hätten. In Gegenwart des zufällig anwesenden norwegischen Generalkonsuls Elef Ringnes, der das in seinem nach dem Krieg erschienenen Erinnerungsbuch ausdrücklich erwähnt, habe der Prinz gesagt: »Ich schäme mich dessen für unser deutsches Volk!«

Schaumburg war bereit, das auch seinem Minister ins Gesicht zu sagen. Er hatte wiederholt mit ihm über das jüdische Problem gesprochen. Er wußte, daß er alles andere als ein Freund der Juden war. Aber er wußte auch, daß er bei all seinem Temperament an schwierige politische Fragen nur mit seinem eiskalten und messerscharfen Intellekt heranging. Schon 1933 hatte Goebbels zu ihm gesagt: »Viele unserer Leute gehen ja heute in der Judenfrage viel zu weit - daran sind diese Streicher und Konsorten schuld und auch Hitler selbst bis zu einem gewissen Grade, weil er diesen grauenhaften Kerl (gemeint war der »Frankenführer« Julius Streicher, 1885-1946, gehängt in Nürnberg) nicht kaltstellt, wie ich es schon oft verlangt habe.« Er meinte - mit Recht-, daß Streicher dem Nationalsozialismus mit seinem »Stürmer« mehr Schaden zufüge als den Juden. Mit den am 15. September 1935 auf dem »Parteitag der

Freiheit« verkündeten und in Kraft gesetzten »Nürnberger Gesetzen« war alles erreicht, was Goebbels in dieser Beziehung angestrebt hatte. Das war, wie er drei Jahre vor der Reichskristallnacht seinem Adjutanten gesagt hatte, »nach wie vor nichts anderes, als eine weitere biologische Ausweitung des Judentums auf Kosten unseres Volkes zu verhindern, und der *numerus clausus.* Im übrigen sind die Juden für uns Menschen wie alle anderen auch... Es gibt manche führende Juden, die uns dabei absolut recht geben und sogar helfen ... Was wir im Kampf um die Macht verlangen mußten, um gegen den Willen und die Methoden der Juden zur Regierung zu kommen, das müssen wir jetzt - wo die Juden politisch doch fast ausgeschaltet sind bei uns - vorsichtig abbauen, denn in dieser Beziehung haben wir das Ziel der Revolution erreicht. Alles Mehr wäre nur ein Weniger. Auch laufen wir Gefahr, die Juden zu Märtyrern zu machen, und das wäre das Allerdümmste...«

Aber gerade dies Allerdümmste wurde dann mit der Reichskristallnacht begangen. Schaumburg, der nach den in Schweden erhaltenen Nachrichten annehmen mußte, daß Goebbels der dafür Verantwortliche war, wollte ihn zur Rede stellen. Er verlangte auf dem Dienstweg einen Termin beim Minister und erhielt ihn sofort. Im Ministervorzimmer hatte er keine Schwierigkeiten. Er kannte sie ja alle, von denen viele für den jungen, obzwar glücklich verheirateten, Prinzen schwärmten. Goebbels hatte noch den Berliner Polizeipräsidenten, Wolf-Heinrich Graf von Helldorf (1896-1944, in Plötzensee gehängt) bei sich. Der freilich war damals bei Goebbels wegen seines leichtfertigen Lebenswandels und seiner Schulden, die der Minister immer wieder, z. T. sogar aus eigener Tasche, begleichen mußte, um es nicht zu einem Skandal kommen zu lassen, völlig unten durch. Die diensttuende Vorzimmerdame glaubte daher, dem Minister wie dem netten Prinzen gleicherweise einen Gefallen zu tun, wenn sie diesem die Tür zum Arbeitsraum des Ministers öffnete. Goebbels und Helldorf standen vor einem der hohen auf den Wilhelmsplatz gehenden Fenster mit dem Rücken zur Tür, durch die Schaumburg eingetreten war. In ein angeregtes, zum Teil sogar heftiges Gespräch vertieft, bemerkten sie nicht, daß sie nicht mehr allein waren.

Es ging zwischen ihnen um die Reichskristallnacht, derentwegen auch Schaumburg zu Goebbels gekommen war. »Anscheinend war der Polizeipräsident zum Bericht bestellt worden«, erinnerte sich der Prinz in seinen Memoiren. Goebbels befand sich im Zustand äußer-

ster Erregung, wie wir, seine engsten Mitarbeiter, ihn nur allzu gut kannten. Die Zornesader auf der Stirn war geschwollen, das Gesicht gerötet. Er trat wiederholt mit einer unverkennbaren Geste der Aggressivität an seinen massigen, ihn mindestens um Haupteslänge überragenden Gesprächspartner heran, »als wolle er ihn am Rock fassen«. Das war echt, nicht gespielt - auch das konnte er. Die äußeren Einzelheiten dieses Gespräches sind so zutreffend, daß ich auch seinen Inhalt für im wesentlichen korrekt - natürlich nicht wörtlich - wiedergegeben halte. Eine der hervorstechenden Eigenschaften des Prinzen, die auch Goebbels ganz besonders an ihm schätzte, war seine absolute (manchmal etwas unbedachte und ihm daher in seiner politischen Laufbahn hinderliche) Aufrichtigkeit. Es bestand also kein Grund, an dem sachlichen Gehalt des von Schaumburg erinnernd verzeichneten Gespräches zu zweifeln.

»Das Ganze ist grober Unfug«, schrie Goebbels seinen Polizeipräsidenten an. »Sooo kann man das Judenproblem auf keinen Fall lösen. So nicht. Man macht sie ja nur zu Märtyrern. Und dann? - Vor der ganzen Welt haben wir uns blamiert, Helldorf... Und ich? Ich darf den ganzen Blödsinn ausbaden, soll mit der Propaganda alles wieder ausbügeln. Ein Ding der Unmöglichkeit. Wir werden unglaubwürdig, wenn wir solche Sachen machen, verstehen Sie mich?«

Helldorf verstand nicht. Er hatte damals schon, nach der Blomberg-Fritsch-Krise vom Februar und nach der Abhalfterung Becks als Generalstabschef des Heeres am 31. Oktober 1938 seine Beziehungen zum Widerstand, die ihn nach dem 20. Juli 1944 an den Galgen brachten. Aber der ungebetene Zuhörer Prinz Schaumburg verstand. Genau das, was Goebbels jetzt mit einer uns so vertrauten Bewegung sagte, indem er sich mit beiden Händen an den Kopf griff, hatte auch er in Schweden gedacht. »Wir konnten der gegnerischen Propaganda gar keinen größeren Dienst erweisen. Unsere Leute haben ein Dutzend Juden totgeschlagen, aber für dieses Dutzend müssen wir vielleicht mal mit einer Million deutscher Soldaten bezahlen!«

Aber Goebbels irrte sich zweifach. Es waren nicht 12, sondern 36 Juden, die (nach Heydrich) in der Reichskristallnacht ihr Leben verloren, und Deutschland mußte sie nicht mit einer Million, sondern mit zehn Millionen Kriegsopfern bezahlen. »Verstehen Sie, warum ich mich so wahnsinnig darüber aufrege?« rief Goebbels Helldorf zu, um das Gespräch mit dem Ausruf zu beenden: »Es ist zum Verzweifeln, sage ich Ihnen!«

Kann sich ein Schuldiger derart verstellen? In einer so kritischen Situation, wie sie für das Reich im November 1938 gegeben war, nämlich zwischen der so erfolgreichen Münchner Konferenz und dem Einmarsch in Böhmen und Mähren (15. März 1939), durfte Deutschland sich ein Pogrom, das auch durch den jüdischen Mord an vom Rath nicht gerechtfertigt war, aus politischen Gründen einfach nicht leisten. Am 4. Februar 1936 hatte ein anderer jüdischer Mörder, David Frankfurter, den Leiter der Landesgruppe Schweiz der NSDAP, Wilhelm Gustloff (1895-1936), in seiner Wohnung in Davos mit mehreren Pistolenschüssen niedergestreckt. Die Reichsregierung, die damals gerade den Einmarsch ins entmilitarisierte Rheinland (am 7.3. 1936) vorbereitete, ließ es bei einem formalen Protest bewenden.

Goebbels erinnerte daran, als er nach dem Kameradschaftsessen der Parteiführerschaft am 9. November 1938 im großen Saal des Alten Rathauses zu München, die Parteigenossen bat, noch einen Augenblick zu bleiben, nachdem Hitler um 21 Uhr die Veranstaltung verlassen hatte. Er habe noch Wichtiges mitzuteilen. Es war die Nachricht, daß an diesem Nachmittag vom Rath seinen beim Attentat Grynszpans erlittenen Verletzungen erlegen sei. Es bedurfte nicht des Goebbelsschen Temperaments, um die anwesende Parteiführerschaft mit dieser Mitteilung zu elektrisieren. Goebbels erwähnte auch, daß es in einzelnen Gauen (z. B. Magdeburg-Anhalt und Hessen-Nassau) im Verlauf des Tages bereits zu vereinzelten antijüdischen Ausschreitungen gekommen sei, und er warnte davor, sich an derartigen Demonstrationen zu beteiligen.

Was er nun wirklich und wörtlich gesagt hat, ist nicht überliefert. Es existiert keine Aufnahme oder Niederschrift dieser Ansprache. Trotzdem wollte sich Baldur von Schirach vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg erinnern, daß seine Rede »ausgesprochen hetzerisch« gewesen sei. Nach Höhne* war sie eine der »Meisterleistungen nationalsozialistischer Demagogie«, nach Deschner** »triefte« sie »von Judenhaß« und nach Graml*** hatte Goebbels »zum Sturm auf die Synagogen aufgefordert«.

Dagegen steht nicht nur, wie wir gesehen haben, die politische Zweckmäßigkeit, sondern auch das ganz konkrete Zeugnis des leider

* Der Orden unter dem Totenkopf, München 1967.
** Reinhard Heydrich, Esslingen 1977.
*** Der 9. November 1938, Bonn 1958.

1985 verstorbenen ehemaligen Staatssekretärs im Propagandaministerium, Dr. Werner Naumann, der Ingrid Weckert für ihr Buch »Feuerzeichen«* am 15.1.1979 mit der für ihn kennzeichnenden Kürze und Präzision erklärte, Goebbels habe bei der Bekanntgabe des Todes des Herrn vom Rath gewiß »keine beruhigenden Worte gesprochen«. Das sei nicht seine Art gewesen. Aber er habe ebenso gewiß »keine Möglichkeit gehabt, den Brand der Synagogen und die Zerstörung jüdischer Geschäftshäuser im ganzen Reich« anzuordnen, weil ihm dazu die eigene »Hausmacht« fehlte. Er hätte sie nur in Berlin, wo er als Gauleiter selbst die Exekutive in der Hand hatte, durchsetzen können. Was er von den Vorkommnissen in diesem seinem eigenen Gau hielt, hat die von Prinz Schaumburg ungewollt miterlebte Auseinandersetzung mit Graf Helldorf gezeigt.

* Tübingen 1981.

» . . . *dachte mir: nimm sie d i r . . . «*

Auf die erste Zeile des in den zwanziger und dreißiger Jahren ungemein beliebten Schlagers »Gern hab' ich die Frau'n geküßt« reimt sich die nächste: »hab' nie gefragt, ob es gestattet ist.« Auch Goebbels spielte, sang oder trällerte dies beliebte Lied gern und häufig, obwohl Textdichter Knepler genauso nichtarisch war wie Richard Tauber (1892-1948), der das Lied weltberühmt machte. Nach 1933, als Tauber nach London emigriert war, kam sein Schlager in Deutschland außer Mode (es gab genug andere). Auch Goebbels sang ihn seltener und 1938, im Jahr der Reichskristallnacht, schon gar nicht mehr. Denn dieses Jahr war gleichzeitig das seiner schweren Ehekrise, das siebente Jahr nach der bemerkenswerten Hochzeit auf Gut Severin. In diesem siebenten Ehejahr, das schon manch anderen Lebensbund auseinandergebracht hat, kam es zu dem in der Goebbels-Literatur so ausgiebig breitgewalzten Baarova-Skandal, der nicht nur die Karriere des Propagandaministers hemmte, sondern auch das innige menschliche Verhältnis zwischen Hitler, Magda und Joseph Goebbels gefährdete, lange Zeit trübte, aber schließlich doch nicht zerstören konnte.

Fraglos hatte Goebbels ein starkes Triebleben. Das geht sehr deutlich aus seinen frühen Tagebüchern hervor, die ja nicht - wie die späteren - für die Nachwelt bestimmt waren, und in denen er sich auch in dieser Beziehung austoben konnte, so daß die kritischen Bemerkungen einiger seiner Biographen (von »Edelkitsch« bis »banaler Schwulst«) nicht unberechtigt sind. Am 29. Juli 1926 etwa schreibt er im Augenblick seiner Trennung von Else Janke, der zweiten großen Liebe seines Lebens, und einer dadurch erzwungenen sexuellen Enthaltsamkeit: »Der Eros spricht laut in mir.«

Heiber nennt ihn, vielleicht nicht zu Unrecht, einen »Erotomanen«. Aber er muß gleichzeitig zugeben, daß »sein Charme, den er, wenn er will, entfalten kann«, bestechend ist. Auch Meissner bestätigt ihm »Intelligenz und Charme« und detailliert zutreffend: »Er verstand, brillant zu erzählen, hatte eine erregend dunkle Stimme, und er

machte mit nachtwandlerischer Sicherheit das jeweils am liebsten gehörte Kompliment.« Natürlich rechnet er einen Teil der Erfolge, die Goebbels bei Frauen hatte, seiner Machtstellung zu, aber er bemerkt zu Recht, daß auch Göring, Heß und Himmler Macht, aber keine vergleichbare Anziehungskraft auf Frauen besaßen. Und er folgert: »Es kann die Macht allein nicht gewesen sein, die so viele Frauen veranlaßte, wie Motten ins Licht zu fliegen.«

Es waren viele. Allein sein Staatssekretär Hanke stellte eine Liste von 36 Damen zusammen, die bereit waren, auch vor Gericht zu beschwören, daß sie in intimen Beziehungen zu dem Minister standen. Daß Hanke diese Liste und sonstige Dokumente, die ihm das bedingungslose Vertrauen seines Chefs zugänglich machte, dessen Frau übergab, in die er sich Hals über Kopf verliebt hatte, ist eine besondere Geschichte - keine sehr erfreuliche -, mit der wir uns noch näher beschäftigen müssen. Aber, so stellt Curt Riess zutreffend fest, »die in Frage kommenden Damen kamen gern« (und nicht nur sie). Auch Riess schildert Goebbels als ungemein attraktiv: »Er machte den Eindruck, als nähme er die Frauen nicht sehr ernst, als nähme er sie eben, da sie ihm zufielen.« Wie Lehar seinen Paganini (1782-1840) singen ließ: »dachte mir: nimm sie dir...«

Die Ehe mit einem solchen Mann war natürlich mit Sprengstoff geladen. Und wenn sie trotzdem nicht in die Brüche ging oder doch, als es soweit gekommen schien, von Hitler wieder zusammengekittet wurde, so daß ein Jahr danach das »Versöhnungskind«, das letzte von sieben Geschwistern, die süße kleine Heide, geboren wurde, und sich mir in den beiden letzten Kriegsjahren, die ich im Hause Goebbels verbrachte, ein wahrhaft vorbildliches Ehe- und Familienleben präsentierte, so zeigt das, daß hinter diesem Lebensbund mehr stand als nur Sex, mehr auch als Liebe, die beide fraglos für einander empfanden, nämlich eine Verbindung zur Förderung eines idealen Zieles, das beide in Hitler und seiner Sache erblickten. Darum konnte nur er es sein, der sie, als 1938 an dieser Ehe schon nichts mehr zu retten schien, doch wieder zusammenzwang. Der Mann, der die gewagtesten Propagandakunststücke fertigbrachte, war für ihn unentbehrlich, vor allem, als sich zur Zeit der Goebbelsschen Ehekrise die ersten Hindernisse dem Siegeslauf Hitlers entgegenzustellen begannen und der Krieg, den Goebbels mit den Mitteln seiner Propaganda verzweifelt zu verhindern versuchte, immer unausweichlicher wurde.

Es ist wie eine tragische Ironie der Geschichte, daß der Anlaß für die

Ehekrise zwischen Magda und Joseph Goebbels, die diesen zwar nicht stürzen konnte, die aber seinen Einfluß auf Hitler doch jahrelang auf ein Minimum reduzierte, die bildschöne, blutjunge Filmschauspielerin Lida Baarova, aus dem Land kam, das Hitler als nächstes Opfer auserkoren hatte. Mit der Besetzung der Tschechei am 15. März 1939 beging er seinen entscheidenden politischen Fehler, der seine internationale Glaubwürdigkeit endgültig ruinierte und es den Gegnern der Appeasementpolitik in London und Washington erlaubte, eine unnachgiebige Haltung gegen die offenkundig wortbrüchige Reichsregierung zu fordern.

Natürlich hat Goebbels weder in seinen Tagebüchern noch in seinen Selbstgesprächen in meiner oder anderer Anwesenheit und schon gar nicht öffentlich zugegeben, daß der Einmarsch in Böhmen und Mähren und deren Verwandlung in ein Reichsprotektorat ein schwerer oder gar entscheidender Fehler Hitlers war. Aber er wußte es. Und er hätte ganz gewiß versucht, ihn zu vermeiden, wären ihm durch seine Affäre mit der schönen Tschechin nicht die Hände gebunden gewesen. Niemand hätte ihm geglaubt, daß er nicht von ihr zu einer Vermittlung zugunsten der Tschechei bewogen oder doch angeregt worden wäre.

Dabei war »Liduschka«, wie Goebbels sie zärtlich nannte (mit Nachnamen hieß sie eigentlich Babkova, was aber im Film nicht gut klang), nicht nur vollkommen unpolitisch, sondern auch in ihrem Verhältnis zu ihm absolut uneigennützig. Ihren ersten großen Filmerfolg in Deutschland hatte sie ohne jedes Zutun des Ministers schon mit dem 1934 gedrehten und 1935 uraufgeführten Film »Barcarole« errungen. Die UFA hatte sie schon 1932 vom Prager Nationaltheater nach Berlin verpflichtet. Der Stern der 1914 geborenen Schauspielerin ging auf, ohne daß Goebbels sich für sie verwenden mußte. Er machte ihr auch keine kostbaren Geschenke, nachdem er ihr einmal vergeblich einen chromblitzenden Mercedes statt ihres aus der tschechischen Heimat nach Berlin mitgebrachten klapprigen Skoda angeboten hatte.

Sie war damals vielleicht die einzige, die nichts von ihm wollte. Sie wollte ihn. Und weil er sich von diesem jungen Ding um seiner selbst willen geliebt sah, verfiel er ihr mit Haut und Haar.

Es ist über dieses Verhältnis soviel geschrieben worden, daß eine objektive und der Wahrheit möglichst nahekommende Darstellung sehr schwierig wird. Viktor Reimann, der 1971 die zeitlich letzte

Goebbels-Biographie* veröffentlichte, hat mit seiner Feststellung fraglos recht, daß sich die Zeitgeschichtsschreibung im wesentlichen an die durchaus subjektiven Aussagen von den an dem Skandal Beteiligten oder doch Interessierten halten muß, da die deutsche Presse nicht über ihn berichtete und die ausländische in dieser Beziehung nicht als zuverlässig angesehen werden kann. Dokumentarische Unterlagen fehlen fast vollständig. So wird die erwähnte »Sündenliste« des »Bocks von Babelsberg«, wie der Schirmherr des deutschen Films nach der Stätte seines Wirkens auf diesem Gebiet, dem Filmaufnahmegelände in der Nähe Potsdams, im Volksmund genannt wurde, zwar von allen Chronisten erwähnt, ist aber leider ebensowenig vorhanden wie das angeblich von Hitler vermittelte und von ihm als Garanten Unterzeichnete Stillhalteabkommen im Goebbelsschen Ehekrieg.

Es sind vor allem zwei Versionen zum Teil sehr widersprechender Art, die sich auf persönliche Aussagen unmittelbar beteiligter und interessierter Zeitgenossen stützen. Am meisten Bedeutung wird man denen von Lida Baarova selbst beimessen müssen, obwohl natürlich auch sie *pro domo* gesprochen hat - wer könnte ihr das verübeln! Ihre Aussagen gewinnen an Bedeutung dadurch, daß sie als Tschechin nicht nur über ihren einstigen Geliebten, sondern auch über dessen Land kein böses Wort gesagt hat. Sowohl Curt Riess** als auch Heinrich Fraenkel*** haben nach dem Krieg mit ihr persönlich gesprochen. Hans-Otto Meissner**** dagegen baut sein ganzes Buch auf Aussagen der Schwägerin Ello Quandt auf, Intimfreundin von Magda Goebbels und ebensolche Feindin ihres Mannes, wobei die Freundin ins beste Licht gerückt, der Feind aber als wahrer Teufel dargestellt wird, was dem Autor Gelegenheit zu manch literarischem Wortspiel gibt, da Magda für ihren Mann gern das Kosewort »Engelchen« gebrauchte.

Man wird also versuchen müssen, zwischen den beiden Versionen die Mitte zu finden. Richtig ist ohne Frage, daß Magda und Joseph ihre Ehe nicht als unbeschriebene Blätter eingingen. Nicht nur, daß Magda schon eine gescheiterte Ehe (mit Quandt) und Joseph ein förmliches Verlöbnis (mit Else Janke) hinter sich hatten, waren beide

* op. cit.
** op. cit.
*** op. cit.
**** op. cit.

auch nebenher noch erotisch recht aktiv gewesen. Es war also gar nicht so unverständlich, daß beide sich unter Vorbehalt verheirateten. Goebbels konnte und wollte Magda keine absolute eheliche Treue versprechen. Er wußte, daß er ein solches Versprechen nicht würde einhalten können. Es wäre unehrlich von ihm gewesen. Er sagte es ihr unumwunden. Sie solle »die Königin seines Lebens«, die Mutter seiner Kinder, der gute Geist der Familie, die Kameradin im Kampf und vieles andere mehr sein. Aber Treue könne er nicht versprechen. Und sie akzeptierte unter der stillschweigenden Voraussetzung, die gleichen Rechte auch für sich in Anspruch nehmen zu können. In dieser Beziehung war das Paar ganz modern.

Als Magda nach etwa zweijähriger Ehe ihren Mann bei seinem ersten Seitensprung ertappte, machte sie ihm Vorhaltungen und war erstaunt, von ihm an ihren bei der Verlobung geschlossenen Pakt erinnert zu werden. Da hatte sie schon das erste Kind dieser Ehe (Helga, im September 1932) zur Welt gebracht und ging bereits mit dem zweiten schwanger (Hilde, April 1934). Für ihr sechstes Kind, die Tochter Hedda, die kurz vor der Baarova-Krise geboren wurde (Mai 1938), erhielt sie bald darauf zum Muttertag das Mutterkreuz überreicht.

Ihre Schwägerin will von ihr einmal das Geständnis gehört haben, ihr Mann brauche nur ihr Schlafzimmer zu betreten, und schon bekäme sie ein Kind. Trotzdem fand sie aber auch noch Zeit und Lust zum Umgang mit anderen Männern, der durchaus nicht bloß platonischer Art war, wie Goebbels ihr aus Anlaß seines ersten entdeckten außerehelichen Abenteuers Vorhalten konnte. Man versöhnte sich schnell und ohne Komplikationen.

Was in dieser Beziehung vor ihrer Ehe passiert war, spielte keine besondere Rolle, obwohl Goebbels seiner ersten Studentenliebe in seinem autobiographischen Roman »Michael« unter dem Namen Hertha Holk ein literarisches Denkmal gesetzt hatte. In Wirklichkeit hieß sie Anka Stahlherm, stammte aus einer angesehenen Familie Recklinghausens und war die schönste Studentin Heidelbergs, als welche sie 1920 zur »Alma Mater« gewählt wurde (heute würde man wohl »Miss University« dazu sagen). Meissner will wissen, daß sie die erste Frau war, »mit der Joseph Goebbels schlafen durfte«. Woher er das weiß, verrät er nicht. Andere Autoren bezweifeln es. So schön und blond (und etwas größer als ihr Liebhaber) Anka war, so wenig tief ging diese Liebe. Nach wenigen Monaten war alles vorbei,

obwohl Fraenkel* in den Akten des Albertus-Magnus-Vereins, der das Privatleben seiner Stipendiaten offenbar sorgfältig verfolgte, festgestellt haben will, daß das Verhältnis zwischen beiden von 1919 bis 1922, also von der Freiburger Zeit, in der sie sich kennenlernten, bis zu seiner Heidelberger Promotion gedauert haben soll. Heiber** sieht den »endgültigen Bruch« mit Anka bereits im Oktober 1920, als Goebbels sich mit Selbstmordgedanken trug und bereits ein Testament machte, in dem er seinen Bruder Hans zum »literarischen Nachlaßverwalter« seiner gesammelten Werke einsetzte, obwohl damals von diesen noch keine Zeile veröffentlicht worden war. Als Goebbels diese erste große Liebe in den Armen eines anderen antraf (nachdem sich die Familie bereits gegen ihn, den hergelaufenen Hungerleider, ausgesprochen hatte), tröstete er sich schnell. Anka wurde in der Ehe mit dem anderen nicht glücklich. Als Goebbels Minister geworden war, nahm sie den Kontakt mit ihm wieder auf. Er verschaffte ihr eine Stellung bei der Zeitschrift »Die Dame«. Mehr ergab sich nicht. Er verübelte es ihr, daß sie in Berliner Journalistenkreisen Heines »Buch der Lieder« herumzeigte, das er ihr mit einer schwungvollen Widmung seinerzeit geschenkt hatte.

Auch seine zweite große Liebe, die zu einer offiziellen Verlobung mit Else Janke führte, war überschattet. Die Auserwählte hatte eine jüdische Mutter, war also nach mosaischem Gesetz Jüdin, nach den späteren Nürnberger Gesetzen Halbjüdin. Das machte Goebbels nichts aus. Sie war - im Gegensatz zu Anka, wie Lida im Gegensatz zu Magda - vom absolut dunklen, romanischen Typ und hätte im Sinn der von ihm in seinen frühen Leitartikeln proklamierten »gesunden Rassenmischung« durchaus zur Gründung der ihr versprochenen Ehe getaugt. Das Verhältnis zu »Elslein«, wie er sie nannte (sie benutzte den Kosenamen »Stropp« oder sein Pseudonym »Ulex«), war noch deswegen besonders eng, weil sie in Rheydt die Lehrerin seiner zärtlich geliebten kleinen Schwester Marie war. Außerdem war sie die Freundin einer gewissen Alma, die ihrerseits Partnerin von Fritz Prang, Josephs Jugendfreund, war, der ihn als uralter Parteigenosse von 1922 später mit Hitler und dessen Partei in Verbindung gebracht hat, von denen der damals noch ausschließlich literarisch interessierte Goebbels einstweilen nichts wissen wollte. Diesem Doppelpaar gesellte sich dann noch ein weiterer Jugendfreund, Richard Flisges,

* op. cit.
** op. cit.

hinzu, der als Kommunist und idealistischer Dostojewski-Verehrer den endlosen nächtlichen Diskussionen viel Belebung zu geben verstand.
»Elslein« war es, die dem jungen Doktor in seiner materiellen Bedrängnis durch familiäre Beziehungen zu einer vorübergehenden Stellung bei einer Bank verhelfen konnte, während er auf das Wohlwollen seiner Familie und die kümmerlichen Einkünfte aus jeder Art Gelegenheitsarbeit wie zur Zeit seines Studiums in einer der wirtschaftlich schwersten Zeiten angewiesen war. Fünf Jahre, bis 1926, dauerte dies Verlöbnis. Es wurde von ihm gelöst, als er über den gemeinsamen Freund Fritz Prang die Gelegenheit zu einer politischen Karriere in der NSDAP bekommen hatte. Schon im Juni 1923, als er - im Gegensatz zu den späteren Einfügungen in seinen Roman »Michael« - noch keineswegs zur Hitler-Partei gefunden hatte, schrieb er an seine Verlobte: »Ich möchte in einer neuen Welt das werden, was ich heute nicht sein kann. Und kommt diese neue Zeit zu spät für mich, gut denn, es ist auch groß und schön, Wegbereiter einer großen Zeit zu sein... Wir werden der Sauerteig sein, der revolutioniert und neues Leben bringt.«
Im Herbst 1926 war es soweit. Da erhielt er Hitlers Einladung nach München. »Elslein« brachte ihn zur Bahn. Er verabschiedete sich von ihr für immer. Er durfte sich keiner Halbjüdin verbinden.
Else Janke verschwand völlig aus seinem Gesichtskreis. Aber es war ihr Typ - dunkelhaarig und -häutig, anschmiegsam und hingebungsvoll-, dem er zehn Jahre später in Lida Baarova erneut begegnete. Er lud sie als die gefeierte Partnerin von Gustav Fröhlich in »Barcarole« mit anderen repräsentativen Filmstars zum Reichsparteitag von 1936 nach Nürnberg ein. Dort stellte er sie Hitler vor, der - nach der Darstellung Fraenkels* aufgrund der Aussagen Lida Baarovas - dabei einen Fauxpas beging, indem er sich bei ihr dafür entschuldigte, ihr nicht zu ihrer Hochzeit mit Gustav Fröhlich gratuliert zu haben. Sie sei mit niemand verheiratet, erwiderte die damals 24jährige Schauspielerin in aller Bescheidenheit.
»Aber doch mit Fröhlich verlobt«, warf Goebbels ein.
»Auch das nicht, Herr Reichsminister.«
Dabei wußte Goebbels, daß sie mit Fröhlich in einem Haus lebte, das dieser in unmittelbarer Nachbarschaft des Ministers erworben hatte.

* op. dt.

So fühlte Goebbels sich ermutigt, die ungemein reizvolle Tschechin zu einem Empfang mit künstlerischen Darbietungen in seine Loge einzuladen. Es wurde dabei u. a. auch ein damals sehr beliebter Schlager mit dem Refrain: »Ich bin verliebt, bin so verliebt« vorgetragen. Als er erklang, beugte sich Goebbels kaum merklich zu seiner schönen Nachbarin und flüsterte ihr ins Ohr: »Ich auch.« Sie hörte es nicht ungern, ohne es für mehr als den Beginn eines unverbindlichen Flirts zu nehmen. Schon am nächsten Tag begegneten sie sich aus anderem gesellschaftlichem Anlaß wieder. Goebbels benutzte die Gelegenheit, sie zwecks »beruflicher Aussprache« in einen Nebenraum zu bitten. Sie wunderte sich, daß er dafür Zeit fand, da ihm sein großes Referat vor dem Reichsparteitag unmittelbar bevorstand. »Aber Herr Reichsminister«, sagte sie, »in zwanzig Minuten müssen Sie doch aufs Podium, um zur Welt zu sprechen.« Goebbels winkte ab. Es war ein bewährter Trick von ihm, der jeweils umworbenen Dame den Eindruck zu vermitteln, als gäbe es für ihn nichts wichtigeres auf der Welt als sie. Er verfehlte auch auf Lida nicht seine Wirkung. Als sie ihm mit ängstlichem Blick auf die Armbanduhr sieben und dann noch einmal drei Minuten vor Beginn seiner Rede an diese erinnert hatte, nahm er sie in seine Arme und küßte sie so stürmisch, daß sie die allerletzten Minuten vor seinem Auftritt damit verbringen mußte, sein von Lippenstift verschmiertes Gesicht mit ihrem Taschentuch einigermaßen zu reinigen. Seit diesem Augenblick waren Joseph und Lida ein Paar. Sie trafen sich in ihrer kleinen Junggesellenwohnung am Kurfürstendamm oder in einem der »Liebesnester«, wie die Goebbels-Biographen die in keiner seiner Wohnung fehlenden, für intime Begegnungen vorgesehenen Appartements oder Pavillons nennen.

Gustav Fröhlich hatte sich diskret zurückgezogen. Die Geschichte von der Ohrfeige, die er seinem Nebenbuhler versetzt haben soll, als er ihn in flagranti mit seiner Freundin überraschte, ist, wie der heute 85jährige alte Herr am Lago Maggiore noch jedem, der es hören will, versichert, frei erfunden. Auch an der Geschichte, die Meissner von Ello Quandt glaubwürdig erfahren haben will, daß der hintergangene Liebhaber, wenn auch nicht den Rivalen, so doch in seiner Gegenwart die Ungetreue geschlagen haben soll, ohne daß ihr Kavalier auch nur eine Hand für sie gerührt habe, ist kein wahres Wort. Trotzdem ging die Geschichte in der einen oder anderen Fassung um die Welt, und der große Satiriker Werner Finck (1902-1978) hatte

einen seiner größten Erfolge, als er damals mit seinem verlegenen Lächeln vor den Vorhang des Kabaretts der Komiker im Berliner Westend trat und sagte: »Wer möchte nicht einmal (F)fröhlich sein!« Viele wollten es. Auch Magda, die sehr genau wußte, daß die Baarova-Affäre nicht bloß eines der Techtelmechtel war, wie sie sich diese bisher gegenseitig nachgesehen hatten. Aber sie war viel zu klug, um ihrem Mann, wie Ello Quandt das behauptet, von vornherein ein Ultimatum zu stellen und mit Scheidung zu drohen. Im Gegenteil hat die Darstellung der Baarova und ihrer damaligen mütterlichen Freundin Hilde Körber, wie sie von Fraenkel* wiedergegeben wird, viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Danach hat Frau Goebbels die Geliebte ihres Mannes zum Tee geladen, allein, ohne Fröhlich, der früher mit ihr zusammen wiederholt Gast im Nachbarhaus gewesen war. Die Baarova bekam bei dieser Einladung - wie stets bei Aufregungen - Herzklopfen. Sie war, das wußte sie, der Rivalin gegenüber nach herkömmlichen Auffassungen im Unrecht. Aber sie liebte Goebbels und er sie, das wußte sie.

Einer Ohnmacht nahe erschien sie bei Magda. Diese empfing sie mit überströmender Herzlichkeit. Keine Anklagen, keine Beschuldigungen, keine Schärfe oder gar heftige Worte. Sie kenne die Faszination ihres Mannes, sagte sie, und sie habe sogar Verständnis dafür, daß auch Lida ihr verfallen sei. Sie hätten das gleiche Schicksal: »Wir müssen wie Schwestern zueinander sein.« Sie bot ihr das Du an, was Lida erschreckt nicht annehmen zu können glaubte. Schließlich war Magda nicht nur ein Dutzend Jahre älter als sie, sondern neben Emmy Göring - durch ihr besonderes Verhältnis zum Führer - so etwas wie die erste Dame des Großdeutschen Reiches.

Lida blieb beim respektvollen Sie, aber Magda beendete das etwa zweistündige Gespräch unter Tränen mit den Worten: »Erhalte ihm deine Freundschaft, weil er dich braucht, aber Lida, bitte störe niemals das Verhältnis zu unseren Kindern.«

Das war vernünftig und klug gehandelt. Aber die Intriganten, die sich in diesen menschlichen Konflikt eingeschaltet hatten, wollten etwas anderes.

Hier nun trat in diesem politisch-romantischen Intrigenspiel eine für das Dritte Reich sehr kennzeichnende Persönlichkeit auf, der damals gerade zum geschäftsführenden Staatssekretär im Propagandamini-

* op. cit.

sterium avancierte SS-Oberführer Karl Hanke. Als Sohn eines schlesischen Lokomotivführers hatte er mit Fleiß und Ausdauer sein Abitur und die Prüfung als Gewerbelehrer abgelegt. Ich mochte den wenig älteren schlesischen Landsmann gern. Er sprach mit der gleichen Klangfarbe, die mir aus meiner Liegnitzer Gymnasiastenzeit so vertraut ist. Groß, kräftig, mit lebhaften Augen und schon etwas gelichtetem dunklem Haar strahlte er ruhige Selbstsicherheit und strotzende Tatkraft aus. Er war ein typischer Vertreter des in den Parteikadern sich bildenden Führernachwuchses. Intellektuell reichte er weder an seinen Chef noch an seinen Nachfolger Dr. Naumann heran. Trotzdem stimmt Magdas angebliche Qualifizierung ihres Kavaliers nicht, die von Ello Quandt in Umlauf gesetzt wurde. Als Hanke sie heiraten wollte, soll sie der Schwägerin erklärt haben, er könne ihr nach den Jahren mit Goebbels als Mann nicht genügen. Er sei »ein simpler, biederer und braver Ritter, ein kluger und fleißiger Mensch. Aber seine Bildung hat große Lücken, eigentlich besteht sie nur aus Lücken.«

Diese Lücken hinderten Magda jedenfalls nicht, sich mit dem Staatssekretär ihres Mannes nach Kräften zu amüsieren. Sie gingen viel zusammen aus. Man sah sie im Kameradschaftshaus der Künstler, das Goebbels für seine Schutzbefohlenen vom Film am Tiergarten eingerichtet und mit allem Luxus ausgestattet hatte, in den Theatern und Kabaretts und auf den Rennplätzen der Reichshauptstadt. Hanke war ein Pferdenarr und brachte es sogar fertig, die ganz und gar unsportliche Magda dazu zu bewegen, im Tattersall am Zoo Reitunterricht zu nehmen. Sie galten, behauptet Meissner, »als festes Liebespaar«, gibt aber im gleichen Atemzuge zu, daß es dafür »keine Beweise« gebe. Dagegen erklärte Dr. Naumann, von Heinrich Fraen- kel über das Verhältnis seines Vorgängers mit Frau Goebbels befragt, »schon den Gedanken, daß Magda sich für ihn erotisch interessiert haben könnte, für geradezu absurd«. Was ihn selbst betraf, gab Naumann die ehrenwörtliche Erklärung ab, daß »seine Freundschaft und Verehrung für die Frau seines Chefs niemals die Grenzen des Anstandes überschritten oder gar ehebrecherischen Charakter hatte«. Man sollte ihm glauben. Der Hanke-Flirt dürfte für Magda wohl tatsächlich nicht mehr als ein Schachzug in ihrem gewagten Spiel gewesen sein, um die tschechische Dame zu schlagen, ohne dabei ihren nach wie vor geliebten König mattzusetzen.

Denn als - im Sommer 1938 - nicht bloß bereits alle Welt über das

Verhältnis zwischen dem deutschen Propagandaminister und der tschechischen Schauspielerin sprach, sondern Magda es von den beiden bei einem Tee zu dritt in Schwanenwerder ganz unverblümt zu hören bekommen hatte: »Wir lieben uns!«, weinte sie sich bei Freundin Ello aus. »Joseph ist letzten Endes eben doch ein ganz außergewöhnlicher Mann«, soll sie gesagt haben. »Eine feste Bindung mit der Baarova, die er offenbar wirklich liebt, eine ... wie er das nennt... zweite Frau, hält ihn vielleicht von zahllosen anderen Abenteuern ab... von Abenteuern, die seinen Ruf und seine Stellung ruinieren. Ich werde versuchen, durchzuhalten, werde versuchen, ihn zu verstehen. Vielleicht kann ich Joseph durch Großmut bei mir halten. Einmal wird auch das mit der Baarova vorbei sein. Wenn ich jetzt von ihm gehe... habe ich meinen Mann für immer verloren. So aber erhalte ich mir Joseph für später. Im Alter gehört er dann ganz mir.« So kam es zu dem für Lida so überraschenden schwesterlichen Duz- Angebot, das für sie unannehmbar war wie der von Magda halb und halb beschlossene »Teilungsplan«. Sie dachte nicht wie die reifere Magda an später oder gar ans Alter. Sie hatte zwei unglaublich glückliche Jahre an der Seite des Geliebten erlebt. Sie wollte ihn jetzt und ganz. Ihr ging es auch nicht um den Minister, um Glanz und Einfluß und schon gar nicht um Politik. Warum konnten sie nicht irgendwo im Böhmerwald in einem schönen Haus als Mann und Frau glücklich sein, sie als Schauspielerin, er als Schriftsteller? Gab es eine solche Flucht vor dem Schicksal? Würde es ihr gelingen, ihn dazu zu überreden? Versucht hat sie es gewiß. Damals stand ja noch die ganze Welt unter dem Eindruck der königlichen Romanze, die sich 1936 in England abgespielt hatte, als Eduard VIII., kaum daß er als Nachfolger seines verstorbenen Vaters Georg V. den Thron bestiegen hatte, seine große Liebe, die Amerikanerin Wallis Warfield-Simpson, heiraten wollte, was ihm nicht gestattet wurde, so daß er sich, vor die Wahl zwischen Pflicht und Liebe gestellt, für die letztere entschied.

Auch beim Baarova-Skandal ging es um mehr als Liebe und Glück oder Unglück einzelner Menschen. Sie waren nur der Vorwand, um den Machtkampf in der Führung des Dritten Reiches auszutragen, um den Aufsteiger Goebbels, der sein Temperament zwar nicht zügeln konnte, aber seine Rivalen alle an Geist und Können überragte, zu Fall zu bringen oder doch entscheidend zu hemmen. Die beiden Hauptinteressierten daran waren Göring und Himmler. Sie fanden in der Familie des Ministers wichtige Bundesgenossen, vor allem Ello

Quandt, aber auch Magdas Mutter, die ehemalige Friedländer. Das Verbindungsgelenk zwischen dieser Familien-Verschwörung und der Führungskamarilla wurde Karl Hanke. Goebbels schenkte diesem jungen Mann, den er gemacht, dem er eine märchenhafte Karriere eröffnet hatte, unbegrenztes Vertrauen. Schon als seinem persönlichen Referenten und Chef des Ministeramtes hatte er ihm die Schlüssel für seinen Geheimsafe und die Kontrolle über seine ganze ein- und ausgehende Post, auch die private, übergeben.

Hanke fertigte sich Kopien von ihm wichtig erscheinenden Schriftstücken an. Das tat er zunächst gewiß nicht im eigenen Interesse. Er gehörte ja der schwarzen Garde an, mit der Himmler und Heydrich den gesamten Staatsapparat zu durchsetzen und unter ihre Kontrolle zu bringen versucht hatten. Seit der Blomberg-Fritsch-Affäre im Februar 1938 wußte man um die Bedeutung von beweiskräftigen Geheimdokumenten. Ich bin durchaus davon überzeugt, daß Hanke seine geheimdienstliche Tätigkeit als Goebbels' damals engster Vertrauter zunächst im Auftrag seiner SS-Vorgesetzten durchführte und sie für sich persönlich erst auszunutzen begann, als er sich sterblich in Magda verliebt hatte und ihr als »biederer und braver Ritter«, für den sie ihn hielt, mit der Bereitstellung der zunächst für ganz andere Zwecke und Auftraggeber beschafften Dokumente einen Liebesdienst zu erweisen hoffte.

Als Magda die wahrlich erdrückenden Beweise für die eheliche Untreue ihres Gatten in der Hand hielt - die Liste der 36 eidwilligen Konkubinen und Kopien vom Briefwechsel ihres Gatten mit Lida - faßte sie, von Ello Quandt angestachelt, den Entschluß, sich scheiden zu lassen. Ihr Angebot einer Art Ehe zu dritt war ja von Lida Baarova höflich und korrekt zurückgewiesen worden. Die Scheidungserlaubnis mußte natürlich bei Hitler eingeholt werden, zumal er ja beim Zustandekommen dieser Ehe - nicht nur als Trauzeuge - eine ganz besondere Rolle gespielt hatte. Die entscheidende Unterredung wurde aber nicht, wie das Ello Quandt-Meissner darzustellen versuchen, von Hanke herbeigeführt, sondern von Göring. Magda hatte sich mit ihren Ehesorgen Emmy anvertraut, die natürlich sofort ihren Mann unterrichtete. Und der wandte sich an Hitler. Endlich glaubte er, dem verhaßten Querulanten Goebbels den Todesstoß versetzen zu können. Magda erschien auf dem Berghof mit allen ihr von Hanke verschafften Unterlagen. Hitler sah sie durch. Aber sie scheinen ihn nicht recht überzeugt zu haben.

Am nächsten Tag hatte er eine noch längere Unterredung mit dem anderen Teil des Ehedramas. Auch Goebbels erklärte ihm, daß er sich scheiden lassen wolle. Er sei bereit, aus dem Kabinett Hitler auszuscheiden und - mit Lida Baarova als Gattin - den Posten eines deutschen Botschafters in Tokio zu übernehmen. Weiter weg ging es nicht. Goebbels wollte also, und das sagte er seinem Führer ins Gesicht, den Weg des Herzogs von Windsor aus der Pflicht in die Liebe gehen. Hitler tobte und verkündete folgenden Spruch: Scheidung des Ehepaares Goebbels nur, wenn beide nach einem Stillhalteabkommen von einem Jahr, in dem Goebbels die Baarova nicht sprechen darf, noch genauso denken wie heute. Von einem regelrechten Vertrag, der - wie Ello Quandt behauptet - unter Mitwirkung eines namhaften Berliner Rechtsanwaltes ausgearbeitet und von den Eheleuten sowie Hitler unterschrieben worden (aber leider nicht erhalten) sei, ist nicht die Rede. Der Führer hat entschieden, die Teile halten sich daran.

Auch der angebliche Befehl zur Ausweisung der Baarova innerhalb von 24 Stunden ist nicht nachzuweisen. Sie wurde zwar zum Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf bestellt und kam dieser »Einladung« auch in Begleitung ihrer Freundin Hilde Körber nach. Aber es wurde ihr nur »empfohlen«, Berlin »aus Sicherheitsgründen« so bald wie möglich zu verlassen. Sie verlangte, vorher wenigstens telefonisch mit Goebbels zu sprechen. Helldorf holte per Blitzgespräch mit dem Berghof die Führererlaubnis dafür ein. Der erteilte sie unter der Bedingung, daß dies Gespräch in Gegenwart Görings erfolge. So kam es dann in der Wohnung Hilde Korbers zustande. Goebbels rief an. Göring, sagte er, stehe neben ihm. Er nannte sie »Liduschka«. Er redete mit seiner warmen Stimme zärtlich auf sie ein. Man müsse tapfer sein und seine Pflicht tun. Lida weinte in den Hörer hinein. Zuletzt sagte er: »Werde kein böser Mensch durch das Leid, das dir nun angetan wird, und bleib', wie du bist. Lebewohl...«

Das waren die letzten Worte, die sie in ihrem Leben von ihm hörte. Gesehen hat sie ihn noch einmal. Das war, als sie auf dem Kurfürstendamm von Berlin unvermutet seinen Mercedes erblickte. Sie setzte sich mit ihrem Klapper-Skoda hinter ihn und folgte ihm. Er bog in eine Nebenstraße und ließ halten. Sie hielt daneben. Sie sahen sich lange an. Ohne ein Wort zu sprechen. Goebbels blieb seinem Hitler gegebenen Versprechen treu. Langsam ließ er seinen Wagen davonfahren.

Seine letzte Begegnung mit Lida Baarova, zumindest in Gestalt eines Porträtfotos von ihr, hatte er in meiner Gegenwart. Sie wird in fast allen Goebbels-Biographien vermerkt. Es war in der zweiten Aprilhälfte 1945, also keine 14 Tage vor dem Ende. Abends rief mich der Minister in sein Arbeitszimmer, in dem Diener Emil den Kamin angeheizt hatte. Das knisternde Feuer sollte nicht nur die Abendkühle vertreiben. Goebbels räumte seinen Schreibtisch auf und aus. Fotos, Briefe, Dokumente holte er aus den Schubfächern hervor, zerriß sie und gab sie mir, um sie ins Feuer zu werfen. Bei manchen verweilte er, machte diese oder jene Bemerkung. Es war wie ein zurückgespulter Film seines Lebens. Dann hielt er ein großes Foto in der Hand. Er betrachtete es lange und aufmerksam. Er sah zu mir herüber, der ich auf neuen Brennstoff für den Kamin wartete. Mit einer Kopfbewegung winkte er mich zu sich. »Sehen Sie«, sagte er, »das ist eine vollendet schöne Frau.«

Es war Lida Baarova, von der man damals schon nichts mehr hörte. Er konnte sich von dem Anblick offenbar nicht trennen. Aber es mußte sein. Ritsch-ratsch. Mitten durch. Und noch einmal. Ich bekam die Schnipsel. Weg damit! Ins Feuer!

Triumph der Zähigkeit

Der Waffenstillstand im Goebbelsschen Ehekrieg war durch Hitler am 23. Oktober 1938 geschlossen worden (Heiber ist der einzige Autor, der dieses genaue Datum nennt). Das bei dieser Gelegenheit angeblich veröffentlichte Titelbild der »Berliner Illustrierten«, das Hitler mit dem Ehepaar und seinen drei ältesten Kindern (Helga, Hilde und Helmut) traut vereint gezeigt haben soll, hat es nie gegeben, wohl aber ähnliche Aufnahmen, die weniger auffällig im »Völkischen Beobachter« und anderen Tageszeitungen veröffentlicht wurden, um die Gerüchte über einen Bruch der Goebbels-Ehe zu widerlegen. Tatsächlich lebten die Eheleute getrennt. Nicht einmal das Weihnachtsfest 1938 verbrachten sie zusammen, obwohl Goebbels von seinem Recht, die Kinder zu sehen, in diesem Waffenstillstandsjahr regelmäßig Gebrauch machte.
In seinem außerehelichen Liebesieben zeigte er - auch wenn es ihn wohl Mühe kostete - relatives Wohlverhalten. Er arbeitete mehr denn je. Er mischte sich unter das Volk, besuchte Arbeiterwohnungen im Berliner Wedding, sprach mit den Volksgenossen, ermunterte sie, sagte Hilfe zu oder spendierte gar einen Volksempfänger. Dieser Kontakt mit dem einfachen Volk fiel ihm nicht ganz leicht, denn er war mit Oscar Wilde der Meinung, das soziale Problem wäre viel einfacher, wenn die Leute nicht so schlecht riechen würden. Aber er mußte sich schon um Volkstümlichkeit bemühen, nachdem ihn der Führer zumindest zeitweilig beiseite geschoben, ihn in eine Art Quarantäne gelegt hatte, während sich seine Feinde, vor allem Himmler, Rosenberg und Göring, die Hände rieben in der Annahme, er sei bereits erledigt.
Magda stürzte sich währenddessen in ihr Hanke-Abenteuer, offenbar von ihrer Schwägerin ermuntert, die dem hilfreichen »Ritter« in der Affäre zu einer gewissen Belohnung verhelfen wollte. Aber es scheint bestenfalls eine Art Trostpreis geworden zu sein, obwohl auch Mutter Behrend-Friedländer die Tochter ebenso angefeuert zu haben scheint wie Hanke, der ihr - nach Meissners Ansicht - als Schwiegersohn

nicht unwillkommen gewesen wäre. Tatsächlich soll Hanke Magda damals mindestens zwei konkrete Heiratsanträge gemacht und sich sogar an Hitler mit dem Ersuchen gewandt haben, ihm für den Fall einer Scheidung der Goebbels-Ehe die Hochzeit mit Magda zu gestatten. Doch Hitler winkte ab. Und auch Magda selbst wußte, wie wir gesehen haben, daß das kein Mann für sie war.

Speer*, der behauptet, sich mit ihr geduzt zu haben, versuchte sie abzulenken, indem er sie im März 1939 zu einer seiner in größerem Kreis gemachten Italienreisen einlud. Hanke - auch er gehörte zu Speers engerem Freundeskreis - wollte mitkommen. Als das abgelehnt wurde, bestürmte er sie wenigstens mit seinen Liebesbriefen. Lida Baarova hatte es nach ihrem fernmündlichen und dem am Kurfürstendamm nur auf Sicht vollzogenen Abschied von dem Geliebten nicht allzu eilig, Berlin zu verlassen. Ein neuer Film von ihr, »Der Spieler« nach dem Roman von Dostojewski, stand zur Uraufführung in Berlin an. Die Baarova wohnte der Premiere bei. Es war ein Erfolg. Aber in den starken Beifall mischten sich auch einzelne Pfiffe und Buh-Rufe. Lida wurde in ihrer Loge nervös, ließ sich aber doch von den Veranstaltern überreden, vor den Vorhang auf die Rampe zu treten, um mit den obligaten Blumen den Beifall des Publikums entgegenzunehmen. Aber jetzt erklangen Pfiffe und schließlich Rufe: »Ministerhure, raus!« Die junge Schauspielerin war einer Ohnmacht nahe. Während sie hinter die Bühne geführt wurde, kam es im Saal zu Tumulten. Polizei mußte einschreiten. Der Film wurde vom Programm abgesetzt und wegen befürchteter weiterer Störungen polizeilich verboten.

Wer sie organisiert hatte, war leicht zu erraten, wenn auch Hanke bei der Premiere nicht anwesend war und keiner der Pfeifer und Zwischenrufer SS-Uniform trug. Auch der nächste Baarova-Film, »Preußische Liebesgeschichte«, konnte nicht aufgeführt werden. Niemand verbot es den Produzenten und Regisseuren, weitere Filme mit Lida Baarova zu drehen. Aber keiner getraute sich, es zu tun. Da setzte sich die junge Tschechin, der das Geld auszugehen drohte, in ihren alten Skoda und fuhr in die Heimat zurück, die sie wenige Jahre zuvor verlassen hatte, um die deutsche Filmleinwand zu erobern. Wenig später, am 15. März 1939, rollten deutsche Panzer in gleicher Richtung, um das erste nichtdeutsche Gebiet als »Reichsprotektorat

* »Erinnerungen«, Berlin 1969.

Böhmen und Mähren« in Besitz zu nehmen. Das war noch nicht der Krieg, aber doch das Wetterleuchten eines bald aufziehenden Gewitters. Einmal noch kehrte die Baarova nach Berlin zurück. Das Wartejahr war noch nicht abgelaufen, als ein Produktionschef die tschechische Schauspielerin in Erinnerung an ihre früheren Erfolge und offenbar in der Annahme, daß über den Skandal bereits genügend Gras gewachsen sei, ja, daß er damit vielleicht sogar seinem Minister einen Gefallen erweisen würde, zu sich bestellte. Sie stieg im Adlon ab und begann, in Babelsberg über eine neue Hauptrolle zu verhandeln. Der SS blieb das nicht verborgen. Himmler hatte sich bereits mit einem anderen Goebbels-Intimfeind, Rosenberg, darüber unterhalten, wie man den Fall Goebbels bis zu dessen endgültigem Sturz weiterführen könne, nachdem dieser »gehaßteste Mann in Deutschland«, wie es in einer Eintragung im Rosenberg-Tagebuch (vom 6.2. 1939) wörtlich über das Gespräch mit Himmler heißt, als politisches Stehaufmännchen das Tief in Hitlers Gunst anscheinend überwunden und die von ihnen so kräftig angeheizte Affäre zwar moralisch gerupft und politisch angeschlagen, aber doch überlebt hatte. Da kam das unvermutete Wiederauftauchen der Baarova in Berlin wie gerufen. Für »Ritter« Hanke bedurfte es keiner besonderen Aufforderung, für die Dame seines Herzens erneut handfest einzugreifen. In voller Uniform und von einigen SS-Männern begleitet, fuhr er nach Babelsberg. Es war für ihn nicht schwierig, ungehindert mit seinen Leuten ins Büro des Filmgewaltigen vorzudringen, dem nach kurzem Wortwechsel eine »proletarische Abreibung« verabfolgt wurde, wie ähnliche Ausschreitungen während der Kampfzeit nach einem der kommunistischen Terminologie entlehnten Fachausdruck bezeichnet wurden. Ein Duell, zu dem der so Verprügelte den Staatssekretär forderte, wurde von Hitler angeblich verboten. Der Zweck der Hanke-Aktion war erreicht. Lida reiste eilends wieder ab.

Nach 1945 traf sie die Rache der Tschechen, die in sechs Jahren Reichsprotektorat lange genug vor den Deutschen gekuscht und für diese - fleißig und gut bezahlt und versorgt - gearbeitet hatten. Lida Babkova, wie sie nun wieder hieß, kreidete man ihre »Kollaboration« an. Sie wurde mißhandelt und eingesperrt, u. a. im berüchtigten Gefängnis von Pankrac. Sie versuchte später nach ihrer wenig glücklichen und bald geschiedenen Ehe mit einem Theateragenten einen neuen Anfang in Argentinien, filmte sogar in Italien und Spanien,

aber ohne rechten Erfolg und kehrte in den deutschen Sprachraum zurück, wo sie in Salzburg noch heute verbittert und wenig glücklich lebt, wie Kristina Söderbaum in ihren kürzlich erschienenen Erinnerungen* mitteilt.

Alle Manöver der diversen Intriganten konnten nicht verhindern, daß dem von Hitler im Goebbels-Ehekrieg herbeigeführten Waffenstillstand der Friedensschluß - sogar vorfristig - folgte. Schon im Sommer 1939 trafen sich die beiden zeitweilig getrennten Eheleute - durchaus nicht zufällig - bei den Salzburger Festspielen. Sie stellten fest, daß sie eben doch zueinander gehörten. Hitler war's zufrieden. Er gab dem Paar erneut seinen Segen.

Eine Formalität blieb noch zu erledigen: die Verabschiedung Hankes, nicht nur als »Ritter« und Tröster der hintergangenen Magda, sondern auch als Staatssekretär im Goebbels-Ministerium, als welcher er untragbar geworden war. Er hatte fraglos in der ganzen Affäre keine sehr schöne Rolle gespielt. Er wurde dafür zwar nicht förmlich bestraft, aber doch auf eine Art Bewährungseinsatz geschickt: zum Militär. Als einfachen Rekruten nahmen ihn sich die Ausbilder der Waffen-SS vor (das waren in der Regel »Zwölfender«, langgediente Unteroffiziere des Heeres). Hanke wurde nichts geschenkt. Aber er wurde dabei ein hervorragender Soldat, der sich später im Zweiten Weltkrieg vorzüglich bewährte und hoch dekoriert wurde. Goebbels verzieh ihm und setzte sich bei Hitler dafür ein, daß er den ihm bei Bewährung in Aussicht gestellten Posten eines Gauleiters in der schlesischen Hauptstadt Breslau bekam.

Dort lernte ich ihn im Juli 1944 kennen. Ich hatte Goebbels auf der Reise nach Breslau begleitet, wo seine Frau gerade einer schwierigen, aber glücklich verlaufenen Halsoperation unterzogen worden war. Nicht der attraktive Gauleiter hatte sie dorthin gelockt, sondern ein hochspezialisierter Chirurg, der einzige in Deutschland, der diese gewagte Operation durchführen konnte.

Goebbels hatte den Besuch bei seiner Frau mit einer Kundgebung in der Breslauer Jahrhunderthalle verbunden, die im Zeichen der sich den deutschen Ostgrenzen nähernden Front dieses Krieges stand. Breslau als Ort der Kundgebung war nicht schlecht gewählt. Hier hatte Friedrich Wilhelm III. im März 1813 den »Aufruf an mein Volk« unterzeichnet, das Eiserne Kreuz gestiftet, das inzwischen Millionen

* »Nichts bleibt immer so«, Bayreuth 1983.

deutscher Soldaten an ihrer Brust getragen haben und noch immer (wenn auch in leicht abgewandelter Form) tragen, und damit die Befreiungskriege und das Ende der napoleonischen Gewaltherrschaft eingeleitet. Jetzt sollte Breslau wiederum der Ausgangspunkt einer Widerstandsbewegung werden, die sich gegen die Versklavung nicht aus dem Westen, sondern diesmal aus dem bolschewistischen Osten richtete. Hanke eröffnete als Gauleiter die Veranstaltung in der mit 12000 Menschen bis auf den letzten Platz besetzten Jahrhunderthalle, während weitere Tausende in den Anlagen des Scheitniger Parkes über Lautsprecher die Veranstaltung verfolgten.

Die Kundgebung wurde eine der eindrucksvollsten, die ich je erlebte, nur zu vergleichen mit derjenigen, die im vergangenen Jahr an der entgegengesetzten Grenze des Reiches, zu Beginn des alliierten Bombenterrors, in der Dortmunder Westfalenhalle stattgefunden hatte. Wie damals lieferte Goebbels eines seiner oratorischen Glanzstücke, vollkommen frei gehalten, nur aus der Eingebung des Augenblickes geboren, von der Begeisterung seines Publikums befruchtet, von der Hingabe und Einsatzbereitschaft der hier versammelten Tausende, die der Ansturm aus dem bolschewistischen Osten als erste treffen würde. Goebbels verheimlichte seinen Zuhörern nichts von dem Ernst der Lage und rief sie zur letzten großen Kraftanstrengung im Kampf auf Tod und Leben unseres Volkes auf. Wir müßten in unserer Zähigkeit unüberwindlich werden, verlangte er, Ausdauer sei besser als Courage. Mit diesem Fontane-Zitat beschloß er seine Rede (und befriedigte mich, weil er sich wenigstens in diesem einen Punkt an meinen Redeentwurf gehalten hatte).

Danach brach ein Beifallsorkan los, wie ich ihn bis dahin noch bei keiner Goebbels-Rede erlebt hatte. Die Tausende sprangen von ihren Sitzen auf, klatschten, brüllten, trampelten minutenlang, bis die gewaltige Orgel der Jahrhunderthalle brausend mit den Liedern der Nation einsetzte. Wir waren bewegt wie jeder Teilnehmer der Kundgebung und eigentlich fest davon überzeugt, daß dieser Krieg nicht verlorengehen könne, sowenig seine Chancen auch, genau genommen, zu unseren Gunsten sprachen.

Kein halbes Jahr später begegnete ich Hanke wieder, diesmal in Berlin. Er war als Gauleiter des von dem gigantischen Sowjetaufmarsch im Baranow-Brückenkopf meistbedrohten Schlesien zu Hitler befohlen worden, um mit diesem und natürlich auch mit Goebbels die

Verteidigung seiner Provinz zu besprechen. Den Ausklang des Jahres 1944 sollte er zusammen mit der Familie Goebbels erleben. Er war zur Silvesterfeier nach Lanke eingeladen. Hanke hatte sich in der Führung des ihm an vertrauten Gaues hervorragend bewährt. Er galt als eine der jüngsten und fähigsten Führungskräfte der gesamten NS- Hierarchie. Bei Hitlers Tod wurde er im von Goebbels geführten Nachfolgekabinett zum Reichsführer SS ernannt. Seine wenig glanzvolle Rolle im Baarova-Skandal war ihm von allen Beteiligten (mit Ausnahme der Verlierer, Magdas Mutter und Schwägerin) verziehen worden. Persönlich hatte er sich als gescheiterter »Ritter« der für ihn unerreichbaren Magda mit einer reizenden französischen Freundin getröstet, die ihm alles gab, was Magda ihm versagte (und vielleicht sogar noch etwas mehr). Jetzt war er mit der Tochter eines adligen Großgrundbesitzers seines Gaues verlobt, die er noch vor Kriegsende und ihrer aller Untergang heiratete.

Dieser Abend der Jahreswende 1944/45 wurde einer der schönsten und eindrucksvollsten, die ich je im Hause Goebbels erlebte. Gewiß, die Lage war ernst, sehr ernst. Hankes Anwesenheit im FHQ war der deutliche Beweis dafür. Aber die Ardennen-Offensive, die letzte, zu der wir noch fähig waren, hatte begonnen. Die Anfangserfolge berechtigten zu den schönsten Hoffnungen.

Der allgemeine Optimismus dieses Tages wurde noch durch einen überraschenden Besuch im Hause Goebbels erhöht. Der »Panzerknacker« Oberst Hans-Ulrich Rudel (damals 28 Jahre alt) war von der ungarischen Front nach Berlin befohlen worden, um aus der Hand Hitlers die eigens für ihn geschaffene (und nur ihm allein verliehene) höchste Tapferkeitsauszeichnung des Reiches entgegenzunehmen, das goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Vor dem Verleihungsakt hatte Goebbels zum Mittagessen gebeten. Die Hausfrau entschuldigte sich mit der Plötzlichkeit der Einladung für die Primitivität der Bewirtung: Kartoffelsuppe. Für den Abend war etwas Besseres vorgesehen. Da hatte sich Hanke angesagt und versprochen, eine schlesische Gans zur Bereicherung des ministeriellen Küchenzettels mitzubringen. Gänse, so man solche bekam, waren kartenfrei und durften selbst in so streng nach den Vorschriften lebenden Haushalten wie dem Goebbelsschen ohne Gewissensbisse verzehrt werden. Ich verstand mich damals aber trotz des frugalen Mahles mit diesem schlesischen Landsmann, so sehr wir später in

Argentinien auch persönlich und politisch aneinandergerieten, ausgezeichnet.
Abends gab es dann zu einem durchaus festlichen Essen mit Kerzen, schönem Geschirr und Wein (statt Milch und Mineralwasser wie mittags mit Rudel) Hankes schlesische Gans, herrlich duftend und knusprig braun gebraten. Trotzdem wollte es mir trotz beträchtlicher Kraftanstrengung nicht gelingen, mehr als kleinste Partikel von der Keule abzusäbeln, die mir zugefallen war. Zwischen meinen Bemühungen, zu verhindern, daß dieselbe meiner Nachbarin auf den Schoß hopste, stellte ich durch scheue Blicke nach links und rechts fest, daß es den anderen Mitgliedern der Tischrunde nicht besser ging. Das Biest war offenbar ungenießbar. Trotzdem wollte keiner der Gäste die Hausfrau durch eine entsprechende Bemerkung kränken. Diese wiederum mußte Rücksicht auf den edlen Spender nehmen, der sich entweder mit seinem Gastgeschenk nicht blamieren wollte oder vielleicht die Hoffnung hegte, daß nur er ein derart zähes Stück erwischt habe. Schließlich unterbrach der Hausherr das durch ewiges Säbeln am Braten entstandene Schweigen und sagte zu seiner Frau: »Sag mal, Süßing, ist dein Stück Gänsebraten genauso zäh wie meines?« Der Bann war gebrochen. Allgemeines Aufatmen. Endlich durfte man darüber sprechen. Hanke bekannte sich als Spender schuldig. In Abwehr zahlreicher spitzer Bemerkungen meinte er scherzhaft und zugleich zutreffend, es sei ein gutes Zeichen für die allgemeine Ernährungslage im sechsten Kriegsjahr und ganz besonders für seinen schlesischen Gau, daß Gänse noch ein offenbar so ehrwürdiges Alter erreichten.
Dann neigte sich das alte Jahr, das letzte dieses Krieges, seinem Ende zu. Wir alle hatten uns, die Kelche in der Hand, erhoben. Zwölf Schläge hallten in den Raum. Sie verkündeten das Ende des alten Jahres, das uns soviel Schweres, aber mit dem siegreichen Vordringen unserer Truppen in den Ardennen doch noch einen neuen Hoffnungsschimmer gebracht hatte. Goebbels küßte seine Frau. Sie weinte. Wir anderen, auch Hanke, küßten ihr die Hand. Die letzten wenigen Monate des letzten Jahres des Dritten Reiches und damit auch ihres Lebens hatten begonnen.

Eine Wiese voll Blumen...

Noch vor Ende des letzten vollen Jahres des Dritten Reiches - und daß es voll Leid und Tod, Elend und Grauen war, wird niemand leugnen, der es erlebte - kam es zu einer bemerkenswerten Änderung im Ritual der NS-Bewegung. Zwanzig Jahre lang war der 9. November, der Tag, an dem der Marsch auf die Feldherrnhalle im Jahre 1923 im Feuer der bayerischen Landespolizei und damit der Hitler-Putsch zusammengebrochen war, mit ähnlichem politischem Brimborium zelebriert worden wie der Sturm auf das Winterpalais St. Petersburgs vom Oktober 1917 im kommunistischen Machtbereich. Das hörte 1944 im Zuge der endlich Goebbels übertragenen Maßnahmen zur Führung des Totalen Krieges auf. Er dekretierte sie in diesem Falle nicht, er regte sie nur an, und Hitler selbst war es, der beschloß, zum ersten Mal in seinem Leben am Jahrestag des 9. November 1923 nicht in München zu sein, die traditionellen Feiern an diesem Tag ausfallen und seine diesbezügliche Proklamation am darauffolgenden Sonntag, dem 12. November, durch einen anderen überlebenden Teilnehmer des historischen Marsches, den Reichsführer SS Heinrich Himmler, bei den an diesem Tag vorgesehenen Aufmärschen des soeben aufgerufenen Volkssturmes verlesen zu lassen.

Bei der letzten Zelebration des 9. November im Jahr 1943 hatte ich Goebbels nach München begleitet. Er hatte schon damals, wie er seinen Tagebüchern anvertraute, eine Fortsetzung des 9. November- Rituals und besonders Hitlers persönliche Teilnahme daran angesichts der ernsten Kriegslage in diesem Jahr nicht erwartet. Trotzdem blieb ihm diese Reise nach München nicht erspart. Sie war für ihn jedes Jahr wie der gefürchtete und doch unausweichliche Gang zum Zahnarzt.

Goebbels gehörte nicht zu den »alten Marschierern«, die sich da trafen. Er war keiner von den »bayrischen Deppen mit dem Blutorden«, wie er sie gern nannte, die dort in München angeblich eine Bewegung aus der Taufe gehoben hatten, die auch in anderen Teilen Deutschlands - unter anderen Formen und Bedingungen - bestanden

und sich durchzusetzen hatte. Auch war er der Meinung, daß der fast ein halbes Jahr zuvor von den französischen Besatzern des Ruhrgebietes auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf (am 26. Mai 1923) standrechtlich erschossene Albert Leo Schlageter ebenso wie die anderen hundert deutschen Todesopfer der Ruhrbesetzung mindestens die gleichen Ehren wie die vor der Feldherrnhalle Gefallenen verdiente. »Wieviel mehr haben zur gleichen Zeit wir Nationalsozialisten in Preußen geleistet«, sagte er mir nach meiner Tagebucheintragung vom 25.11. 1944, »wo wir nicht nur gegen eine entschlossene sozialdemokratische Regierung zu kämpfen, sondern z. B. im Rheinland uns auch noch mit der feindlichen Besatzung herumzuschlagen hatten.«

Für mich hatte dieser Besuch in München anläßlich der Novemberfeierlichkeiten von 1943 eine ganz persönlich sentimentale Bedeutung. Das Schicksal dieser süddeutschen Metropole in jenen wirren Nachkriegsjahren des Ersten Weltkrieges war durch meinen Onkel, Generalleutnant Ernst von Oven, entschieden worden, dem der erste sozialdemokratische Reichswehrminister Gustav Noske (1868-1946) als einzig legaler Repräsentant des damaligen deutschen Staates den Oberbefehl über »sämtliche beteiligten Streitkräfte« übertragen hatte. Ernst von Oven hatte die Aufgabe, die bolschewistische Rätediktatur in München zugunsten der gesamtdeutschen Demokratie, wie sie bald darauf in Weimar proklamiert werden konnte, niederzuschlagen. Mein streitbarer Onkel, der sich den Pour le mérite bei der Eroberung Verduns ehrlich verdient hatte, erfüllte den Befehl seines neuen demokratischen Vorgesetzten Gustav Noske um so lieber, als die Münchner »Räte« eine direkte Verwandte von ihm, die Gräfin Westarp, die die Stellung einer Sekretärin der Münchner »Thule- Gesellschaft« bekleidet hatte, beim Anmarsch der zentralen »Repression« als Geisel verhaftet und am 30. April 1919 zusammen mit sechs anderen Schicksalsgenossen im Hof des Münchner Luitpold-Gymnasiums gnadenlos ermordet hatten. Als mein Onkel die verantwortlichen kommunistischen Führer erwischte, ließ er sie standgerichtlich zum Tode verurteilen und an Ort und Stelle erschießen. »Eine Wiese voll Blumen«, zu der der Dichter Ernst Toller (1893-1939, 1933 emigriert und durch Selbstmord geendet) damals »die Welt werden« lassen wollte, »in der jeder seinen Teil pflücken kann«, war damit abgemäht. Daß diesem Onkel von der bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung kein Lorbeerkranz gewunden wurde, hat mich nie

gewundert. Aber auch die Chronisten des Dritten Reiches ließen ihn unbeachtet, weil er nicht - wie der ihm unterstellte General Franz Ritter von Epp - den Vorzug hatte, Parteigenosse und später gar Reichsleiter der NSDAP gewesen zu sein.

In dieser Atmosphäre hatte der damalige Agent der alten bayerischen Armee, Adolf Hitler, unter der Schirmherrschaft des Hauptmanns Röhm politisch zu wirken begonnen. Als General von Oven am 3. Mai 1919 Noske melden konnte, daß sich München nach zwei Tagen heftiger Kämpfe fest in seiner Hand befinde, wurde die alte bayerische Armee aufgelöst und ihre Angehörigen wurden mit Wirkung vom 30. April 1919 entlassen. So verlor auch der Gefreite Adolf Hitler seinen bisherigen Wehrsold und Aufgabenkreis. Er fand einen neuen bei der Nachrichten- und Pressestelle des Reichswehrgruppenkommandos IV in München, das ihn zur Beobachtung einer winzigen rechtsextremen Partei einsetzte. Die »Deutsche Arbeiterpartei« (DAP) war am 5. Januar 1919 von dem Werkzeugschlosser Anton Drexler (1884-1942) gegründet worden. Ihn hatte - wie so viele - der Erste Weltkrieg zu der Überzeugung gebracht, daß die so dringende soziale Frage nur auf festem nationalem Grund zu lösen sei. In Norddeutschland war diese Idee noch während des Krieges bereits so stark verbreitet, daß ein in Bremen bestehender »Freier Arbeitsausschuß für einen deutschen Arbeiterfrieden« sie zu seinem Leitgedanken gemacht hatte. Er hatte nach Drexlers Angaben 290000 Mitglieder, als sich dieser Anfang 1918 entschloß, für ihn die erste Ortsgruppe in München zu gründen, aus der im nächsten Jahr die DAP hervorging, ohne je viel mehr als rund 40 Mitglieder zu bekommen. Goebbels hatte also nicht so unrecht, als er bei unserem Gespräch über die Abschaffung der 9. November-Zeremonien auf die größeren Leistungen der frühen Nationalsozialisten in Preußen gegenüber denen in Bayern hinwies. Die Beobachtung Drexlers und seiner Handvoll Parteigenossen durch die Reichswehr lohnte kaum die aufgewandte Mühe, obwohl Hitler für seine Tätigkeit nicht viel mehr als kostenlose Unterkunft und Verpflegung (beide dürftig) in der Kaserne erhielt. Und so kam Hitler zur DAP, aus der er dann am 24. Februar 1920 seine eigene NSDAP machte.

Daß er die Mitgliedsnummer 7 trug, ist eine Legende, die er selbst in seinem Buch »Mein Kampf« aufbrachte. Hitler wurde der siebente im Vorstand, nicht in der Partei, und zwar als »Werbeobmann«, also

Propagandachef, welchen Posten später Goebbels bei ihm bekam. Daß dieser den »Führer-Mythos« geschaffen oder gar, wie Reimann* im englischen Untertitel seines Goebbels-Buches behauptet, Hitler »gemacht« habe, ist eine weitere Legende, die Franz-Willing** in seinem mit größter wissenschaftlicher Sorgfalt verfaßten Werk entschieden widerlegt. »Es steht einwandfrei fest«, schreibt er, »daß die Persönlichkeit Hitlers vom Tage seines Eintritts in die DAP an die entscheidende Antriebskraft geworden ist, und daß die Partei ihren Aufstieg zur Massenbewegung ihm verdankte.« Den »Führer« und das »Heil Hitler« gab es in der NSDAP schon lange, ehe Goebbels zu ihr stieß. Und Franz-Willing läßt auch keinen Zweifel daran, daß Nationalsozialismus und völkische Bewegung schon vor Hitler da waren, und zwar nicht nur in Bayern, sondern auch und gerade nördlich der »Weißwurstgrenze«.

Darum war Goebbels so froh, daß er, auf die harten Erfordernisse des totalen Krieges gestützt, 1944 einen Schlußstrich unter den Feldherrnhallen-Mythos ziehen konnte. Er wies auf die Peinlichkeit hin, wenn mehr als zwanzig Jahre nach den Ereignissen die Angehörigen der 16 an der Feldherrnhalle Gefallenen immer noch in tiefes Schwarz gehüllt zu den Feierlichkeiten erscheinen und sich eine mühsame Träne abpressen mußten, wenn ihnen ein jedes Jahr voluminöserer Reichsmarschall im Auftrag des Führers tiefbewegt die Hand drückte, um ihnen ein Mitgefühl auszusprechen, das er wahrlich längst nicht mehr empfinden konnte. »Sehen Sie sich doch einmal diese Marschierer vom 9. November an«, fuhr er fort, »wenn sie mit ihren dicken Bäuchen in Uniformen von damals, die natürlich inzwischen längst erneuert und vor allem erweitert wurden, den historischen Marsch wiederholen.«

Unter allen bayrischen Uraltparteigenossen war ihm Christian Weber (1896-1945) der verhaßteste. 1943 in München machte er mich bei den Feierlichkeiten eigens auf ihn aufmerksam. »Kennen Sie den da?« tuschelte er mir unauffällig zu und gab, als ich verneint hatte, folgendes Curriculum vitae von ihm in Kürze: geboren in München, von Beruf Pferdeknecht und Hausdiener, Parteigenosse von 1920, Lieblingsbeschäftigung: Raufen, stets mit Messer und Pistole bewaffnet, Träger des Goldenen Ehrenzeichens und des Blutordens, Präsi-

* op. cit.
** op. cit.

dent des deutschen Pferderennsportverbandes und Ratsherr der Stadt München, einziger Pg., der Hitler heute noch duzen darf. »Wenn Sie dem«, so beschloß er seine treffende Charakterisierung, »eine Zitronenscheibe ins Maul stopfen, paßt sein Kopf ins Schaufenster jedes Schlachterladens. «

Man stelle sich einmal vor, er wäre in die Regierung aufgenommen worden, die am Vorabend des 9. November 1923 in München als »Provisorische Deutsche Nationalregierung« ausgerufen worden war. Man könne, sagte Goebbels, »dem Schicksal nur dankbar sein, daß es die damalige Machtergreifung verhinderte«. Auch diese »Münchner Wiese voll Blumen«, die nicht von Toller und seinen Literaten in Schwabings Cafés bestellt worden war, sondern von Weber und anderen urigen Raufbolden in Münchens Bräustuben, hatte Goebbels nun abgemäht. Auch dies zu spät...

Ziel in Sicht

Als Hitler, der am 1. April 1924 vom Bayerischen Volksgericht wegen Hochverrates zu fünf Jahren Festung (und 200 Goldmark Geldbuße) verurteilt worden war, schon am 20. Dezember des gleichen Jahres »auf Bewährung« in Freiheit gesetzt wurde, erwarteten ihn an diesem Sonnabend in seiner Wohnung in der Münchener Thierschstraße41 sein treuer Begleiter Ulrich Graf, der vor der Feldherrnhalle die für Hitler bestimmten Kugeln mit seinem Leib abgefangen hatte, dabei schwerverwundet, aber inzwischen von den Ärzten notdürftig wieder zusammengeflickt worden war, sein ebenso treuer, schwanzwedelnd ergriffener Vierbeiner »Wolf«, den das Parteiblatt »Der Nationalsozialist« in seiner Ausgabe Nr. 10/11 vom 25.12. 1924 ausdrücklich erwähnt, und der unvermeidliche Hausknecht Christian Weber. Mit keinem von ihnen hatte Goebbels damals - im Gegensatz zur Darstellung in der offiziellen Parteigeschichte - auch nur das geringste zu tun.

Immerhin war Hitler damals durch den spektakulären Prozeß und seine blendende Verteidigung, die eigentlich das Gegenteil davon, nämlich eine erschütternde Anklage des in Deutschland herrschenden Regimes darstellte, zu einem Politikum allererster Ordnung geworden, das selbst die Intellektuellen des liberalen Establishments nicht übersehen konnten. Ihr Leib- und Magenblatt, die bei Ullstein erscheinende »Vossische Zeitung«, veröffentlichte bei Prozeßbeginn einen Leitartikel*, in dem es u. a. hieß: »Hitler ist ein proletarisches Ingenium ... Er ist Autodidakt... Sein Wortschatz ist gering... In diesem Kopf ist alles plan und eben. Nur ein Gebirge, man möchte sagen, nur einen Kahlenberg scheint es zu geben, ein fester und gewisser Glaube an seine Mission...«

Treffender ist das politische Phänomen der zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts wohl selten charakterisiert worden. Auch der Schriftsteller, Germanist und Dr. phil. Joseph Goebbels, der in

* »Das neue Mekka« von Carl Misch, Nr. 98/27.2. 1924.

einer subalternen kaufmännischen Stellung - er erwähnte mir gegenüber stets nur die Rheydter Baumwollhandelsgesellschaft als damaligen Arbeitgeber, während die offizielle Zeitgeschichtsschreibung die Kölner Filiale der Deutschen Bank nennt - den Anschluß an das von Schacht bewirkte erste »deutsche Wirtschaftswunder« nach der schrecklichen Inflation zu finden versuchte, blieb von diesem Hitler nicht unbeeindruckt, der so vieles ganz einfach und unverblümt, mit »proletarischem Ingenium« und in bayerisch-österreichischer Mundart aussprach, was man auch in Nord-, West- und Ostdeutschland als Schicksalsfragen der Nation empfand. Und Goebbels-Freund Fritz Prang, mit dem er fast täglich zusammentraf und dessen Freundin Alma die beste Freundin seiner eigenen Freundin Else Janke war, kannte diesen Hitler zwar nicht persönlich, war aber nördlich des Mains bereits Mitglied seiner Partei geworden. Da mußte man einhaken. Er bemühte sich darum. Mit Erfolg.

Fritz Prang nahm seinen Freund zu einem sogenannten »Parteitag« mit, der im Sommer 1924 in Weimar stattfand. Das war ein sehr bescheidenes Unternehmen, an dem Leni Riefenstahl wenig Freude gehabt hätte. Nichts von glanzvollen Aufmärschen und mitreißenden Reden, wie sie in ihren späteren blendenden Parteitagfilmen zu sehen und zu hören waren. Die nach dem gescheiterten Putsch in alle Winde verstreuten ratlosen und sich gegenseitig bekämpfenden ehemaligen Funktionäre der verbotenen Partei sollten ermutigt und zusammengehalten werden. Gregor Straßer konnte als »Treuhänder« des in Landsberg einsitzenden Parteichefs etwa achtzig ziemlich trostlose Gestalten begrüßen. Auch Esser und Rosenberg waren aus München, Streicher - damals noch erklärter Nationalbolschewist - aus Nürnberg gekommen. Ludendorff führte das große Wort. Es kam praktisch nichts dabei heraus, so daß eine neue Tagung am gleichen Ort nur wenige Wochen später anberaumt wurde. Einer der norddeutschen Teilnehmer stellte resigniert fest: »In Weimar, dem Geburtsort der Novemberrepublik, ging die alte NSDAP« unter.*

Er wußte nicht, daß gleichzeitig an diesem Ort, wo vom 6. Februar bis zum 11. November 1919 die verfassunggebende Nationalversammlung der ersten deutschen Republik getagt hatte, derjenige Mann, der mit seiner Propaganda ganz wesentlich zu deren Zerschlagung beitragen sollte, seinen ersten Kontakt mit dem Nationalsozialismus auf-

* Georg Franz-Willing, op. cit.

nahm. Als Goebbels aus Weimar zurückkehrte, brauchte er keine Stellung mehr zu suchen. Unter seinen neuen Bekannten befand sich auch ein Handelsvertreter aus Elberfeld, der in seinen Mußestunden - wie Goebbels - Dramen und Gedichte schrieb und seit einigen Monaten das »Rheinisch-Westfälische Kampfblatt für ein völkischsoziales Großdeutschland« und die Wochenschrift »Völkische Freiheit« herausgab. Dieser Friedrich Wiegershaus brauchte einen Sekretär und Schriftleiter. Goebbels kam ihm wie gerufen. Er soll ihm ein Monatsgehalt von 100 Mark bezahlt haben. Das war damals gar nicht so wenig (ich mußte noch zehn Jahre später mit der gleichen Summe auskommen).

Wiegershaus schwamm auf der Erfolgswelle der »Völkischen« nach Hitlers Scheitern an der Feldherrnhalle. Albrecht von Graefe-Goldebee, ein Renegat der erzkonservativen »Deutschnationalen Volkspartei« Alfred Hugenbergs (1865-1951), hatte mit seiner »Deutschvölkischen Freiheitspartei« (DVFP) die durch Verhaftung Hitlers und Verbot seiner Partei gebotene Chance zu nutzen gewußt und für die Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924 ein Wahlbündnis mit den illegalen Hitler-Nachfolgern zustandegebracht. Es trat, von Graefe und Ludendorff geführt, als »Nationalsozialistische Freiheitsbewegung Großdeutschlands« mit Listen auf, in die auch Nationalsozialisten aufgenommen worden waren. Sie hatten, vom Hitler-Prozeß beflügelt, einen überraschenden Erfolg. Mit 6,5 % der Stimmen und 32 von 472 Abgeordneten zogen die Deutsch-Völkischen in den Reichstag ein. Unter ihnen befanden sich elf Nationalsozialisten, u. a. Feder, Frick und Röhm.

Graefes Völkische gelangten mit ihren 32 Reichstagsabgeordneten zu Bedeutung, Einfluß und Geld. Ludendorff und auch Straßer hielten es für angebracht, die Verbindung mit ihnen zu pflegen und aus einem vorübergehenden Wahl- zu einem dauernden Parteien-Bündnis auszubauen. Es entstand die sogenannte »Reichsführerschaft« Ludendorff-Graefe-Straßer. Ihr erbitterter Gegner in Norddeutschland wurde das »Norddeutsche Direktorium« unter einem gewissen Dr. Adalbert Völck, einem Baltendeutschen, der die Hitlertreuen Nationalsozialisten außerhalb Bayerns repräsentierte und den Parlamentarismus als Prinzip auch innerhalb der Partei schärfstens ablehnte. Auch Ludolf Haase, der an der Spitze des ersten Gaues der NSDAP außerhalb Bayerns, Süd-Hannover-Braunschweig, stand, war ein energischer Gegner jeder Parlamentarisierung der Bewegung. Am

26. März 1924 protestierte er in einem Brief an Ludendorff dagegen, sie »in den überengen Rahmen einer Parlamentspartei zu zwängen, wo sie, von allen Lastern des jüdischen Systems angefressen, notwendigerweise zugrundegehen muß«.
Ludendorff und v. Graefe fühlten sich in diesem System und seinen bequemen Parlamentssesseln so unbehaglich nicht. Sie waren nicht bereit, auf die Vorzüge einer eigenen Fraktion im Reichstag, auf die Diäten und Reichsbahnfreifahrtscheine ihrer 32 Abgeordneten und sonstige Annehmlichkeiten zu verzichten. Sie entzogen Volck und Haase ihre Anerkennung. Volck revanchierte sich, indem er in einem Brief »den blöden Parteivölkischen« vorwarf: »Wer die nordische Psyche nicht versteht, wird sie nicht in Bewegung setzen.«
Diese norddeutsche Gruppe, die wichtige Impulse von jungen Akademikern wie Joachim Haupt und Reinhard Sunkel erhielt, war es, der sich Prang schon vor dem Verbot angeschlossen hatte, und von der sich auch später Goebbels angezogen fühlte.
Inzwischen aber wurde das »Norddeutsche Direktorium« von der politischen Entwicklung genauso zerrieben wie die »Reichsführerschaft«. Hitler hatte schon im Juni des Jahres 1924 klar erkannt, daß er von der Festung Landsberg aus seine Bewegung nicht führen könne. Er war voll damit beschäftigt, sein Buch zu schreiben, das damals noch den Titel »Viereinhalb Jahre Kampf gegen Lüge, Dummheit und Feigheit« bekommen sollte, wie er den »Nordlichtern« Haase, Sunkel und Haupt bei ihrem Besuch vom *26.127*. Mai 1924 in Landsberg verraten hatte. Er mußte sich beeilen, hatte er doch die stille Hoffnung, schon im Oktober entlassen zu werden. Er teilte daher, der Nord-Süd-Querelen seiner Anhänger müde, Haase mit Schreiben vom 16. Juni 1924 seinen Entschluß mit, sich »aus der ganzen öffentlichen Politik zurückzuziehen, bis mir die wiedergegebene Freiheit auch die Möglichkeit eines tatsächlichen Führens bietet«. Das war vernünftig und realistisch gedacht. Er entzog daher jedermann das Recht, »in meinem Namen zu handeln, sich auf mich zu berufen oder in meinem Namen Erklärungen abzugeben«.
Damit waren die beiden rivalisierenden Gruppen praktisch zum Tode verurteilt. Dem »Direktorium« ging sehr bald das Geld aus. Und der »Reichsführerschaft« brachen die schon im Dezember des gleichen Jahres 1924 stattfindenden nächsten Reichstagswahlen das Genick. Die Nationalsozialistische Freiheitspartei verlor 21 ihrer 32 Mandate und damit die Berechtigung einer eigenen Fraktion. Auch gleichzeitig

stattfindende Landtagswahlen brachten den Völkischen schwerste Einbußen. Ihr Gastspiel in der jungen parlamentarischen Demokratie des Weimarer Staates war kurz und enttäuschend. Erst 1928 zogen als ihre Nachfolger die ersten zwölf Abgeordneten der NSDAP in den Reichstag ein. Zwei Jahre später, am 14. September 1930, waren es 107, nur 36 weniger als die stärkste Fraktion (SPD: 143). Die Mitgliederzahl der NSDAP war inzwischen von 27000 im Jahr der Neugründung (1925) auf 176000 (1929) und nach dem Wahlerfolg von 1930 auf 806000 (1931) gestiegen. Als nach der Machtübernahme der Andrang mit 3,9 Millionen Mitgliedern kaum mehr zu bewältigen war, wurde die erste vorläufige Aufnahmesperre verhängt.

Goebbels gehört mit seiner Parteimitgliedsnummer 8762 - auch wenn diese nicht seinem wirklichen Beitrittsdatum entspricht - eindeutig noch in die Zeit vor der Neugründung, die am 27. Februar 1925 mit einer »Großen öffentlichen Massenversammlung« im »Bürgerbräu- Keller« in Münchens Rosenheimer Straße durch den »Pg. Adolf Hitler«, wie es auf den Plakaten an den Litfaßsäulen der bayerischen Hauptstadt hieß, vorgenommen wurde. Er hatte in den Reihen dieser Partei ganz ohne jeden Zweifel an jenem Kampf teilgenommen, den Reichspräsident Friedrich Ebert (SPD) und die Reichsregierung unter Reichskanzler Stresemann (DVP) in ihrem Aufruf »An das deutsche Volk« vom 26. September 1923 zum Abbruch des passiven Widerstandes im besetzten Ruhrgebiet ausdrücklich als »heroisch« bezeichnet hatten. Natürlich war sein Einsatz dabei nicht nur durch seine Körperbehinderung, sondern auch durch seinen ganz frischen Kontakt mit der nationalsozialistischen Bewegung Norddeutschlands begrenzt. Ebenso gewiß waren die Angaben darüber in den offiziellen Darstellungen des Dritten Reiches übertrieben. Goebbels hat sicher nie ein Sprengstoffattentat durchgeführt, nie auf einen der Besatzer geschossen oder ihm auch nur ins Gesicht gespuckt, weswegen, wie es in dem Aufruf hieß, »mehr als hundert Volksgenossen haben ihr Leben hingeben müssen«. Aber er hat damals an Rhein und Ruhr den Widerstand organisiert und geschürt, so daß die Bevölkerung sich weigerte, »unter fremden Bajonetten zu arbeiten«.

Das waren die ersten Erfahrungen, die preußische Nationalsozialisten im Kampf um »der Nation Ehre und Leben« machten, wie es in dem Ebert-Stresemann-Aufruf vom 26. September 1923 hieß. Es waren ganz andere als die der »Münchener alten Garde«, der er nie zugehören durfte, und der er daher stets mit Mißtrauen, Verachtung,

ja Haß gegenüberstand. Das war nicht die Mißgunst des Zukurzgekommenen, wie die meisten Goebbels-Biographen annehmen, das war die durch zeitlich und örtlich verschiedene Herkunft durchaus erklärliche Einstellung eines überzeugten Hitler-Anhängers.

Daß er das war, kostete ihn seine erste feste Anstellung im sich bildenden nationalsozialistischen Apparat. Im September 1924 hatte er die Schriftleitung der von Wiegershaus herausgegebenen »Völkischen Freiheit« übernommen. Schon in der Nr. 27 vom 13. September 1924 erschien unter der Spitzmarke »Dr. G.« sein erster Artikel »National und sozial«. In der Ausgabe Nr. 30 (vom 4. Oktober 1924) figurierte er bereits mit vollem Namen im Impressum. Er machte das »Blättchen«, wie Heiber die Wiegershaus-Zeitschrift mit Recht nennt, »immerhin lesbar«.

Aber Goebbels hatte bei dem »völkischen« Wiegershaus auch nicht viel mehr Glück als bei dem »liberalen« Wolff vom »Berliner Tageblatt«. Nach der für die »Völkischen« unglücklichen Reichstagswahl vom 7. Dezember 1924 schrieb er unter dem Titel »Sammeln!« einen Leitartikel, in dem er offen bekannte: »Gestehen wir, wir haben diese Schlacht verloren, und der Gegner hat auf der ganzen Linie gesiegt.« Arbeitgeber Wiegershaus hatte kein Verständnis für so viel Offenheit. Der pessimistische Leitartikel seines Alleinschriftleiters erschien genau an dem Tag, da Adolf Hitler aus Landsberg entlassen und in seiner Münchener Wohnung von Graf, Hund und Weber in Empfang genommen wurde. Und in der nächsten Ausgabe der »Völkischen Freiheit« vom 1. Januar 1925 hieß es aus der gleichen Goebbels- Feder: »Wir grüßen Dich, Adolf Hitler, Führer und Held ... Rufer im Streit, Trommler zur Wiedergeburt deutschen Glaubens... Deutschlands Jugend hat ihren Führer wieder.«

Das war nicht im Sinn der »Reichsführerschaft«, aus deren Taschen das Salär des Alleinschriftleiters Goebbels floß. Am 17. Januar 1925 erschien die letzte Ausgabe der »Völkischen Freiheit«. Wiegershaus kündigte Goebbels fristlos. Der nahm es hin. Er hatte in diesen wenigen Monaten einer intensiven journalistischen Betätigung seine Gaben voll einsetzen können. Er war jetzt etwas, nicht materiell, nicht sozial, nicht einmal politisch, aber in einem kleinen, zukunftsträchtigen Kreis von Revolutionären. Und er, der sein Leben lang die Aversion gegen München und seine Garde der alten Marschierer bewahren würde, hatte ein Ziel ins Auge gefaßt. Es war München. Und der Mann, den er gewinnen wollte, hieß Adolf Hitler.

Aufstieg zum Obersalzberg

Der Weg des politischen Aufsteigers Joseph Goebbels zu seinem Ziel, Adolf Hitler, war nicht der kürzeste und nicht der einfachste. Er mußte sich wahrlich hocharbeiten. Er war das, was man heute im bundesdeutschen Partei]argon einen Kanalarbeiter nennt, ein Funktionär, der die schwere, unerquickliche und meist auch schmutzige Arbeit des politischen Alltags zu verrichten hat. Allein im ersten Jahr seiner hauptamtlichen Tätigkeit für die Partei, vom 1. Oktober 1924 bis zum 1. Oktober 1925 mußte er, wie seinem Tagebuch zu entnehmen ist, 189mal sprechen. Öfter als jeden zweiten Tag eine Rede. »Dabei kann man«, wie er wörtlich schrieb, »draufgehen«.

Seine Tagebücher aus dieser Zeit (3. August 1925 bis 16. Oktober 1926) sind die wichtigste Quelle über sein persönliches Schicksal und sein politisches Suchen in dieser ersten Kampfzeit der neugegründeten NSDAP. Die wenig mehr als 200 Seiten im Quartformat, mit seiner etwas nach links geneigten Handschrift eng beschrieben, wurden nach dem Fall Berlins unter dem Schutt des ehemaligen Reichspropagandaministeriums gefunden und gelangten auf Umwegen und nur leicht beschädigt in den Besitz des ehemaligen US-Präsidenten Herbert Hoover (1874-1964). Dieser letzte Vorgänger Roosevelts an der Spitze der nordamerikanischen Großmacht (1929-1933) wäre beinahe zum Onkel von Magda Ritschel geworden, wenn sie sich nach ihrer Scheidung von Quandt dazu hätte entschließen können, Mrs. Hoover zu werden, nachdem ihr der Neffe des Präsidenten, den sie auf ihrer USA-Reise mit Quandt kennengelernt hatte, auf der Terrasse des Golfklubs Wannsee eine stürmische, aber erfolglose Liebeserklärung, verbunden mit ebensolchem Heiratsantrag gemacht hatte. Dieser Beinahe-Onkel der späteren Goebbels-Gattin also erwarb die frühen Tagebücher ihres Mannes und stellte sie über die »Hoover Institution on War, Revolution and Peace« der Stanford Universität in Kalifornien zur Verfügung, in deren Bibliothek sie sich heute noch befinden. Das Münchener Institut für Zeitgeschichte besitzt Fotokopien davon. Auszüge veröffentlichte erstmalig schon

1950 Curt Riess*. Später wurden sie von Helmut Heiber in Deutschland veröffentlicht und kommentiert**.
Goebbels schrieb in diesen Tagebüchern nicht für die Nachwelt, und dies erklärt manchen sentimentalen Ausbruch und manchen eingeflossenen Schwulst, er schrieb, was ihm im Augenblick gerade in den Sinn kam. Sie wurden nur für ihn zum eigenen Gebrauch geschrieben. Es sollte das Rohmaterial für die schriftstellerische Arbeit seines Alters werden. Wie oft sprach er in unseren Unterhaltungen davon, daß er seine Tagebücher eines Tages für die Zeitgeschichtsschreibung auswerten wolle. Daß er die Fähigkeiten hatte, aus seinen Tagebüchern ein Geschichtswerk zu machen, hat er - wie Reimann treffend bemerkt - mit seinem Werk »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei« bewiesen. Da ist der ganze gefühlsmäßige Schwulst, da sind alle nur aus der Erregung des Augenblicks verständlichen Übertreibungen und groben Worte weggelassen, da bleibt nur das übrig, was relevant ist.
Unter diesem Gesichtspunkt ist es nicht verwunderlich, daß der erste und einzige Duz-Freund, den Goebbels in der NS-Hierarchie fand, der spätere Hamburger Gauleiter Karl Kaufmann, in seinen Tagebüchern sehr verschieden beurteilt wird. Fraglos ist er der erste Parteifunktionär von Einfluß, der Goebbels nicht nur förderte, sondern seinen steilen Aufstieg überhaupt erst ermöglichte. Kaufmann hatte, obwohl drei Jahre jünger als Goebbels, einem jener Freikorps angehört, die nach dem Zusammenbruch von 1918 in der nationalen Bewegung Deutschlands eine so bedeutsame Rolle spielten. Als Mitglied der Brigade Erhardt hatte er danach in der Jugendgruppe des Alldeutschen Schutz- und Trutz-Bundes eine führende Rolle gespielt, die wegen der intellektuellen Vorbereitung der Ermordung Rathenaus (1920) von der Weimarer Republik verboten wurde. Bald nach der Neugründung der NSDAP in München wurde auch der Gau Rheinland-Nord der gleichen Partei wiederbelebt. Die Mitgliederversammlung wählte einen zehnköpfigen Vorstand, dem außer Kaufmann auch Erich Koch (späterer Gauleiter von Ostpreußen und Reichskommissar für die Ukraine, kürzlich 1986 in einem sowjetpolnischen Gefängnis verstorben), Viktor Lutze (Röhms Nachfolger als Stabschef der SA, 1944 bei einer Hamsterfahrt mit seinem Dienstwa-

* op. dt.
** Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, München 1960.

gen zusammen mit einem seiner Söhne tödlich verunglückt) und Joseph Goebbels angehörten. Unter dem nominellen Gauleiter, der schon bald durch Kaufmann ersetzt wurde, durfte Goebbels als Gaugeschäftsführer praktisch die gesamte Verwaltungsarbeit leisten. Als Gregor Straßer von Hitler mit der Reorganisation der Partei außerhalb Bayerns beauftragt worden war, entstand in der norddeutschen NSDAP eine Art Führungs-Triumvirat Straßer-Kaufmann- Goebbels, das schon bald offiziellen Charakter erhielt.

Mit Kaufmann arbeitete er schon seit März 1925 in der Gauleitung- Nord so eng und gut zusammen, daß die beiden zum freundschaftlichen Du übergingen. Und als Goebbels seinen ersten Geburtstag in Elberfeld feierte (er wurde am 29. Oktober 1925 28 Jahre alt), bekam er von dem jüngeren Freund (der am 10. Oktober sein 25. Lebensjahr vollendet hatte) einen so reizenden Glückwunsch, daß er in seinem Tagebuch vermerkte: »Welch lieber, guter Freund. Ich habe mich sehr darüber gefreut.« Und er schloß die Eintragung dieses Tages mit einer Art Gedicht in freien Rhythmen, in dem er Braut und Freund in einem Atemzuge nannte:

»Else meine schöne Geliebte!
Kaufmann mein treuer Kamerad!
Wer nennt mich noch arm!?«

Es machte ihm offenbar nichts aus, daß er materiell noch immer arm wie eine Kirchenmaus war. Zwar verdiente er jetzt schon das Doppelte der kümmerlichen 100 Mark monatlich, die er bei den Völkischen bekommen hatte. Aber auch damit war kein Staat zu machen und schon gar nicht daran zu denken, seine Schulden (nicht bloß beim Albertus-Magnus-Verein) abzutragen. Am 14. August 1925 lesen wir in seinem Tagebuch: »Geld, Geld, Geld! Ich bin wieder schwer im Druck. Es ist zum Kotzen!«

Ein andermal heißt es: »Ich weiß nicht mehr aus noch ein... Geldsorgen. Wie komme ich da heraus... Mutter hilf mir, ich kann nicht mehr!«

Sie muß es wohl getan haben. Denn bald verbrachte er ein Wochenende im nahen Elternhaus in Rheydt: »Viel Freude, aber auch Ärger und Verdruß.«

Die eine kam natürlich von der Mutter, für die Letzteren dürfte der immer noch strenge Herr Papa verantwortlich gewesen sein, der nicht nur die politische Betätigung des Sohnes mißbilligte, sondern sich

auch vor allem mit seiner Einstellung zur Kirche nicht abfinden konnte. »Vater bleibt sich immer gleich«, trug Goebbels in sein Tagebuch ein, »ein guter, wohlwollender Bürger...«

Fast jeden Tag beschwerte er sich in diesen Blättern über zu wenig Geld und zu viel Arbeit: »... ich bin völlig erschöpft... Weiß nicht ein und aus vor Arbeit... Ich muß alles allein machen... Ich wiege kaum noch 100 Pfund... Man mißbraucht meine Arbeitskraft.« Und in der erwähnten Eintragung zu seinem Geburtstag, die so optimistisch ausklang, fehlte auch die pessimistische Note nicht, als er einleitend schrieb: »Ich werde alt, ich merke das heute mit Schaudern. Das Haar fällt mir aus. Auf dem Wege zur Glatze...«

Nun, das war fraglos übertrieben. Noch beinahe zwanzig Jahre später hatte er zwar kräftig graumeliertes, aber so volles Haar, daß ihn viele Gleichaltrige wohl darum beneiden durften.

Übertrieben waren sicherlich auch seine sehr oft wechselnden Beurteilungen Kaufmanns. Hatte er noch am 17. August 1925 - damals duzten sie sich noch nicht - seiner sehr positiven Einstellung diesem gegenüber die Bemerkung hinzugefügt: »Ich möchte sein Freund sein«, so beschwerte er sich schon am 28. Dezember des gleichen Jahres darüber, daß Kaufmann ihn die Arbeit machen lasse und sich darauf beschränke, »zu führen«. Und am 1. Februar 1926 hieß es sogar: »Kaufmann behandelt mich nicht, wie man einen Freund behandelt.« Er habe an diesem Nachmittag eine »wehtuende Unterhaltung« mit ihm gehabt. Und schließlich bekannte er am 13. April 1926: »Etwas ist zwischen uns gekommen«, und am 19. Juni darauf: »Es ist zu einer Art Bruch zwischen mir und Kaufmann gekommen.« Die beiden gingen von nun an getrennte Wege. Sie bekamen jeder ihren eigenen, wichtigen Gau, Goebbels Ende 1926 Berlin und Kaufmann 1929 denjenigen der zweitwichtigsten deutschen Stadt, Hamburg.

Als Leiter derselben trafen sie sich wieder. Ich war dabei. Es war im August 1943. Goebbels hatte in seiner engeren Heimat, dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die Initiative zur politischen Behandlung eines Themas ergriffen, das in der Planung Hitlers offenbar nicht vorgesehen war: der Vernichtung der deutschen Wehr- und Widerstandskraft durch den uneingeschränkten Luftterror der westlichen Alliierten. Während die unmittelbar Verantwortlichen, Hitler und Göring, diesem Phänomen hilf- und ratlos gegenüberstanden und sich dazu weder vernehmen noch gar in den Schadensgebieten sehen

ließen, trat Goebbels der Herausforderung direkt und sofort entgegen. Nicht als Gauleiter - das Ruhrgebiet und Hamburg gingen ihn nichts an auch nicht als Propagandaminister, sondern in seiner (von anderen) stets für nebensächlich gehaltenen Funktion als Vorsitzender eines nicht viel mehr als auf dem Papier bestehenden »Luftkriegsschädenausschusses«. Das war eine jener weit über hundert Reichsbehörden, die von Hitler nach und nach nur zu dem Zweck geschaffen wurden, seine Satrapen gegeneinander auszuspielen und in Botmäßigkeit ihm gegenüber zu halten.

Goebbels wußte aus dieser seiner Position etwas zu machen, weil die eigentlich Verantwortlichen in ihrer Handlungsfähigkeit durch die Wucht der Ereignisse einfach gelähmt waren.

Als wir mit unserer Ju52 nach etwa einstündigem Flug an diesem Spätsommertag des Jahres 1943 über den Stadtkern und das Hafengebiet Hamburgs gelangten, wurde uns allen klar, daß mit diesen drei verheerenden Angriffen der Royal Airforce, die in der Bevölkerung lähmendes Entsetzen hervorgerufen hatten, der Zweite Weltkrieg in eine neue Phase getreten war. Es bedurfte nicht eines Bruchteils des in Hamburg angerichteten Grauens, um Italiens König zur Kapitulation zu bewegen. Die totale Vernichtung aus der Luft, wie sie in Hamburg Wirklichkeit geworden war, konnte Männer wie Goebbels und Kaufmann, die schon zwanzig Jahre zuvor der militärischen Besatzung der Sieger des Ersten Weltkrieges erfolgreich Widerstand geleistet hatten, nur zu noch erbitterterem Aushalten anreizen. »Gauleiter Kaufmann empfängt uns«, heißt es in meiner Tagebucheintragung vom 10. August 1943. »Er macht auf mich einen sehr sympathischen Eindruck: klein, drahtig, mit frischem, energischem Gesicht, von angenehmen, beinahe weltmännischen Umgangsformen ... Die Besprechung zwischen ihm und dem Minister ist besonders herzlich und vertraulich. Der Hamburger Gauleiter hat nichts zu verheimlichen oder zu beschönigen... Jetzt muß der Apparat zu arbeiten beginnen, an dessen Spitze der Minister steht. Brände müssen abgelöscht, Verschüttete geborgen, Verwundete versehen werden, Obdachlose untergebracht, Zehntausende verpflegt, versperrte Straßen geräumt, Verkehrsmittel in Betrieb gesetzt, die Versorgung gesichert werden.«

Es war die letzte Phase der Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Gauleitern der Partei, die sich als Zwanzigjährige im völlig aussichtslos erscheinenden Kampf ihrer politischen Splittergruppe befreundet

hatten. Das gemeinsame Erlebnis der Luftschlacht um Hamburg mag dafür maßgebend gewesen sein, daß Kaufmann sich bei Kriegsende von Speer dazu überreden ließ, Hamburg den vorrückenden Engländern kampflos zu übergeben, womit er sich den Dank und die bleibende Erinnerung vieler seiner Hamburger Mitbürger erworben hat. Daß Kaufmann sich zum Mitverschworenen eines von Speer, dem absolut freiwilligen Gefolgsmann Hitlers und einem der herausragenden Nutznießer des Regimes, im letzten Augenblick angeblich betriebenen Widerstandes machen ließ, ist eine aus einseitigem Interesse verbreitete Legende. Nach Reimann* habe Kaufmann in den letzten Tagen sogar geplant, Goebbels zu ermorden. Er bezieht sich dabei auf Speers Memoiren**, wo dieser (auf Seite470) schreibt, »Gauleiter Kaufmann dränge darauf, >den Mephisto des Führers< persönlich zu erledigen«. »Mephisto des Führers« - wer soll das schon anders sein als Goebbels! Für Reimann gibt's da gar keinen Zweifel. Auch wenn Speer zwei Zeilen zuvor ausdrücklich von einem »Handstreich gegen Bormann« spricht.

Die zumindest zeitweilige Entfremdung zwischen Goebbels und Kaufmann (die wahrlich nie zu irgendeiner Mordabsicht geführt hat) begann Anfang 1926 mit dem damals das gesamte innenpolitische Panorama der Weimarer Republik überschattenden Problem der sogenannten Fürstenabfindung. Die Hohenzollern und alle einstmals in Deutschland regierenden Fürstenhäuser waren zunächst durch die Novemberrevolution von 1918 entschädigungslos enteignet worden. Aber diese einseitige Gewaltmaßnahme entbehrte jeder Rechtsgrundlage und schädigte damit das internationale Ansehen der ins Konzert der demokratischen Mächte der Welt zurückgekehrten deutschen Republik. In diesem Jahr 1926 sollte daher ein Volksbegehren, wie es die Weimarer Verfassung vorsah, darüber befinden, ob die deutschen Fürsten ihren ehemaligen Besitz global zugunsten des Volksganzen verlören oder einen Anspruch auf angemessene Entschädigung hätten. Er ging schließlich zugunsten der Fürsten aus, d. h. die Mehrheit erklärte sich für eine angemessene Entschädigung. Goebbels stand zumindest anfangs - mit Kaufmann und den Straßers - am äußersten linken Flügel der NSDAP, der damals an der Seite der marxistischen Parteien für eine Enteignung der Fürsten eintrat. In der Münchner Zentrale war man von vornherein gegenteiliger An

* op. cit.
** »Erinnerungen«, Berlin 1969.

sicht. Hitler und seine engsten Mitarbeiter nahmen den zweiten Teil des ihre nationalsozialistische Partei kennzeichnenden Eigenschaftswortes nicht so ernst wie den ersten. Man war vor allem national und erst in zweiter Linie sozialistisch. Im Norden war es umgekehrt. Gregors Bruder Otto Straßer (1897-1974) kam aus der SPD (und kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg auch zu ihr zurück). Besonders im Industrierevier, wo die junge NSDAP außerhalb Bayerns ihren stärksten Rückhalt hatte, verschob sich der Akzent naturgemäß auf die sozialistische Komponente. Hinzu kam noch, daß das bayerische Königshaus in seinem Bereich ungleich populärer und tiefer im Volk verwurzelt war als die Hohenzollern in Preußen.

Im Herbst 1925 waren innerhalb der Partei die Diskussionen über die Fürstenabfindung noch nicht in aller Schärfe entbrannt. Das Volksbegehren darüber sollte erst im nächsten Jahr stattfinden. Aber man steckte bereits die Positionen ab. Der Linkskurs der »Nordlichter« wurde sehr deutlich offenbar, als Gregor Straßer eine Führertagung der nordwestdeutschen Gaue für den 22. November 1925 nach Hannover einberufen hatte, um eine sogenannte »Arbeitsgemeinschaft Nordwest« ins Leben zu rufen. Sie schloß die damals bereits bestehenden Gaue Rheinland-Nord und -Süd, Westfalen, Hannover, Hessen-Nassau, Lüneburg, Schleswig-Holstein, Groß-Hamburg, Groß- Berlin und Pommern zusammen. Straßer konnte sich dabei auf den von Hitler nach der Neugründung der NSDAP bei Jahresanfang ihm ausdrücklich erteilten Auftrag berufen, die Partei im Norden wieder aufzubauen. Und doch roch seine Aktivität jetzt nach Spaltung. Zwischen Nord und Süd hatten sich starke Divergenzen ergeben, nicht nur über den Vorrang von national oder sozialistisch in der politischen Ausrichtung der Bewegung. Das kam sogar in der damaligen NS-Presse, am deutlichsten aber in den Goebbels-Tagebüchern zum Ausdruck.

In seiner Doppelstellung als Kaufmanns Sekretär (später Geschäftsführer) und Straßers Redakteur an dem seit Oktober 1925 zweimal monatlich herausgegebenen Parteiorgan »Nationalsozialistische Briefe« hatte er nicht nur zu viel Arbeit (und zu wenig Geld), sondern auch noch zusätzlichen Ärger mit der Münchner Zentrale. Da mußte er sich ab und an wenigstens in seinem Tagebuch über »die verkalkten Bonzen in München« und über ihren »großen Saustall« Luft machen. So trug er schon im September 1925 ein: »In München stinkt es.« Und im nächsten Monat noch deutlicher: »In München sind Lumpen

am Werk. Dumme Köpfe, die keinen Kopf neben sich dulden... Deshalb der Kampf gegen Straßer und mich ... Auch Kaufmann ist verzweifelt.« Ein paar Tage später nannte er sogar Namen: »Gestern Abend mit Kaufmann in Essen. Julius Streicher war da... Ein Steißtrommler! Armer Hitler! Armer Nationalsozialismus!«

Und schließlich, als er erfahren hatte, daß Hitler abfällige Bemerkungen über ihn gemacht habe: »Wenn er mir weiter Vorwürfe macht, schmeiß ich den Krempel hin. Ich halte das nicht länger aus. Man gibt alles, was man hat, und dann nichts als Vorwürfe, auch von Hitler selbst!« Sein schriftlicher Unmutsausbruch gipfelte in den Worten: »In München sind wieder die Arschkriecher und die Intriganten am Werk.«

Er ist sie bis an sein Lebensende nicht losgeworden. »Steißtrommler« Julius Streicher (1885-1946) konnte er zwar im Zuge der Maßnahmen für den totalen Kriegseinsatz noch endlich seine unappetitliche Zeitschrift »Der Stürmer« schließen, ihm aber nicht, wie er gewünscht hatte, das Genick brechen (das besorgten die Sieger etwas später am Nürnberger Galgen).

Auch ohne das Tagebuch seines späteren Propagandaministers gelesen zu haben, merkte Hitler mit dem ihm eigenen Gespür für sich anbahnende Fronden gegen ihn, daß sich da im Ruhrgebiet ein Unwetter zusammenbraute. Kurz entschlossen reiste er zu einer Inspektion dorthin. Das genaue Datum ist nicht bekannt. Heiber* vermutet »im Spätsommer«, Fraenkel** nennt den Herbst 1925. Es muß jedenfalls vor dem Gauleitertreffen vom 22. November in Hannover gewesen sein, wie aus einer Eintragung im Goebbels-Tagebuch vom 26. Oktober 1925 hervorgeht, in der es heißt, man sei sich mit Hitler einig geworden (über die für Hannover geplante Gründung der Arbeitsgemeinschaft Nordwest).

Bei diesem Inspektionsbesuch Hitlers in Elberfeld muß die erste Begegnung zwischen ihm und Goebbels stattgefunden haben. Sie erscheint in der Zeitgeschichtsschreibung nur höchst nebelhaft. Heiber »vermutet« (wie das ungefähre Datum der Begegnung), daß Goebbels schon seit damals »den Münchner Boß bewundert« habe. Anhaltspunkte dafür gibt es nicht. Goebbels erwähnt das Elberfelder

* op. cit.
** op. cit.

Treffen mit Hitler überhaupt nur indirekt und ganz am Rande in seiner erwähnten Eintragung vom 26.10. 1925. Fraenkel hat nach dem Krieg von Kaufmann erfahren, daß Hitler damals im evangelischen Vereinshaus von Elberfeld gesprochen und nachher die örtliche Parteiführerschaft in einem kleinen Konferenzzimmer empfangen habe. Bei dieser Gelegenheit will Kaufmann Hitler seinen neuen Sekretär Dr. Joseph Goebbels vorgestellt und dabei sogar seine Arbeit gelobt haben. Diese Begegnung, die ich für durchaus schicksalhaft halte, nicht nur für die beiden Hauptakteure der damals beginnenden deutschen Tragödie, sondern für uns alle, die wir - und sei es auch nur leidend - daran beteiligt waren, verlief - nach Kaufmann-Fraenkel - »ziemlich förmlich«. Sie wurde mit einem Handschlag beendet, schreibt Fraenkel: »Goebbels verhielt sich reserviert und distanziert.«

Nur so wäre die geringe Bedeutung zu erklären, die Goebbels dieser Episode offenbar beimaß, da er sie in seinem Tagebuch gar nicht vermerkte. Wir wissen doch, wie sehr sich dieser durch seine körperliche Mißgestaltung geprägte junge Mensch nach Anerkennung, ja Liebe sehnte. Hitler war nicht gekommen, um sie ihm zu geben - noch nicht. Er wollte ihn sich erst einmal ansehen. Er hatte von ihm gehört. Wahrscheinlich nicht allzu viel Gutes. Er dürfte ihn recht kühl und abschätzend gemustert haben. Die Reaktion seines Objektes war dementsprechend.

Ganz anders verlief die zweite Begegnung zwischen den beiden. Auch sie fand noch vor der Gauleitertagung in Hannover statt, wie aus dem Datum der Eintragung (6. November 1925) hervorgeht. Es war in Hannover. Man habe ihn »gerade beim Essen« angetroffen, schrieb Goebbels. Aber das störte Hitler nicht: »Schon springt er auf - da steht er nun, drückt mir die Hände. Wie ein alter Freund - und diese großen blauen Augen. Wie Sterne... Ich bin überwältigt von Glück...«

Das war wahrlich anders als in Elberfeld. Hitler hatte inzwischen nämlich nicht nur herausgefunden, wie man diesen jungen Mann behandeln mußte, um ihn zu gewinnen und an sich zu fesseln, er wußte jetzt auch, was er an ihm haben konnte: einen Redner und Schreiber, wie es ihn in der Bewegung bisher nicht gegeben hatte und wie man wohl so bald keinen zweiten finden würde.

Von diesem Zeitpunkt an wurde Goebbels von Hitler als Redner nicht nur in seinem Heimatgau eingesetzt. Schon in Hannover hatten

sie gemeinsam auf der Kundgebung (am 3. November 1925) gesprochen. Bald trafen sie sich in Plauen wieder. Hitler war wiederum von überwältigender Liebenswürdigkeit: »Hitler ist da, meine Freude ist groß. Er begrüßt mich wie einen alten Freund und umhegt mich... so ein lieber Kerl!«

Aber Goebbels sah damals schon viel mehr als einen »lieben Kerl« in diesem Herrn des »Münchner Saustalls«. Er schrieb es (am 6. November 1925) in sein Tagebuch: »Alles hat dieser Mann, um König zu sein. Der geborene Volkstribun, der kommende Diktator...«

In Plauen schenkte der kommende Diktator Goebbels sein Bild, das von nun an dessen Schreibtisch zierte. Die Notiz, in der er das Hitler- Bild auf seinem Schreibtisch vermerkte, enthielt auch die Worte: »Ich hätte gerne Hitler als meinen Freund... Ich könnte es kaum ertragen, an diesem Mann zweifeln zu müssen.«

Noch waren die Zweifel an Hitler, die das Elberfelder Kennenlernen so kühl ausfallen ließen, keineswegs ausgeräumt. Sie wurden nur von einem Mantel von Sympathie überdeckt, die zwischen diesen beiden Männern aufgekommen war. Über die Kardinalpunkte ihrer damals noch bestehenden Gegensätze auf politischem Gebiet hatten sie noch gar nicht gesprochen. Das hatte man für eine spätere, aber von Hitler als Möglichkeit bereits angedeutete Gelegenheit aufgeschoben. Jetzt ging es erst einmal um das örtlich Nächstliegende, die in Hannover zu gründende »Arbeitsgemeinschaft Nordwest«, die Hitler auf keinen Fall zu einer norddeutschen Konkurrenzpartei der Münchner NSDAP werden lassen wollte. Der Mann, der das verhindern sollte, hieß Joseph Goebbels. Er selbst wußte noch gar nichts davon. So tat er sich unter den von Strasser zusammengeholten Funktionären im Sinn seiner aufpeitschend revolutionären Artikel im von ihm redigierten Parteiblatt »NS-Briefe« hervor. Und er erhielt den Auftrag, zusammen mit Kaufmann einen von Straßer angeregten Entwurf eines neuen Parteiprogramms auszuarbeiten, das die alten von Gottfried Feder stammenden »*25* Punkte« der NSDAP ersetzen sollte, mit denen wahrlich kein Hund hinter dem Ofen und kein Arbeiter aus dem behaglichen Gehege der marxistischen Parteien hervorzulocken war.

Die in Hannover aus der Taufe gehobene »Arbeitsgemeinschaft Nordwest« stand - nach ihren in den »NS-Briefen« vom 1. Dezember 1925 veröffentlichten Statuten - unter der Führung der »Parteigenossen Straßer und Dr. Goebbels«. Beide zeichneten gemeinsam. Damit

war Goebbels aus einer Rand- zu einer Hauptfigur geworden - zumindest in der Parteiorganisation Nordwestdeutschlands. In Paragraph 6 wurden die »Nationalsozialistischen Briefe« ausdrücklich zum amtlichen Organ der neuen Organisation erklärt, »herausgegeben von Straßer, geleitet von Pg. Dr. Goebbels«. Die Arbeitsgemeinschaft und ihr Presseorgan wurden - so lautete der 7. und vielleicht wichtigste Paragraph - »offiziell von Hitler anerkannt«.

Kurz vor dieser wichtigen Tagung, die Goebbels - gewiß nicht ohne Zutun Hitlers - mitten in die Parteihierarchie hineinkatapultierte, trat er mit zwei politischen Grundsatzbekundungen hervor, die denen Hitlers diametral entgegenstanden (obwohl dessen entsprechende Darlegungen im 2. Band von »Mein Kampf« der Öffentlichkeit damals noch nicht zugänglich waren). Die eine legte Goebbels in seiner Zeitschrift (»NS-Briefe«, 15. Nov. 1925) unter dem Titel »Das russische Problem« vor, die andere in einer Rede »Lenin oder Hitler?« in Düsseldorf, von der er in seinem Tagebuch am 9. Oktober 1925 vermerkt, die Kundgebung sei überfüllt gewesen: »Alles Kommunisten. Sie versuchen zu stören. Ich habe sie bald gepackt und lasse sie zwei Stunden lang nicht los.«

Das Thema lag ihm. Er kannte - im Gegensatz zu den meisten seiner Parteigenossen - die marxistische Literatur. Er kannte auch durch seinen erst wenige Jahre zuvor tödlich verunglückten Freund Flisges die marxistische Denkweise und Dialektik. Er wetterte nicht gegen Lenin, der ja erst am 21. Januar des vergangenen Jahres gestorben war, und er vergötterte Hitler nicht, der gegenüber dem russischen Revolutionär beinahe etwas zu kurz kam. Er stellte statt dessen die historische Bedeutung beider Persönlichkeiten und ihrer Revolutionen heraus. Beide bekämpften das demokratisch-liberal-kapitalistische »System«, hinter dem alle »Systemparteien« von den Sozialdemokraten bis zu den Deutschnationalen stünden. Die bürgerlichen Parteien hätten am 9. November 1918 Verrat begangen: die nationalen, indem sich ihre Führer in ihren Mauselöchern verkrochen, die Sozialisten, indem sie sich von jüdisch-kapitalistischen Interessen ins Schlepptau nehmen ließen. Die Entscheidung über die Struktur des künftigen deutschen Staates werde zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten ausgetragen. »Wir müssen zu einer Verständigung gelangen... weil wir im Grunde dasselbe wollen ... die Freiheit!« Der Marxismus könne sie als Verbündeter der jüdischen Börse nicht bringen. Das könne nur der Nationalsozialismus, der seine Hauptauf-

gabe darin sehe, die soziale Frage auf nationaler Grundlage zu lösen. Noch deutlicher wurde er in seinem Artikel über »Das russische Problem«. Da begegnet man Sätzen wie: »Wenn Rußland erwacht, wird die Welt ein Wunder erleben... Dieses Erwachen wird den sozialistischen Nationalstaat schaffen.« Rußland sei »unser natürlichster Verbündeter gegen die teuflischen Versuchungen und die Verderbtheit des Westens«. Und wenig später, am 1. Januar 1926, kam er noch einmal auf das Ost-West-Problem zurück. Es sei »verrückt, Schutz vor dem Bolschewismus im kapitalistischen Westen zu suchen«. Denn »wir haben viel mehr mit dem östlichen Bolschewismus als mit dem westlichen Kapitalismus gemein«.

Das war eine für Hitler schwer zu schluckende Kröte, denn im zweiten Band seines Buches, der sich schon bei Franz Eher in München in der Produktion befand, stand das genaue Gegenteil. Noch unternahm er nichts, um den aufmüpfigen jungen Rheinländer zur Räson zu bringen. So konnte Goebbels auf der zweiten Tagung der Arbeitsgemeinschaft, die am 24. Januar 1926 in Hannover, und zwar in der Privatwohnung des damaligen Gauleiters (und späteren Reichserziehungsministers) Bernhard Rust stattfand, seine radikalen Thesen weiter mit dem für ihn kennzeichnenden Schwung vertreten. Das führte zu der später von Otto Straßer verbreiteten Lüge, Goebbels sei auf einen Stuhl gesprungen (sic) und habe gefordert, »den kleinen Bourgeois Adolf Hitler aus der Partei auszuschließen«. Diese schöne, aber völlig unglaubwürdige Geschichte ging durch die gesamte Weltpresse. Sie gilt aber als von der Zeitgeschichtsschreibung schon längst widerlegt. Fraenkel* hat sie bereits 1960 ins »Reich der Legende« verwiesen. Heiber räumt 1965 ein, daß Otto Strassers Bericht zwar »unzuverlässig« sei, daß Goebbels aber trotzdem »damals im kleineren Kreis etwas Ähnliches« geäußert haben könnte. Reimann** dagegen ist (1976) »fest davon überzeugt«, daß Goebbels weder diese noch ähnliche Worte gebraucht hat. Sein Argument ist überzeugend: »Goebbels war kein Dummkopf.« Er mußte wissen, daß er damit seine eben erst so hoffnungsvoll begonnene Karriere abrupt beendet hätte.

Dagegen hält Reimann es für möglich, daß Goebbels ein anderes ihm bei dieser Gelegenheit gleichfalls zugeschriebenes Wort tatsächlich

* op. cit.
** op. cit.

gebraucht haben könnte: »Hitler hat den Sozialismus verraten.« Es wird von Rosenberg in dessen Tagebüchern (1. März 1939) verbürgt. Da aber Goebbels in der ganzen NS-Führung keinen erbitterteren Feind als Rosenberg hatte, sind Zweifel an der Richtigkeit der Wiedergabe seiner Worte erlaubt.

Fest steht, daß Goebbels bei dieser zeitweise recht lebhaft gewordenen Tagung, an der mehr als zwanzig Gauleiter teilnahmen, den ersten Zwischenfall herbeiführte, indem er mit den Worten: »Wir brauchen hier keinen Spion« gegen die Anwesenheit Gottfried Feders aus München protestierte. Es mußte - so demokratisch ging das damals noch in der Führung der NSDAP zu - über die Zulassung oder Ausschließung Feders von der Sitzung abgestimmt werden. Es ergab sich eine Mehrheit von einer Stimme für Zulassung. Als dagegen über die jetzt mit dem Volksbegehren akut werdende Fürstenabfindung abgestimmt wurde, ergab sich eine überwältigende Mehrheit für die Enteignung, das heißt für ein Zusammengehen mit den marxistischen gegen die bürgerlichen Parteien in dieser Frage. Nur eine einzige Stimme erhob sich dagegen. Es war der Gauleiter von Köln, Dr. Robert Ley, der nach 1933 als Chef der Deutschen Arbeitsfront die Führung der gleichgeschalteten deutschen Gewerkschaften übernahm.

Ob die Goebbels in den Mund gelegten Worte so oder anders oder überhaupt nicht gefallen sind - die Ergebnisse dieses >Nordlichter-treffens< in Hannover, die Hitler brühwarm von Feder übermittelt wurden, waren jedenfalls so alarmierend, daß sofort etwas unternommen werden mußte. Zum frühestmöglichen Termin berief Hitler daher eine Tagung sämtlicher Gauleiter ein, die am 14. Februar 1926 in Bamberg stattfand. Sie gilt in der Zeitgeschichte als eine Art Damaskus, wo Saulus Goebbels sich zum Paulus wandelte. Tatsächlich wurde die Tagung eine vernichtende Abrechnung mit den Frondeuren aus dem Norden und ein voller Sieg Hitlers. Aber daß Goebbels in Bamberg mit fliegenden Fahnen zu Hitler übergelaufen sei, stimmt nicht. Noch am 11. Februar, also drei Tage vor dem Bamberger Treffen, trug er in sein Tagebuch ein, er habe mit Straßer telefoniert, der seinerseits mit Hitler gesprochen habe. Dieser habe sich - so meinte Straßer - »uns angenähert«. Goebbels freute sich, daß »unser Geist, der Geist des Sozialismus überall im Vormarsch ist«. Und er schloß: »Elberfeld muß das Mekka des deutschen Sozialismus werden.«

Davon konnte nun aber in Bamberg ganz und gar nicht die Rede sein. Hitler ging in seiner langen Rede mit den Abweichlern unerbittlich ins Gericht. Er zerrupfte all ihre Thesen: über den Sozialismus, über die Außenpolitik, über die Fürstenenteignung. Er zerschmetterte seine Gegner. Auch Feder schlug danach noch (wesentlich lahmer) in diese Kerbe. Dann durfte Straßer antworten. Es wurde ein hilfloses, geradezu Mitleid erregendes Gestammel. Bei Goebbels heißt es in der Tagebucheintragung schon des nächsten Tages (15. Februar 1926): »Straßer spricht. Stockend, ungelenk. Du guter ehrlicher Straßer; ach Gott, Du bist diesem Menschen nicht mehr gewachsen!«

Genauso war es. Und Hitler? Wir lesen weiter: »... redet zwei Stunden. Ich bin wie zerschlagen. Welch ein Hitler? Ein Reaktionär! ... Russische Frage: vollkommen daneben. Italien und England naturgegebene Bundesgenossen. Grauenhaft! Unsere Aufgabe ist die Zertrümmerung des Bolschewismus... Fürstenabfindung! Recht muß Recht bleiben. Auch den Fürsten gegenüber Frage des Privateigentums nicht zu erschüttern! (Sic) Grauenvoll! Programm genügt! Zufrieden damit. Feder nickt. Ley nickt, Streicher nickt. Esser nickt...«

Goebbels nickte nicht. Noch nicht. Aber er antwortete auch nicht. Das wurde ihm von seinen Feinden, besonders Otto Straßer, verübelt. Doch was war da noch zu sagen, nachdem der *Primus inter pares* der Frondeure, Gregor Straßer, gesprochen und so kläglich versagt hatte. Goebbels schrieb niedergeschlagen ins Tagebuch: »Ich kann kein Wort sagen! Ich bin wie vor den Kopf geschlagen ... Eine grauenvolle Nacht. Wohl eine der größten Enttäuschungen meines Lebens... Mir ist eine Welt genommen...«

Diese Welt war Elberfeld gewesen, der Kristallisationspunkt des norddeutschen Nationalsozialismus, der sich für ihn in der Person und der Autorität seines Arbeitgebers Gregor Straßer (1892-1934) verkörperte. Straßer stand ihm damals noch viel näher als Hitler, den er ja eben erst kennengelernt hatte. Er sah zu ihm auf. Gewiß, Straßer war kein blendender Redner. Um das zu erkennen, hatte es nicht seines beschämenden Auftritts in Bamberg bedurft. Aber er war ein klar denkender Politiker und ausgezeichneter Organisator, als welcher er auch Hitler noch lange Jahre bis zu seiner Ermordung gedient hat. Er stellte in der Bewegung etwas dar. Im Ersten Weltkrieg als Frontoffizier (Oberleutnant) mit dem EKI ausgezeichnet, befand er sich als wohlhabender Apotheker in finanziell gesicherter Position,

was ihn gleichfalls aus der Masse der damaligen Pg's heraushob. Aber jetzt, in Bamberg, war er geschlagen worden. Vernichtend. Der Stärkere hatte gesiegt. Es war Adolf Hitler.
Straßer wurde nicht nur geschlagen, sondern gedemütigt. Er mußte den Entwurf eines neuen Parteiprogramms, den er nach seinen Richtlinien von Kaufmann und Goebbels hatte ausarbeiten lassen, parteioffiziell zurückziehen. So wurde am 3. März 1926 ein hektographiertes Rundschreiben verschickt, in dem die »sehr geehrten Parteigenossen« gebeten wurden, den ihnen zugeschickten Entwurf zurückzureichen, da Straßer sich »Herrn Hitler gegenüber« dazu verpflichtet habe. Bedingungslose Unterwerfung. Feders 25 Punkte, die niemand wehtaten (und die so farblos sind, daß sie eigentlich noch heute jedermann unterschreiben kann) und die gerade deswegen der erste norddeutsche Parteiführer Dr. Volck »aufs Klosett« gewünscht hatte, blieben unberührt.
Goebbels aber wurde von Hitler hofiert. Am 25. März 1926 vermerkte er in seinem Tagebuch, er habe eine schriftliche Einladung von diesem bekommen, am 8. April in München zu sprechen. Das war verlockend. Noch hatte er, wie wir wissen, seinen politischen Ansichten nicht abgeschworen, auch wenn sie mit denen Hitlers nicht übereinstimmten. Er glaubte nach wie vor, daß die nationale und soziale Revolution zusammengehörten. Das war auch Hitlers Überzeugung. Nur der Weg dorthin war nach dessen und nach seiner eigenen Ansicht verschieden. *Curia posterior*. Erst einmal kam es darauf an, die Macht zu erobern. Das war nur mit dem Stärkeren möglich. Das war nicht Straßer, sondern Hitler. Goebbels nahm die Einladung an. Nicht etwa hinter dem Rücken seines unmittelbaren Chefs Straßer, dessen ausdrückliche Genehmigung er vorher einholte. Am 6. April meldete er sich bei Straßer ab, der ihm äußerste Vorsicht und besonders empfahl, »jedes Wörtchen auf die Goldwaage« zu legen.
Am 7. April fuhr er, von Kaufmann und Hauptmann von Pfeffer begleitet, mit denen er sich die Führung des Gaues teilte, nach München. Sehr nobler Empfang. Auto am Bahnhof. Kleine Stadtrundfahrt. Goebbels schwer beeindruckt. Im Tagebuch (13. April 1926) steht's so: »An den Litfaßsäulen riesengroße Plakate. Ich spreche im historischen Bürgerbräu. Hitler hat angerufen. Will uns begrüßen. In einer Viertelstunde ist er da. Groß, gesund, voll Leben. Ich hab' ihn gern. Er ist beschämend gut zu uns. Trotz Bamberg...

Abends acht Uhr im Auto zum Bürgerbräu. Hitler ist schon da. Mir klopft das Herz zum Zerspringen... Tobende Begrüßung... Und dann rede ich *2'A* Stunden. Ich gebe alles. Man tobt, man lärmt. Am Schluß umarmt mich Hitler. Die Tränen stehen ihm in den Augen. Ich bin so etwas wie glücklich...«

Hitler erwartete ihn allein im Hotel. Sie aßen zusammen. Hitler ließ sich einladen. »Welche Größe, auch darin«, schrieb Goebbels. Dieser Abend, so kommentiert Reimann*, war in gewissem Sinn ihre Hochzeitsnacht, wie er überhaupt dem sich damals in München anbahnenden Verhältnis Hitler-Goebbels einen sublimen homoerotischen Sinn beilegt. Er argumentiert, daß Goebbels' Gier nach Frauen schlagartig verschwand, wenn er im geistig-seelischen Kontakt mit Hitler (sehr selten) Befriedigung fand. Mir wurde das Abhängigkeitsverhältnis meines Chefs gegenüber Hitler, ja eigentlich eine ausgesprochene Hörigkeit, immer wieder bestätigt, und ich habe diese Situation in meinen Tagebüchern mit dem Drang des Alkoholikers zur Flasche verglichen.

Die Frühlingstage in München waren jedenfalls für Goebbels ganz Honigmond. Es gab am Rande einige sachliche Auseinandersetzungen zwischen Hitler und den drei Rheinländern, die - wie alle und immer - Hitler gegenüber wehrlos blieben. Schließlich wurden sie in ihrer gleichberechtigten Stellung in der Führung des Ruhrgaus bestätigt. Zum Abschluß gab es einen herzlichen Händedruck. »Hitler ist groß«, vermerkte Goebbels in seinem Tagebuch. Die drei aus Elberfeld aßen zusammen Abendbrot und tranken »von Enthusiasmus überschäumend« einen über den Durst. Es dürfte, wie Reimann - wohl zu Recht - vermutet, das einzige Mal gewesen sein, daß Goebbels das in seinem Leben passierte.

Einen besonderen Vertrauens- und Gunstbeweis lieferte Hitler seinem neuen Günstling noch, indem er ihn die Bürstenabzüge seines im Eher-Verlag in Produktion befindlichen zweiten Bandes lesen ließ. Da stand genau das Gegenteil von dem, was Goebbels bis Bamberg, insbesondere in bezug auf Rußland und den Kommunismus, vertreten hatte. »Seine Beweisführung ist zwingend«, notiert er. »Auch ich muß manches nun überdenken.« Und abschließend bekannte er: »Ich beuge mich dem Größeren, dem politischen Genie.«

Am 17. April erst verließ Goebbels, großartig untergebracht, ver-

* op. cit.

sorgt und betreut, die bayerische Hauptstadt. Hitler und Heß begleiteten ihn nach Stuttgart, wo er nochmals sprechen mußte. Es wurde wieder ein großer Erfolg, auch in den Augen Hitlers. Das Tagebuch verzeichnet: »Er umarmt mich und lobt mich in den Himmel; ich glaube, er hat mich wirklich gern.« Diesem Mann schrieb er jetzt einen enthusiastischen Geburtstagsbrief (zum 20. April 1926, an dem Hitler 37 Jahre alt wurde): »Lieber und verehrter Adolf Hitler! Ich habe so viel von Ihnen gelernt. Auf kameradschaftliche Art haben Sie mir so völlig neue Wege gewiesen, daß ich erst jetzt das Licht sehe. Ich weiß nun, daß die Partei einen neuen Generalstab braucht...« Abschließend gelangte Goebbels zu einer heute gespenstisch anmutenden Aussage, als er schrieb: »Ein Tag kann kommen, an dem alles zusammenbricht, an dem der Mob sich um Sie schart und schäumt und anklagt und schreit >Kreuzige ihn!< Dann werden wir dastehen, eisern und unbezwingbar, und unser Hossiannah herausschreien...«

Am 20. April trug er in sein Tagebuch ein: »Wir feiern Hitlers Geburtstag... Adolf Hitler, ich liebe Dich, weil Du groß und einfach zugleich bist. Das, was man Genie nennt.«

Zurück in Elberfeld gab es nichts als Ärger. Natürlich neidete man ihm seine Münchner Erfolge. Der Gau geriet in Schwierigkeiten. Goebbels begann, mit dem Gedanken zu spielen, ganz nach München zu gehen oder nach Berlin, wo seit Mai ein neuer Gauleiter gesucht wurde.

Am 14. Juli 1926 kam Hitler nach Elberfeld. Er sprach auch in Köln und Essen. Goebbels war wieder völlig in seinem Bann. »Ich verehre und liebe ihn«, steht am Ankunftstag im Tagebuch. Und zwei Tage später: »Mit dem Mann kann man die Welt erobern.«

Hitler revanchierte sich für die Hingabe seines neu gewonnenen bedingungslosen Verehrers mit einer mehrwöchigen Einladung auf den Obersalzberg, die teils der Arbeit und Propaganda, teils dem persönlichen Gedankenaustausch, teils der Erholung dienen sollte. Vorher war noch ein Reichsparteitag mitzumachen. Wieder in Weimar. Aber welch ein Gegensatz zu dem vor zwei Jahren am gleichen Ort, zu dem ihn damals Jugendfreund Prang mitgenommen hatte! Achtzig trost- und ratlose Parteigenossen damals. Jetzt marschierten 15000 SA-Leute auf dem Marktplatz vorbei. Und jetzt durfte der arbeitslose Dr. phil. von 1924 eine schwungvolle Rede vor Studenten halten, die ihn auf Schultern aus dem Saal trugen.

Und am 23. Juli holte ihn »der Chef« persönlich im Auto ab. Sonne, Urlaub, Watzmann, Untersberg, Zweisamkeit mit Hitler, stundenlange Gespräche bei ausgedehnten Spaziergängen in herrlicher Landschaft (wobei ihn sein krankes Bein heftig schmerzte). »Dieses Leben ist schon wert, gelebt zu werden!« schrieb er in sein Tagebuch, das wiederum zum Depot eines seiner schwülstig-sentimentalen Gedichte in freien Rhythmen wurde:

»... Leb wohl mein Obersalzberg.
Diese Tage wiesen mir Richtung und Weg!
Aus heißer Bedrängnis leuchtet ein Stern.
Deutschland wird leben.
Heil Hitler!«

Zum ersten Mal gebrauchte er diese Formulierung.
Auf dem Obersalzberg (1000m ü. M.) hatte er den bisherigen Höhepunkt seiner politischen Laufbahn erreicht. Der nächste sollte Berlin werden.

Von der Opiumhöhle zum Kaiserhof

In Berlin mußte Goebbels ganz unten anfangen, nämlich im Keller. Die Gaugeschäftsstelle befand sich in der Potsdamerstraße 109. Und wenn die nähere Bezeichnung offiziell auch ebenso verschämt wie euphemistisch »parterre« lautete, so ließ Goebbels selbst doch keinen Zweifel, daß diese Räumlichkeit mehr unter als über der Erde lag. In seinem Erlebnisbericht vom ersten Jahr seines Wirkens als Gauleiter in der Reichshauptstadt* schreibt er: »Sie war nur mit künstlichem Licht zu erhellen.« Und: »Wir nannten diese Geschäftsstelle, die >Opiumhöhle<. Wenn man sie betrat, schlugen einem Schwaden von schlechter Luft, Zigarren-, Zigaretten- und Pfeifenqualm entgegen.« Damals scheint Goebbels noch kein oder doch kein so starker Raucher gewesen zu sein, als den ich ihn gegen Kriegsende kennenlernte. Er sagte mir damals, er habe sich das Rauchen in der Kampfzeit notgedrungen angewöhnt, um seine Stimmbänder gegen die Reizung durch dichten Tabaksqualm immun zu machen, wie er nun einmal in den Partei- und Sturmlokalen herrschte.

Aber das war nicht der einzige Nachteil des Parteibüros, das er als »eine Art verdrecktes Kellergewölbe in einem Hinterhaus« bezeichnet. »Stapel von Papier und Zeitungen lagen in den Ecken herum. Im Vorzimmer standen debattierende Gruppen von arbeitslosen Parteigenossen, die sich die Zeit mit Rauchen und Fabrizieren von Latrinenparolen vertrieben.« Da wurde »gemosert«, wie man in der Berliner SA mit einem Lehnwort aus dem Jiddischen (im Berliner Jargon gar nicht selten) das Nörgeln (natürlich vor allem an Vorgesetzten) nannte.

Ähnlich mies wie die äußere Umgebung der Geschäftsstelle war die Lage des Gaues Berlin an sich, wenn man damals von einem solchen überhaupt sprechen will. Auf dem Papier bestand er schon seit dem 14. März 1925, als er von der Münchner Zentrale offiziell anerkannt

* Goebbels: »Kampf um Berlin«, München 1934, hier und in der Folge zitiert nach der 9. Auflage von 1936.

worden war. Bei Goebbels' Amtsübernahme gab es angeblich tausend Parteigenossen - gleichfalls nur auf dem Papier und nicht einmal das, da keine ordnungsgemäße Mitgliederliste geführt wurde, von der pünktlichen Einziehung der Beiträge ganz zu schweigen. Gauleiter war ein Herr von Schlange, der die Parteigeschäfte nur so nebenbei geführt hatte, weil er im Hauptberuf Beamter war. Man hatte ihn wegen Unlust und Unfähigkeit schon seit Monaten beurlaubt. Die Kassenlage war katastrophal. Unter den angeblichen tausend Berliner Parteigenossen überwogen, wie Goebbels mir sagte, die »Spinner, Meckerer und Händelsucher«. Zweihundert von ihnen warf er sofort heraus, weitere zweihundert folgten bei einer zweiten Säuberung. Er konnte das, denn er hatte von Hitler die erbetenen absoluten Vollmachten erhalten. Dazu gehörte vor allem das Recht, Disziplinarmaßnahmen (wie den Parteiausschluß) ohne Einschaltung des sogenannten »Uschla« vorzunehmen, des »Untersuchungs- und Schlichtungs-Ausschusses«, also des Parteigerichtes. Nur mit diesen radikalen Maßnahmen - damals flüsterte man sich bereits das Wort »Amokläufer« zu, das Goebbels später in Partei und Staat als eine Art Ehrentitel für sich in Anspruch nahm - konnte er hoffen, der Situation zu begegnen, der sich die NSDAP als weitaus kleinste Partei Berlins gegenübersah. Bei den letzten Kommunalwahlen (am 25. Oktober 1925) hatte sie ganze 187 Stimmen erhalten gegenüber 347381 der KPD und 604696 der SPD. Und die wollte dieser Goebbels beiseite drängen oder gar über den Haufen rennen? Amokläufer! Die Tollkühnheit und die geradezu übermenschliche Energie, mit denen er sich an dieses Vorhaben machte, hatte er von seinem Führer (auch wenn er diesen damals noch mit »Herr Hitler« anredete), der ihm nach der entscheidenden Führertagung in Bamberg und vor allem nach ihrem Zusammensein in München und Berchtesgaden sein volles Vertrauen, ja seine Freundschaft geschenkt hatte. Er wollte ihn nicht enttäuschen, sich seiner würdig erweisen. Er hatte seine sachlich-politischen Meinungsverschiedenheiten mit ihm zurückgestellt. Vielleicht hoffte er, seine eigenen Ansichten später einmal durchsetzen zu können. Er hatte in Bamberg Hitler als unangefochtene Autorität der Bewegung anerkannt. Jetzt kam es für ihn erst einmal darauf an, diesen an die Macht zu bringen. Das ging nicht ohne oder gar gegen Hitler. Darum hatte er sich ihm bedingungslos untergeordnet. Darum mußte er sich von seinen bisherigen Freunden vom linken Parteiflügel mit aller Klarheit distanzieren,

mußte den Trennungsstrich zwischen ihnen und sich ganz deutlich ziehen. Er tat es mit seinem Aufsatz »Die Revolution an sich«, der in Gestalt eines seiner berühmten offenen Briefe im September 1926 im »Völkischen Beobachter« erschien.

Natürlich war es eine Rechtfertigung seines Verhaltens in und nach Bamberg, eine Verteidigung gegen die versteckten und offenen Angriffe auf ihn, aber er führte sie - wie stets - in Form eines heftigen »Angriffs« (so hieß bald sein eigenes Parteiorgan in Berlin). »Ihr seid jene Revolutionäre des großen Maulwerkes«, schrieb Goebbels, »die das Ding an sich wollen... Sprecht nicht so viel von der Idee und glaubt nicht, daß Ihr allein Nährvater und Gralshüter dieser Idee seid!« Und er wurde ganz konkret, als er auf den von vielen erhobenen Vorwurf einging, Bamberg sei sein Damaskus gewesen. Das leugnete er ohne jede Scheu, aber mit um so mehr Pathos: »Es ist kein Damaskus, wenn wir geschlossen hinter dem Führer stehen. Dann beugen wir uns nicht vor ihm aus byzantinischem Zwang, ... dann beugen wir uns vor ihm mit jenem alten Männerstolz vor Königsthronen, mit jenem Gefühl der Sicherheit, daß er mehr ist als du und ich.«

Diese Epistel mit dem klassischen Zitat (Schiller: An die Freude) war natürlich vor allem an seine früheren Chefs und Förderer, die Gebrüder Straßer, gerichtet, die zu überrunden er im Begriffe stand. Er hatte mit ihnen zwar nicht gebrochen - das kam erst später -, sich aber doch von ihnen sehr deutlich abgesetzt. Sie waren noch durchaus, wie man heute sagen würde, »on speaking terms«. Ja, Goebbels bekam noch mit Datum vom 11. September 1926, als seine Versetzung nach Berlin schon spruchreif war, einen sehr freundlichen Brief von Otto Straßer, mit dem er in Berlin »als Herkules im Augiasstall« willkommen geheißen wurde. Dort hatten sich die Brüder Straßer mit ihrem gutgehenden »Kampfverlag« etabliert. Sie gaben hier - seit März 1926 - die Wochenzeitung »Der nationale Sozialist« heraus, die mit ihren sieben Kopfblättern praktisch alle damals außerhalb Bayerns bestehenden Gaue der NSDAP mit einem offiziellen Parteiblatt versorgte.

Gregor und Otto Straßer hatten mit ihrem norddeutschen Parteiorgan, das schon im Titel den Gegensatz zu München betonte - das »nationale« war zum Adjektiv des »Sozialisten« geworden - ein Instrument in der Hand, das geeignet sein mochte, um sich Hitler zumindest unentbehrlich, vielleicht aber sogar eines Tages von ihm

unabhängig zu machen. Und jetzt schickte ihnen Hitler den »Verräter von Bamberg«, wie sie ihn unter sich nannten, nach Berlin! Vielleicht sogar als Aufpasser? Sie waren jedenfalls auf der Hut und trösteten sich mit der Trostlosigkeit der Zustände im Gau Berlin, an denen auch der Tüchtigste scheitern mußte. Einstweilen vereinbarte man bei einer vorbereitenden Arbeitsbesprechung in Berlin, auch hier wie früher im Westen »Schulter an Schulter« zu kämpfen.

Goebbels glaubte ihnen kein Wort. Das Mißtrauen, das er seit seiner bitteren Kindheit bis an sein Lebensende mitschleppte, hat er mir gegenüber einmal in die Worte gekleidet: »Ich horche immer mit einem Ohr, ob nicht hinter mir einer das Messer wetzt, um es mir in den Rücken zu stoßen.« Bei den Straßers hatte er dies unverkennbare Geräusch schon längst wahrgenommen. Er hatte eine Art sechsten Sinn dafür. Manchmal trog er ihn. Aber hier hatte er recht. Man trachtete ihm - politisch - schon längst nach dem Leben.

Deswegen war es für ihn ein schwerer Schlag, als Hitler im Oktober 1926, also unmittelbar vor seinem eigenen Dienstantritt in Berlin, Gregor Straßer zum Reichspropagandaleiter der NSDAP ernannte. Bei dem absoluten Vorrang, den Hitler der Propaganda (nicht nur in seinem Buch) einräumte, war dies der höchste Posten, den er in der Partei zu vergeben hatte. Natürlich hätte Goebbels ihn liebend gerne selber bekommen (und bekam ihn nach Straßers Ausbootung auch), lieber als den eines Gauleiters von Berlin, der ihm von vornherein unheimlich sein mußte. Ihn, den kleinen, körperbehinderten Rheinländer, der in der Partei ein ganz junger Marschierer war, als Chef einer völlig verlotterten politischen Organisation in »die röteste Stadt der Welt nach Moskau« zu schicken, war doch so, als hätte man ihn mit einer Spielzeugpeitsche in einen Raubtierkäfig gestoßen. Er scheute die ihn erwartenden Mühen und Gefahren nicht. Aber daß einer seiner entschlossensten und fähigsten Gegner im gleichen Augenblick den soviel angenehmeren und bedeutenderen Posten erhielt, war für ihn schon eine bittere Pille. Er konnte es nicht verstehen und dem Mann in München, den er zum Freund gewonnen zu haben glaubte, eigentlich auch kaum verzeihen.

Er kannte damals die Grundsätze der Personalpolitik Hitlers noch nicht: keinen seiner wichtigsten Mitarbeiter zu groß und mächtig werden zu lassen, stets einen gegen den anderen auszuspielen, um selbst die Fäden in der Hand zu behalten, an denen sie zu agieren hatten. Darum wurde gerade Goebbels, der mit den Straßers gebro-

chen hatte, zu ihnen - nicht bloß als Aufpasser, wie sie befürchteten - nach Berlin geschickt, sondern als mögliches Gegengewicht für die im Entstehen begriffene Straßer-Hausmacht. Und dem dazu ausersehenen Mann setzte Hitler von vornherein einen Dämpfer auf, indem er seinen Nebenbuhler eine Stufe höher stellte als ihn selbst.

Das klingt heute sehr kompliziert, für manchen vielleicht sogar wenig glaubhaft, war aber tatsächlich so und blieb auch so, als Hitler aus dem Münchner Braunen Haus in die Berliner Reichskanzlei übergesiedelt war. Und es hatte katastrophale Folgen, die Goebbels um so klarer erkannte, je deutlicher sich mit Fortschreiten des Krieges die Aktionsunfähigkeit eines Regierungsapparates abzeichnete, der auf einen einzigen - damals freilich unangefochten dominierenden - Mann zugeschnitten war. Diese gerade im Lebenslauf des späteren Reichspropagandaministers so klar erkennbaren Zusammenhänge sind in der bisherigen Goebbels-Literatur zumindest in der frühen, aber entscheidend wichtigen Phase seiner Entwicklung, von der hier die Rede ist, entweder völlig übersehen oder doch in ihrer Bedeutung nicht richtig erkannt worden. Dagegen bemühen sich alle Goebbels- Biographen, dem Autor des Erfolgsbuches »Kampf um Berlin« bei seiner Selbstdarstellung Unrichtigkeiten, Widersprüche, ja Lügen nachzuweisen.

Gewiß haben sie in einigen Punkten recht; Goebbels kam nicht am 9., sondern schon am 7. November 1926 nach Berlin. Und er begab sich auch nicht mutterseelenallein und schnurstracks, seinen strohgeflochtenen Koffer in der Hand, durch die Straßen der Weltstadt zu einer Parteiversammlung, um dort eine Rede zu halten. Immerhin war Otto Straßer auf dem Bahnhof, um ihn abzuholen. Aber mit diesem linken Nazi war ja nun seit Bamberg wirklich kein Staat mehr zu machen. Verständlich, daß er ihn in seinem Buch überhaupt nicht erwähnte, zumal Otto, als es 1934 erschien, mit seiner »Schwarzen Front« schon längst ein Gegner der Hitlerbewegung geworden war. Damals brachte Otto Strasser ihn samt Strohköfferchen vom Bahnhof direkt zur Familie Steiger, in deren geräumigem und komfortablem Haus der neue Gauleiter zunächst Quartier fand, bis er in Berlin einigermaßen Fuß gefaßt hatte. Die Steigers waren Parteigenossen, aber heimliche (das gab es auch). Denn Johannes Steiger war Schriftleiter beim »Berliner Lokal-Anzeiger« im Scherl-Verlag Alfred Hugenbergs, wo ich zehn Jahre später meine journalistische Laufbahn begann. 1926, also fünf Jahre bevor sich der deutschnationale Kon-

zernherr (am 11. Oktober 1931) mit Hitler zur Harzburger Front zusammentat, die für diesen das Sprungbrett an die Macht wurde, hätte Hugenberg keinen Nazi in seinem Haus geduldet.
Frau Steiger war nicht nur - wie ihr Gatte - politisch interessiert und aktiv, sondern auch noch recht gutaussehend und lebenslustig. Der kleine Doktor aus Elberfeld interessierte sie lebhaft. Sie stellte ihm nicht nur eine gut ausgestattete Junggesellenbude, sondern auch ihre Salons zur Verfügung, in denen er Besuche empfangen und wichtige Besprechungen führen konnte. Von ihr stammt der später häufig gebrauchte Vergleich zwischen Goebbels und Savonarola. »So hart, so asketisch, so besessen von seiner Aufgabe«, schwärmte sie den Straßers von ihrem Untermieter vor, »ganz wie ein Heiliger«.
Nun, gar so heilig war Goebbels nicht, wie wir wissen. Es kam zum Bruch mit seinen ersten Berliner Quartierwirten, als diese herausbekamen, daß er eines ihrer Dienstmädchen geschwängert hatte, wie Otto Straßer später jedem erzählte, der es hören wollte.
Jedenfalls wechselte der junge Gauleiter sein Quartier. Sein neues war bescheidener, lag aber immerhin im gutbürgerlichen Friedenau, wo zwar vom Hauch der großen Welt - wie bisher bei Steigers - nichts zu spüren war, es aber auch nicht allzu sehr nach kleinen Leuten roch (was er bekanntlich nicht mochte). Bis zu seiner Hochzeit mit Magda Quandt blieb er stets in diesen westlichen Wohnvierteln der Reichshauptstadt (nach Friedenau in Wilmersdorf und Steglitz). Auch die Geschäftsstelle der Partei konnte verlegt werden. In seinem Buch heißt es dazu: »Am 1. Januar 1927 nahmen wir von der >Opiumhöhle< in der Potsdamer' Straße Abschied und bezogen unsere neue Geschäftsstelle in der Lützowstraße.«
Im' Juni des nächsten Jahres verlegte man erneut, diesmal in die Berliner Straße im gleichen Vorort Charlottenburg, um am l. Mai 1930 endlich ein ganzes eigenes Haus in der Hedemannstraße Nr. 10 in der Nähe des Anhalter Bahnhofes zu beziehen. »Aus dem Kellerloch stiegen wir in-die erste Etage«, schrieb Goebbels. Für ihn war dieser erste Umzug des Parteilokals »ein gewagter Sprung«. Aber er tat ihn. Er führte den Gau jetzt gewissermaßen von höherer Ebene aus: »Aus dem verrauchten Debattierlokal wurde eine feste, einheitlich organisierte politische Zentrale.«
Auch daß er gleichzeitig an diesem 1. Januar 1927 sein erstes Gauleiter-Gehalt in Höhe von 150 Mark aus der Parteikasse in Empfang nehmen konnte, hatte er seinen ersten durchgreifenden Maßnahmen

zur Reorganisation des Gaues zu verdanken. Er war sich klar darüber, daß bei aller persönlichen Sparsamkeit, wie er sie den Parteigenossen vorlebte, ein gewisser finanzieller Fundus für die Parteiorganisation vorhanden sein mußte. Am Bußtag des Jahres 1926 hatte er das, was in der Partei nach deren Säuberung von unerwünschten Elementen übriggeblieben war, in den »Viktoriagarten« in Wilmersdorf bestellt. In längeren Ausführungen machte er ihnen die dringende Notwendigkeit der Geldbeschaffung klar. Er appellierte an ihre Opferbereitschaft und erreichte schließlich, daß sich die Anwesenden (Goebbels spricht im 1934 erschienenen »Kampf um Berlin« von 600, in seinen »Kaiserhof«-Tagebüchern von 1939 nur noch von 300) verpflichteten, eine feste Summe von mindestens 1500 Mark monatlich aufzubringen. Selbst die Arbeitslosen unter ihnen - und das waren damals schon die meisten - wollten von ihrem kargen Stempelgeld 3 Mark monatlich für den Kampffonds des Gaues abzweigen. Goebbels hat diese Wilmersdorfer Versammlung (im gleichen Lokal fanden noch viele Parteiveranstaltungen statt) später als den Gründungstag der Berliner Parteiorganisation bezeichnet. Das ist, wie wir gesehen haben, nur *cum grano salis* zu nehmen. In seinem Buch »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei« finden wir unter dem 15. November 1932 jedenfalls u. a. die sehr selbstbewußte Eintragung: »Heute ist Bußtag. Genau auf die Stunde vor 6 Jahren gründete ich in Berlin als junger Gauleiter mit 300 Menschen die Partei.«

Man kann an der Richtigkeit dieser Feststellung (in bezug auf Datum und Mitgliederzahl) noch so viel herumdeuteln, aber nicht leugnen, daß sie in ihrem sachlichen Kern stimmt. Goebbels mußte, wollte er an der ihm gestellten Aufgabe nicht von vornherein scheitern, die Menschen an ihrer - damals wie heute - empfindlichen Stelle packen, der Brieftasche. Er tat es mit Erfolg.

Goebbels hatte ja - im Gegensatz zu später - keinerlei Möglichkeit, auf sie irgendwelchen Druck auszuüben, sondern mußte überzeugen. Er ging dabei von der richtigen Erkenntnis aus, daß ein Geldgeber stets an das Objekt gebunden bleibt, in das er investiert. Anderseits vertrat er - damals noch im Gegensatz zu Hitler - die sogar im »Kampf um Berlin« bekundete Ansicht, daß eine kämpferisch revolutionäre Partei, die sich die Zerschlagung des internationalen Kapitalismus zum Ziel gemacht hat, niemals kapitalistische Gelder für ihren eigenen Aufbau verwenden sollte. Deswegen - obwohl gewiß nicht nur deswegen - wollte er von der Münchner Zentrale, der damals

schon nicht unerhebliche Beiträge aus allen möglichen undurchsichtigen Quellen zuflossen, finanziell so unabhängig wie möglich sein.
In dieser Beziehung fand er bei dem harten Kern der verbliebenen Berliner Parteigenossenschaft volle Unterstützung. Aus diesem schuf er innerhalb der Partei den sogenannten »Freiheitsbund«, eine Art elitärer Aktivisten-Organisation, deren Mitglieder sich ihm gegenüber durch Handschlag zu besonders kämpferischem Einsatz verpflichteten. Dazu gehörte nicht nur eine finanzielle Abgabe in Höhe von zehn Prozent (!) des jeweiligen Einkommens, sondern auch die Bereitstellung ihrer Zeit und Kraft für alle ihnen von ihrem Gauleiter gestellten Aufgaben. Diese Ende 1927 in Berlin ins Leben gerufene Elitegruppe des »Freiheitsbundes« wurde der Motor jener gefürchteten Kampfmaschine, mit der Goebbels schließlich Berlin eroberte. Es war Berlins »Alte Garde«, die nichts mit derjenigen Münchens zu tun, sondern die ihren eigenen Charakter und ihre eigene Tradition hatte.
Sie traf sich während des ganzen Dritten Reiches alljährlich am Vorabend des Geburtstages ihres Gauleiters in dessen Haus, so daß er die erste Stunde seines jeweilig neuen Lebensjahres in ihrem Kreise verbrachte. Ich erlebte das erstmalig am 28. Oktober 1943 im Haus Hermann-Göring-Straße Nr. 20 von Berlin.
Bei diesem Anlaß sprach Goebbels - keine neun Monate vor dem Attentat vom 20. Juli 1944 - über »Die Staatsfeinde und ihre Bekämpfung«. Er schien, so heißt es in meinen Aufzeichnungen, »fest entschlossen, die Macht nicht aus den Händen zu lassen, ja den Griff, mit dem er sie gepackt hat, nicht zu lockern, sondern nur noch fester werden zu lassen«. Er führte seine großen Vorbilder der Geschichte an, »Männer wie die römischen Konsuln, Friedrich der Große, Clemenceau und selbst Stalin, die im Augenblick der Gefahr ihr Volk vor dem Verderben bewahrten und dabei selbst oft vor Grausamkeit nicht zurückschreckten«. Stalin, sagte er, habe einige Millionen seiner Landsleute kaltblütig umbringen lassen. »Dafür hat er heute Ruhe, dafür steht das bolschewistische Regime unerschütterlich und marschiert dem Siege entgegen, (sic!) Wir hatten dagegen den Ehrgeiz, eine legale, unblutige Revolution zu machen. Dafür haben wir nun mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, die Stalin nicht kennt. Und es muß sich erst noch erweisen, welche Methode dem Volk schließlich mehr Blut kostet: eine harte, aber sicher zum Erfolg führende oder eine nachsichtige, in Chaos und Untergang endende.«

Wieder führte er das Beispiel Clemenceaus an, der die meuternden französischen Divisionen aus der Front herausziehen und jeden zehnten Mann erschießen ließ. »Glauben Sie«, rief Goebbels den alten Kämpfern zu, »daß ihm die Tränen und Anklagen der Mütter und Frauen gleichgültig waren, deren Söhne und Männer er erschießen ließ, nicht weil sie als Individuen schuldig waren, sondern weil die Staatsraison ihren Tod erheischte? Gewiß mußte er sich zu dieser unmenschlichen Grausamkeit zwingen, und gerade das machte die Größe seiner Tat aus, wie es die Größe seiner Schuld bedeutet hätte, wäre durch einen unglücklichen Zufall der Krieg für Frankreich doch verlorengegangen und er vom eigenen Volk als Kriegsverbrecher zur Rechenschaft gezogen worden.«

Und er versprach abschließend, keinem Staatsfeind gegenüber, »der unserem Sieg entgegen - und damit auf die Verelendung und Versklavung unseres ganzen Volkes hinarbeitet«, Milde walten, sondern ihm, wer es auch sei, den Kopf abhacken zu lassen: »Der Kohlkopf muß runter! Ich werde unter kein Gnadengesuch für einen Defaitisten meine Unterschrift setzen!«

Eine ähnliche zum Letzten entschlossene Kampfstimmung hatte geherrscht, als Goebbels $I_{6/2}$ Jahre zuvor zur ersten nationalsozialistischen Massenversammlung im Wedding, dem rötesten Stadtteil des roten Berlins, am 11. Februar 1927 aufgerufen hatte, die unter der Bezeichnung »Die Schlacht in den Pharus-Sälen« in die Geschichte eingegangen ist. Fast alle der an diesem Abend im Hause Goebbels bei Erbsensuppe und Eisbein versammelten alten Kämpfer des »Freiheitsbundes« waren damals dabeigewesen, an ihrer Spitze Kurt Daluege, der damals Führer der Berliner SA und treuer Verbündeter seines Gauleiters, nach der Machtübernahme als General der Polizei und SS Befehlshaber zunächst der preußischen und dann der ganzen deutschen Schutzpolizei war. Daluege hatte nicht nur mit seiner SA die Vorbereitung und den Saalschutz der Veranstaltung in den Pharussälen übernommen, sondern fungierte auch als Versammlungsleiter.

Dem Ereignis, bei dem die Berliner SA gewissermaßen ihre Feuerprobe bestehen sollte, ging eine Art Generalprobe voran. Für den 25. Januar 1927 hatte der Gau Berlin der NSDAP zu einer Kundgebung in die Seitz-Festsäle von Spandau eingeladen, jenen westlichen Vorort Berlins, der mit seiner geballten Industrie natürlich von den marxistischen Parteien beherrscht wurde, wo aber die Nationalsozia-

listen doch schon hier und da Fuß gefaßt hatten. Als Redner war Goebbels angekündigt. Sein Thema: »Der deutsche Arbeiter und der Sozialismus«. Es interessierte. Und wenn auch Redner und veranstaltende Partei damals noch kaum bekannt waren, füllte sich doch der Saal.

500 seiner Zuhörer, so erinnerte sich Goebbels in seinem Buch, waren Rotfrontkämpfer. Sie sollten, so glaubte er, »uns ihre harten proletarischen Fäuste zeigen«. Es kam nicht dazu. Der Redner scheint sie gepackt, vielleicht sogar überzeugt zu haben. Selbst als ein kommunistischer Debattenredner unterbrochen und hinausgeworfen wurde, löste das keine Saalschlacht aus. Es war ein voller Sieg, stellte Goebbels fest. Gewiß kein überwältigender. Aber die braunen Parteigenossen kehrten aus Spandau mit dem Bewußtsein zurück, mehr als nur ein kleines Häuflein politischer Sektierer zu sein.

Trotzdem hatte sich Goebbels nach Ansicht vieler, die weniger draufgängerisch als er waren, doch wohl zu viel vorgenommen, als er nach diesem Erfolg im roten Wedding ebensolche Plakate riesigen Formates ankleben ließ, auf denen für Freitag, 11. Februar 1926, 20 Uhr, eine Kundgebung in den Pharus-Sälen in der Müllerstraße Nr. 142 von Berlin N angekündigt wurde. (Eintritt 30Pf., Erwerbslose 10Pf.) Pg. Dr. Goebbels sollte zum Thema: »Der Zusammenbruch des bürgerlichen Klassenstaates« sprechen.

Das war bewußt ins Vokabular der Marxisten gegriffen. Aber es waren auch neue Töne zu hören: »Arbeiter der Stirn und der Faust, in deine Hände ist das Schicksal des deutschen Volkes gelegt.« Dieses war den Genossen im Karl-Liebknecht-Haus bisher ziemlich gleichgültig gewesen. Das mußte wohl von anderen stammen. Man sollte sich die Leute von der NSDAP ruhig einmal ansehen, meinten viele. Die kommunistische Führung war fest entschlossen, sich diese »unerträgliche Provokation«, wie die »Rote Fahne«, das Zentralorgan der KPD, schrieb, nicht gefallen zu lassen. Die Pharus-Säle waren zwar ein Privatunternehmen, das nach den demokratischen Gesetzen der Weimarer Republik seine Räumlichkeiten an jede legale Organisation vermieten konnte, die bereit und in der Lage war, die Miete sowie die Garantie für eventuell entstehende Schäden im vorhinein zu erlegen. Das hatte die NSDAP getan. Aber hier hatten seit der Novemberrevolution von 1918 nur die den Wedding beherrschenden Kommunisten getagt. Sie waren nicht bereit, ihre traditionelle Hochburg dem »Klassenfeind« kampflos zu überlassen. Sie machten dar-

aus auch gar kein Geheimnis. Wilfrid Bade* gibt den Text der Gegen-Plakate wieder, mit denen die Kommunisten die Hauswände der Pharus-Säle und der angrenzenden Viertel bepflastert hatten: »Der rote Wedding dem roten Proletariat. Wer es wagt, seinen Fuß in die Pharussäle zu setzen, wird zu Brei geschlagen.«

So wird es verständlich, daß Goebbels in seinem Buch ungeniert gesteht, ihm habe »das Herz zum Bersten« geschlagen, als er an diesem Abend vom Zentrum aus zu der Veranstaltung in den Wedding fuhr. In den Pharus-Sälen meldete ihm Daluege, der zu Fuß dorthin gelangt war, und zwar an der Spitze seiner SA mit wehenden Hakenkreuzfahnen, das Lokal sei voll besetzt, zu zwei Dritteln von Rotfrontkämpfern. Vielleicht war das übertrieben. Gezählt hat sie niemand.

Als Goebbels den Saal betrat, begann der Tumult. In die Heilrufe seiner Anhänger mischten sich die Schmähungen der Gegner: »Arbeitermörder« - »Bluthund« - »Kapitalistenknecht«. Vergeblich versuchte Daluege als Versammlungsleiter, sich Gehör zu verschaffen. Seine wiederholten »Ruhe«-Rufe wurden nur mit Gelächter und Gebrüll beantwortet. Die Masse der Ruhestörer war in der hinteren rechten Ecke des Saales konzentriert. Von dort aus verlangte ein kommunistischer Provokateur immer wieder mit dem Ruf »Zur Geschäftsordnung!« das Wort. Daluege erwiderte, es solle nachher eine Aussprache stattfinden: »Aber die Geschäftsordnung bestimmen wir.« So war den Störern nicht beizukommen. Da wandte sich Goebbels mit ein paar Worten zu Daluege, und dieser schickte daraufhin einen SA-Trupp in die Ecke der Kommunisten, wo der offenbare Anführer ergriffen und auf die Tribüne gebracht wurde. Da flog der erste Bierseidel. Blut floß. Ein Höllenspektakel brach los. Tische und Stühle wurden zerschlagen und neben Gläsern und Flaschen als Wurfgeschosse oder auch Schlagwaffen benutzt. Etwa zehn Minuten tobte die Schlacht. Dann wurde es still. Die Veranstalter hatten zehn (nach anderen Berichten zwölf) Verwundete zu beklagen, die Angreifer 75 (oder 83).

Als die eigenen Verwundeten versorgt waren, hatte Goebbels den propagandawirksamen Einfall, sie auf Tragbahren auf die Tribüne bringen zu lassen, um sich bei ihnen für ihren mutigen Einsatz zu

* NS-Schriftsteller, später Ministerialrat u. Abteilungsleiter im RMVP, von Heiber als »SA-Barde« apostrophiert, in seinem Buch »Joseph Goebbels«, Lübeck 1938.

bedanken, ehe sie draußen von den Schmährufen (»Streckt das Schwein immer noch nicht alle viere von sich?«) der herausgeworfenen Kommunisten empfangen, aber von der Polizei beschützt, per Krankenwagen abtransportiert wurden. Dann rief Daluege in den Saal: »Die Kundgebung wird fortgesetzt. Der Redner hat das Wort.« Goebbels schrieb, er habe weder vorher noch nachher jemals unter so erregenden Umständen gesprochen. Der Saal glich einem Schlachtfeld. Trümmer und Blutlachen überall. Eisiges Schweigen hatte sich ausgebreitet. Die Tausende, die noch nach dem Tumult den Saal füllten - selbst die gegnerische Presse sprach von mehreren tausend Kundgebungsteilnehmern - wurden von einem Redner in den Bann gezogen, der, vor Erregung bebend, sein Letztes gab.

Das war aber nicht der einzige Erfolg, den Goebbels am 11. Februar 1927 zu verzeichnen hatte. »Wir müssen heraus aus der Anonymität«, hatte er noch wenige Wochen zuvor parteiintern erklärt. »Sie sollen uns beschimpfen, verleumden, bekämpfen, erschlagen, aber sie sollen von uns sprechen. Wir sind sechshundert in Berlin. Wir müssen in sechs Jahren 600000 sein.«

Die Schlagzeilen der Berliner Presse waren am nächsten Tag von der »Schlacht in den Pharussälen« bestimmt. Von ganz links (»Welt am Abend«, Münzenberg) bis ganz rechts (»Nachtausgabe«, Scherl) gab es in der Reichshauptstadt nur ein Thema. Nach diesem Tag waren die Nazis in Berlin nicht mehr totzuschweigen. Der Rheinländer Goebbels hatte das Wesen dieser Stadt vollkommen richtig erkannt, als er in seinem »Kampf um Berlin« schrieb: »Berlin braucht seine Sensation wie der Fisch das Wasser. Diese Stadt lebt davon, und jede politische Propaganda wird ihr Ziel verfehlen, die das nicht erkannt hat.«

Er hatte es erkannt, und er erreichte sein Ziel. Und ihm kam damals noch eine Erkenntnis, die er an gleicher Stelle ausdrückte: »Die Straße ist nun einmal das Charakteristikum der modernen Politik. Wer die Straße erobern kann, kann auch die Massen erobern, und wer die Massen erobert, der erobert damit den Staat.«

Drei Tage nach der »Schlacht in den Pharus-Sälen« wurden in der Gaugeschäftsstelle 2600 neue Mitglieder der Partei und 500 der SA registriert. Goebbels, das wußte er jetzt, war auf dem Weg zum Erfolg. Er hatte die gespenstische »Opiumhöhle« in der Potsdamer Straße, in der er wenige Monate zuvor hatte anfangen müssen, endgültig verlassen und befand sich auf dem Weg in das international

renommierte Hotel »Kaiserhof«, wo er demnächst Adolf Hitler unterbringen und begrüßen würde, der bis dahin noch nie in der Reichshauptstadt gesprochen hatte. Vielleicht war der Schritt von der »Opiumhöhle« zum »Kaiserhof« für die NSDAP entscheidender als der vom Kaiserhof zur Reichskanzlei.

17. KAPITEL

»Die verfluchten Hakenkreuzler«

Zu den journalistischen und propagandistischen Fähigkeiten, die Goebbels in den Pharus-Sälen so virtuos gebraucht hatte, gehörte es auch, mit den Schlagwörtern seiner Gegner zurückzuschlagen. Jetzt, da die Berliner Presse »die verfluchten Hakenkreuzler« nicht mehr totschweigen konnte, sondern täglich von Nachrichten und Schlagzeilen über ihre Untaten wimmelte, griff Goebbels den Ausdruck auf, der in einer jener »Rotationssynagogen« entstanden war, wie er die ihm feindlich gesinnten Berliner Zeitungsredaktionen (und das waren damals noch fast alle) gerne nannte.

»Die verfluchten Hakenkreuzler« wählte er als Titel für eine jener Broschüren, die - von ihm herausgegeben - für 25 Pfennig (1000 Stück zu 100 Mark) wohlfeil zu haben waren und massenweise, vor allem auf der Straße, vertrieben wurden. Er übernahm die vom Gegner im negativen Sinn gebrauchte Bezeichnung als eine Art Ehrentitel. Als ein anderes Blatt die SA als Banditen bezeichnet hatte, bezeichnete er sich selbst als »Oberbandit« und ließ sich als solcher für eine Veranstaltung ankündigen. »Es wurde hier eine neue, moderne Sprache gesprochen«, zitiert Fraenkel* den Berliner Gauleiter, »die nichts mehr mit altertümlichen, sogenannten völkischen Ausdrucksformen zu tun hatte.« Seine ehemaligen Arbeitgeber von der »Völkischen Freiheit« lasen das gewiß nicht gerne. Aber es stimmte: »Die nationalistische Agitation wurde für die Massen zugeschnitten. Die moderne Lebensauffassung der Partei suchte und fand hier auch einen modernen, mitreißenden Stil.«

Unzählige Wortschöpfungen jener Zeit gehen auf Goebbels zurück. Eine der einprägsamsten fand sogar Eingang in den Duden. Aus einer Kreuzung von Journalist und Kanaille machte er »Journaille« (von der Dudenreaktion** so erklärt: »gewissenlos und hetzerisch arbeitende Tagespresse«).

* op. cit.

** Mannheim 1980

Einen seiner Vorgänger als Reichskanzler, den Mann, »der augenblicklich auf Bismarcks Sessel sitzt«, den Sozialdemokraten Hermann Müller (1876-1931), charakterisierte er mit seiner spitzen Feder durch sein volles Doppelkinn, das er (in Anlehnung an das Wort Kindeskinder) als »Kinneskinn« treffend bezeichnete. Und im »Angriff« (23. Januar 1928) widerlegte er die Ansicht, im vornehmen Berliner Westen amüsiere sich »die Elite des Volkes«, mit der trockenen Feststellung: »Es ist nur die Israelite«, was ihm Heiber* als Antisemitismus vom »ältesten und dümmsten Klischee« ankreidet. Nun war Goebbels zwar ganz gewiß ein Judengegner, aber ebenso gewiß kein verbohrter nach Art Julius Streichers. Sonst hätte er schwerlich durchzusetzen gewußt, daß allein in dem von ihm betreuten Revier des deutschen Films 320 Künstler mit nichtarischen Webfehlern Sondergenehmigungen zur Ausübung ihres Berufes im Dritten Reich erhielten, um nur einige der bekanntesten wie Trude Hesterberg, Paul Henckels und Albrecht Schoenhals zu nennen. Trotzdem war es eine seiner öffentlich gemachten judenfeindlichen Äußerungen, die ihm und seinem Gau in diesem ersten Jahr seines Kampfes um Berlin schwerste Nachteile eingetragen hat. Es hatte mit der Schlacht in den Pharussälen für die NSDAP so gut begonnen. Der Triumph über die ihrer Sache im roten Wedding so sicheren Kommunisten hatte reiche Früchte getragen. Der über die Partei in Berlin verhängte Schweigebann war gebrochen. Goebbels sorgte dafür, daß die »Journaille« immer neuen Stoff und die SA immer mehr zu tun bekam. »Sie hatten Blut geleckt«, schrieb Reimann** sehr treffend. Die nächste blutige Auseinandersetzung mit dem marxistischen Gegner gab es am 20. März 1927 bei der sogenannten »Lichterfelder Bahnhofsschlacht«, die Wilfried Bade*** in allen Details, wenn auch sicher allzu heldenhaft geschildert hat. Der Zufall hatte eine Gruppe Rotfrontkämpfer (mit Schalmeienkapelle), die von einer Veranstaltung außerhalb Berlins zurückkehrte, mit einer Abteilung SA im gleichen Zug zusammengeführt, die gleichfalls einen auswärtigen Einsatz hinter sich hatte. Das konnte nicht gutgehen. Beim Aussteigen in Lichterfelde kam es zu schweren Zusammenstößen. Rotfront mußte unter Zurücklassung von fünfzehn Verletzten den Bahnhof räumen. Von den blitzenden Schalmeien, die teils als Schlag-»Instru-

* op. cit.
** op. cit.
*** op. ci».

mente« hatten dienen müssen, blieb nur noch verbogenes Blech übrig. Die Presse hatte wieder saftige Schlagzeilen, die um so gehässiger ausfielen, als die siegreichen SA-Leute anschließend zum Kurfürstendamm gezogen waren, um dort, wie es in einem Zeitungsbericht wörtlich hieß, »harmlose Passanten jüdischen Aussehens« zu belästigen. Es war die »Israelite«, über die sich Goebbels wenig später in seinem »Angriff« mokierte.

Goebbels hatte sich nicht nur über diese Art der Berichterstattung geärgert, sondern auch darüber, daß die gleiche Presse, die aus den Anpöbeleien auf dem Kurfürstendamm Schlagzeilen machte, von der ersten Rede, die Hitler in der Reichshauptstadt hielt, praktisch keine Notiz nahm. Dabei hatte Goebbels auch diese Veranstaltung - wie diejenige im Wedding - ausgesprochen provokativ angelegt. Hitler hatte ja damals in Preußen noch Redeverbot. Es mußte also eine geschlossene Veranstaltung sein, auf der er sprach. Goebbels hatte dazu das riesige Tanzlokal »Clou« in der Mauerstraße gemietet. Es war mit 5000 Menschen voll besetzt - ein beachtlicher Erfolg. Als Tag der Kundgebung war noch dazu der 1. Mai gewählt worden.

Aber die Kommunisten ließen sich diesmal nicht provozieren und überließen Hitler seinen »verfluchten Hakenkreuzlern«. Es kam zu keinerlei Krawallen.

Hitler war über das totale Schweigen der Presse enttäuscht, das seinen ersten Auftritt auf der »Weltbühne Berlin« begleitet hatte, der für ihn ein historisches Ereignis gewesen war.

Schon drei Tage später sprach Goebbels selbst. Und da kam es zu dem Clou, den man im »Clou« vermißt hatte. Auch das entsprechende Presseecho blieb nicht aus. Goebbels hätte es weniger lautstark gewünscht, denn es hatte schwere Folgen. Das »Kriegsvereinshaus«, in dem die Kundgebung stattfand, war voll besetzt. Über das Thema herrscht in der Zeitgeschichtsschreibung Unklarheit. Keiner der ernsthaften Autoren nennt es. Nur Curt Riess bezieht sich - wie fast immer ohne Quellenangabe - auf eine jener »Massenversammlungen in Arbeitervierteln«, bei der am 4. Mai 1927 Goebbels zu dem Thema gesprochen habe: »Volk in Not! Wer rettet uns - Jakob Goldschmidt?« Es kann sich eigentlich nur um die Goebbels-Kundgebung vom gleichen Tag im Kriegervereinshaus handeln.

Riess weiß dazu ein amüsantes Anekdötchen zu berichten. Jakob Goldschmidt war der Inhaber der »Darmstädter und Nationalbank« (kurz Danatbank genannt), die 1922 durch Verschmelzung zweier

altangesehener deutscher Banken entstanden war und 1931 im Mittelpunkt des Danat-Skandals stand. Sie brach im Zuge der tiefgreifenden Wirtschaftskrise zusammen, die gerade damals im Mai 1927 begann und am 25. Oktober, mit dem »Schwarzen Freitag« an der New Yorker Börse einen ersten Höhepunkt erreichte. Die Weimarer Republik mußte tief in den Staatssäckel greifen, um die Danatbank vor dem Konkurs zu bewahren und in die Dresdner Bank zu überführen.

Goldschmidt witterte - immer nach Riess - Unrat, als sein Name auf den »blutroten Plakaten« der NSDAP erschien, und schickte seine Privatsekretärin in die Versammlung, um die wichtigsten Passagen mitzustenographieren. Das müssen die »verfluchten Hakenkreuzler« aber wohl herausbekommen haben, denn Goebbels soll bei der Begrüßung der Anwesenden - und Riess zitiert hier in direkter Rede - auch »der reizenden jungen Dame, Privatsekretärin von Herrn Jakob Goldschmidt«, ein paar freundliche, obwohl ironische Worte gewidmet haben. Man kann sich den Lacherfolg einer solchen Anspracheeinleitung leicht vorstellen. Aber so nett die Geschichte auch ist, sie ist leider historisch nicht ausreichend gesichert. Glaubwürdiger ist der Bericht der (gemäßigt nationalliberal eingestellten) »Deutschen Allgemeinen Zeitung« (vom 6. Mai 1927) über die gleiche Veranstaltung. Goebbels habe seine Ansprache mit der Verlesung von Pressekommentaren zu der Hitler-Rede (im Clou) vom 1. Mai eingeleitet und die Verantwortlichen als »Judenschweine« beschimpft. Heiber spricht nur von »Judenjournaille« und - wie auch Reimann - »Rotationssynagogen«.

Fest steht ganz offenbar, daß der Redner kräftig gegen die Presse vom Leder zog, weil sie über die Hitler-Rede nur ganz kurz und dazu negativ berichtet habe. Bei entsprechender Erwähnung der Juden in jener Rede vom 4. Mai 1927 erhob sich ein Versammlungsteilnehmer und rief mit lauter und klar vernehmbarer Stimme: »Sie sehen ja auch nicht besonders aus.«

Einen Augenblick herrschte eisiges Schweigen. Selbst Goebbels war sprachlos. Er fixierte den Zwischenrufer, einen würdigen alten Herrn in dunklem Anzug. Er habe ihn verwarnt, schreibt er in seinem Buch, und gedroht, von seinem Hausherrnrecht Gebrauch zu machen und ihn herauswerfen zu lassen, was auch erfolgte, als der Mann weiter störte. Andere Berichte besagten, es sei auf den Zwischenrufer sofort mit Bierseideln eingeschlagen worden. Wie der Hinauswurf auch im

einzelnen vor sich ging, er endete jedenfalls für den blutüberströmten Zwischenrufer im Krankenhaus.
Natürlich bekam die Presse mühelos heraus, daß es sich bei dem Opfer um den evangelischen Pastor Fritz Stucke handelte. Jetzt hatte Goebbels die Publizität, über deren Ausbleiben anläßlich des Hitler- Clous er sich so eindringlich beschweren zu müssen glaubte. »Braune Rowdies schlagen Pastor blutig« war noch eine der zurückhaltendsten Schlagzeilen zu dieser Bombennachricht. Es nützte nichts, daß sich die Evangelische Landeskirche von ihrem Seelenhirten distanzierte. Ihm sei, so hieß es in einer kirchenamtlichen Stellungnahme, durch Urteil des Kammergerichtes vom 21. Juli 1923 das Recht zur Führung der Amtsbezeichnung Pastor sowie zur Benutzung der Amtstracht entzogen worden. Der Grund wurde nicht genannt. Aber Goebbels bekam ihn heraus: Der ehemalige Pastor Stucke sei Alkoholiker und war am fraglichen Abend offenbar wieder angetrunken gewesen. Die Affäre schlug haushohe Wellen. Sie war Goebbels um so unangenehmer, als Hitler sich noch immer in Berlin aufhielt und alle Einzelheiten des Skandals aus nächster Nähe mitbekam. Da war nichts zu beschönigen oder zu vertuschen. Natürlich stand er in Berlin nicht nur mit ihm, dem Gauleiter, sondern auch mit seinem Propagandaleiter Gregor Straßer und dessen Bruder Otto, dem Chefredakteur der »Berliner Arbeiterzeitung«, dem einzigen NS-Organ in der Reichshauptstadt, in ständiger engster Verbindung. Gerade weil Goebbels und damit auch Hitler bei seiner Veranstaltung im Clou eine so schlechte Presse in Berlin hatte, war für den »Chef«, wie er damals noch genannt wurde, die Verbindung zu den Straßers so wichtig. Sie waren die einzigen, die an dieser entscheidend wichtigen Stelle, der Reichshauptstadt, publizistisch für ihn und die Bewegung wirksam wirken konnten.
Natürlich agitierten sie nicht direkt gegen Goebbels, ja sie hüteten sich sogar, Hitler gegenüber allzu schlecht von ihm zu sprechen. Sie hatten ja Bamberg hinter sich, wo sich Goebbels »dem Stärkeren«, nämlich Hitler, nicht Straßer, gebeugt hatte. Was sie gegen Goebbels vorzubringen hatten, wurde mit äußerster Vorsicht und nur indirekt geäußert. Er sei ja ein blendender Redner - so leiteten, wie mir Goebbels einmal sagte, all seine Gegner ihre Sticheleien gegen ihn bei Hitler ein - aber als verantwortlicher Funktionär der Partei für eine so entscheidend wichtige Region wie die Reichshauptstadt politisch vielleicht doch zu impulsiv.

Der Eklat hatte für die Berliner NSDAP jedenfalls katastrophale Folgen. Die Partei und ihre Gliederungen wurden für Berlin-Brandenburg verboten. Goebbels und all seine inzwischen von ihm herangezogenen Mitarbeiter bekamen Redeverbot. Partei und SA mußten in den Untergrund gehen. Umzüge, Fahnen, Uniformen waren verboten. Die Einnahmen aus den Massenkundgebungen und dem Verkauf der Broschüren blieben aus. Selbst die Beitragsfreudigkeit der Parteigenossen ließ nach. Ihre Zahl hatte sich in den wenigen Monaten auf 3000 erhöht. Der Mitgliederbestand der SA war verdreifacht worden. Aber was nützte das alles, wenn jetzt durch das Verbot Partei und SA auseinanderzufallen drohten!

»Mich persönlich«, schrieb Goebbels in seinem Buch, »traf das Redeverbot außerordentlich schwer. Ich hatte ja keine andere Möglichkeit, mit meinen Parteigenossen den notwendigen Kontakt aufrechtzuerhalten. Noch fehlte uns die Presse, in der ich mit der Feder agitieren konnte. Alle Versammlungen, in denen ich reden wollte, wurden verboten.«

Er hatte zwar die Annahme des Verbotsbescheides verweigert, als dieser ihm am 5. Mai, dem Tag nach dem Skandal, durch uniformierte Polizisten in der Gaugeschäftsstelle zugestellt worden war, so daß der brave Beamte ihn mit einer Heftzwecke an der Eingangstür befestigen mußte, er hatte die Parole »Trotz Verbot nicht tot« erfunden, er hatte den Übergang in die Illegalität so gut wie möglich organisiert, indem er jede Ortsgruppe und jeden SA-Sturm als nach dem Gesetz eingetragenen Verein registrieren ließ, so daß es in Groß-Berlin bald ein Unzahl der merkwürdigsten Vereine gab, wie etwa den Sparverein »Pinke-Pinke«, den Anglerverein »Modder-Krebs«, den Keglerverein »Gut Holz«, den Kleingärtnerverein »Bohnenstange« und unzählige mehr, alle mit den gehörigen Statuten und gewählten Vorständen. Doch das alles war kein Ersatz für die gerade eben von ihm gestraffte und auf Schwung gebrachte Parteiorganisation.

In dieser prekären Lage dachte Goebbels an die Gründung einer eigenen Zeitung, seiner Zeitung, in der er selbst - nicht Rosenberg in München oder Straßer in Berlin - »mit der Feder agitieren konnte«. Berlin war sein Gau, den er in Schwung gebracht hatte. Hier wollte, hier mußte er sein eigenes Presseorgan haben, um so mehr als man ihm jetzt mit dem Redeverbot einen Maulkorb angelegt hatte. Vielleicht wäre er von dieser sachlich gewiß begründeten Idee nicht derartig besessen gewesen, daß er sie schließlich, so aussichtslos sie

auch zunächst erschien, doch durchsetzte, hätten die Straßer-Brüder nicht am 23. April 1927, also gerade im Augenblick des bevorstehenden Hitler-Besuches in Berlin, in ihrer »Berliner Arbeiterzeitung« einen scheinbar wissenschaftlichen Artikel über »Die Folgen der Rassenmischung« veröffentlicht.

Der Essay führte zur Illustrierung des Themas das Beispiel Talleyrands (1754-1838) an, der in seinem jahrzehntelangen Wirken in der französischen Politik in ihren ganz entscheidenden Phasen von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß und der Heiligen Allianz so ungefähr sämtliche politisch-weltanschaulichen Einstellungen wie die Hemden wechselte und alle einmal von ihm beschworenen Ideen bedenkenlos verriet, wenn das seine jeweiligen politischen Absichten geraten erscheinen ließen. Der Bischof von Autun (seit 1788), der seine bourbonischen Könige ebenso im Stich ließ wie seinen katholischen Glauben, um sich bei den jakobinischen Revolutionären anzubiedern, der dem Direktorium ebenso diente wie Napoleon I., um sich danach den restaurierten Bourbonen und später dem Bürgerkönig Louis Philippe zur Verfügung zu stellen, und der schließlich angesichts des Todes zum katholischen Glauben zurückkehrte, um nur ja nicht ohne die Sakramente sterben zu müssen, dieser Gesinnungsakrobat war auch körperlich mißgestaltet. Das war die Quintessenz des Straßer-Artikels. Talleyrand kam mit einem Klumpfuß - angeblich Resultat von Rassenmischung - zur Welt. Daß auch Goebbels mit einem solchen belastet war, wurde nicht ausdrücklich gesagt, aber die entsprechende Schlußfolgerung lag für jedermann nahe.

Das war infam. Der betrunkene Pastor, der Goebbels im Kriegervereinshaus seine körperliche Mißgestaltung vorgehalten hatte, war krankenhausreif geschlagen worden. Auch die Straßers würden seine Rache zu spüren bekommen. Jetzt sollte ihnen erst einmal ihr Presseorgan zerschlagen werden.

Aber der Weg dahin war weit und beschwerlich. Es hat vielleicht in der gesamten Geschichte des Weltjournalismus keine Zeitungsgründung unter derart verzweifelten Umständen gegeben wie diese. Sie hatte überhaupt keine anderen Voraussetzungen als den eisernen Willen des Gründers. Es gab außer ihm keinen einzigen Mitarbeiter, der auch nur einigermaßen schreiben konnte. Es gab kein Geld, kein Papier, keine Anzeigen. Ja, es gab nicht einmal genug Leser. Die paar tausend Parteigenossen, auf die es der Gau Berlin bis zum Verbot

gebracht hatte, konnten zwischen dem Münchner Völkischen Beobachter und dem Berliner Straßer-Blatt wählen, wenn sie nicht ohnehin eine der ausgezeichnet gemachten bürgerlichen Zeitungen der Reichshauptstadt bevorzugten. Zum Chefredakteur machte Goebbels Dr. Julius Lippert, der nur zwei Jahre älter als er selbst war, 1929 Fraktionschef der Partei im Berliner Stadtparlament, 1933 Staatskommissar und 1937 Oberbürgermeister Berlins wurde, der aber damals gerade eine politische Gefängnisstrafe zu verbüßen hatte. Das beste an der neuen Zeitung waren ihr Titel und die Art, wie sie angekündigt wurde. Die - wie üblich - blutroten Plakate trugen zunächst nur zwei Worte: »Der Angriff«. Dahinter ein großes Fragezeichen. Ein paar Tage später neue Plakate. Wieder: »Der Angriff«. Dahinter ein Datum: 4. Juli 1927. Erst aus der dritten Ankündigung ging hervor, daß es sich um das Erscheinen einer neuen Zeitung handelte.

Es wurde eine schwere Enttäuschung. Man hatte vorsichtshalber nur 2000 Exemplare gedruckt. Aber niemand wollte sie haben. Die großen Berliner Zeitungen nahmen von der neuen Konkurrenz keine Notiz. Goebbels war an jenem Montag, als sein »Angriff« (Untertitel: »Für die Unterdrückten - gegen die Ausbeuter!«) erstmalig erschien, auf einer Dienstreise. In einem Bahnhofskiosk kaufte er sich ein Exemplar. Er war entsetzt, als er die Zeitung durchblätterte. Das war, schrieb er in seinem Buch, nicht, »was ich eigentlich gewollt hatte; eine kümmerliche Winkelzeitung, ein gedruckter Käse.«

Von nun an kniete er sich persönlich in die Redaktionsarbeit und begnügte sich nicht bloß damit, die Leitartikel auf der ersten Seite unter der Spitzmarke »Dr. G.« zu schreiben. Sie wurden in ganz knappem, mitreißendem Stil abgefaßt, gedruckte Kurzreden, strotzend von blendenden Formulierungen, übersprudelnd von immer neuen Einfällen. Auch die vielen anderen Rubriken wie das in keiner Ausgabe fehlende »Politische Tagebuch« und Spalten wie »Vorsicht! Gummiknüppel!« oder »Quer durch Berlin« verrieten eine Feder, wie es sie in der ganzen NS-Presse nicht noch einmal gab.

Das Konzept des »Angriff« war, daß er nicht einmal den Anschein der Objektivität erwecken, sondern den Leser bewußt beeinflussen, ihn zu einer ganz bestimmten Einstellung bringen oder, wenn er diese schon hatte, darin bestärken wollte.

Langsam gewann der »Angriff« an Boden. Als die Saure-Gurken- Zeit überstanden war (in der kein vernünftiger Mensch eine Zeitung

inauguriert), kam der Straßenverkauf in Gang, und es erhöhte sich die Zahl der Abonnenten. Eine neue Zeitung mitten im Sommer zu starten, wenn alle Welt auf Reisen geht, konnte nur jemand einfallen, der damit ganz besondere Zwecke verfolgte. Goebbels wollte seine Rache für den Talleyrand-Artikel, der ihn an seiner empfindlichsten Stelle getroffen hatte, sofort. Und er bekam sie.

Am Tag, an dem die erste Ausgabe seiner neuen Wochenzeitung erschienen war, schrieb er einen fünf Seiten langen Brief an Hitler, der wohl die energischsten Worte enthielt, die er jemals an diesen gerichtet hat. Er bezeichnete den fraglichen Straßer-Artikel als das Niederträchtigste, was ihm in seinem ganzen politischen Leben bisher widerfahren sei. »Ich muß gestehen, daß ich weder von Juden noch Marxisten jemals in so infamer und niedriger Weise angegriffen worden bin«, heißt es wörtlich in dem Brief vom 5. Juli 1927, den Reimann* im West-Berliner »Document Center« fand. Er lehne es ab, mit ähnlichen Methoden zu kämpfen, aber er sei in eine »Entweder-Oder«-Situation geraten. Er werde nie an der Partei und schon gar nicht an ihrem Führer zweifeln. Aber es könnte der Augenblick kommen, daß er sich der Leute schämen müßte, die im Kampf um Deutschlands Freiheit an seiner Seite oder hinter ihm stünden. Die jüdische Presse führe ihren Kampf nicht mehr gegen die NSDAP, sondern gegen seine Person. Es werde - wie auf einen geheimen Befehl - von einer Auseinandersetzung »zwischen Ihnen und mir« gesprochen. Es gebe offenbar Leute in der Bewegung, die die jüdische Presse mit derartigen Informationen versorgten. »Können Sie wirklich weiterhin zulassen, daß Parteigenossen solche Methoden gegen andere Parteigenossen anwenden?« fragte er Hitler und bat ihn ohne Umschweife, ihn in diesem Fall seines »Postens als Gauführer von Berlin-Brandenburg zu entheben«.

Das war die Vertrauensfrage. Hitler mußte sich entscheiden. Er sprach mit Rosenberg. Der war dafür, Goebbels zu feuern. Hitler meinte dagegen, die Herren in Berlin müßten lernen, miteinander auszukommen. Aber dafür war es nun zu spät. Der »Angriff« stand jetzt zwischen ihnen. Die Straßers hatten sich schon in ihrer Erwartung geirrt, Goebbels werde mit Sicherheit an der Reorganisation dieses völlig verlotterten Gaues scheitern. Er hatte dabei im Gegenteil geradezu spektakuläre Erfolge gehabt. Nun schienen sie sich auch

* op. cit.

mit ihren düsteren Prognosen für den »Angriff« zu irren, der entgegen allen Erwartungen nicht eingehen wollte. Da schrieb Gregor Straßer auch einen Brief nach München, nicht an Hitler, sondern an Heß. Er beschwerte sich seinerseits über Goebbels, der ihn verleumdet habe, so daß in dieser Angelegenheit Hitler entscheiden müsse. So kamen Hitler und Heß in Begleitung des Generals Heinemann als dem Uschla-(Parteigerichts-)Vorsitzenden am 20. und 21. Juli nach Berlin. Es wurde ein eindeutiger Sieg für Goebbels. Nicht daß es zu einer ausdrücklichen Verurteilung Straßers kam. Sein Talleyrand- Artikel wurde überhaupt nicht erwähnt. Aber die Abschluß-Erklärung des Uschla-Vorsitzenden kündigte eine Stellungnahme Hitlers im »Völkischen Beobachter« an, in der es dann u. a. hieß, alle Gerüchte über Meinungsverschiedenheiten mit Goebbels seien reine Erfindungen der jüdischen Schmutzpresse zu durchsichtigen Zwecken: »Mein Verhältnis zu Herrn Dr. Goebbels hat sich in keiner Weise verändert. Er genießt wie bisher mein vollstes Vertrauen.« Gleichzeitig wurde vorgesehen, die Zeitung »Der Angriff« dem offiziellen Parteiverlag Franz Eher Nachf. in München anzugliedern. Damit waren die Brüder Straßer, ihre »Berliner Arbeiterzeitung« und ihr »Kampfverlag« erledigt. Der »Angriff« aber war endgültig gerettet. Goebbels war überglücklich. Als er am 29. Oktober 1927 seinen 30. Geburtstag feierte, durfte er befriedigt zur Kenntnis nehmen, daß der »Angriff« erstmalig keine Verluste mehr machte. Die Parteigenossen vom »Freiheitsbund«, die ihm für die Gründung der Zeitung 2000 Mark als persönliches Darlehen zur Verfügung gestellt hatten, überreichten ihm jetzt als Geburtstagsgeschenk die von ihm damals unterschriebenen Schuldscheine in Form von Papierschnitzeln, dazu die gleiche Summe in bar und 2500 neue Abonnementsverpflichtungen, die sie inzwischen gesammelt hatten. Es war die größte Freude, die man ihm an diesem Tag machen konnte.

Ein weiteres Geburtstagsgeschenk hatte inzwischen seinen symbolischen Sinn verloren. Es war ein handfester Maulkorb Marke »Verfassungstreu«. Aber an diesem Morgen hatte der Polizeipräsident den Berliner Gauleiter amtlich davon in Kenntnis gesetzt, daß das Parteiverbot zwar generell weiterbestehe, das Redeverbot für ihn, Goebbels, aber gelockert worden sei. Er dürfe jetzt wieder sprechen, wenn er jeweils vorher eine besondere Genehmigung dafür einhole.

Damit war ein briefliches Gefecht beendet, das der Gau Berlin-Brandenburg der NSDAP mit dem Polizeipräsidium Abt. IA (politi-

sche Polizei), ausgetragen hatte. Dessen letzter Brief war von einem Kanzleiassistenten Krause unterschrieben und mit den Worten abgeschlossen worden: »Sollte Dr. Goebbels dennoch in Versammlungen der NSDAP als Redner auftreten, so werde ich diese sofort auflösen.« Goebbels antwortete ihm in Form eines seiner berühmten und berüchtigten offenen Briefe im »Angriff«: »Ich, Krause, werde also der Verfassung ins Gesicht schlagen, Dr. Goebbels die freie Meinungsäußerung, die jedem Deutschen garantiert ist, absprechen und, wenn er es wagen sollte, dennoch den Mund aufzumachen, die Versammlung auflösen. Böser Krause, wir vernehmen mit Zittern Deine schrecklichen Drohungen. Wir werden also nicht versäumen, vor jeder Versammlung erst schüchtern anzufragen: Ist Krause im Hause?«

Offensichtlich gelang es Goebbels, den kleinen Beamten Krause mit diesem banalen Spott einzuschüchtern. Man hörte nichts mehr von ihm. Von Goebbels dafür um so mehr. Er nahm sich jetzt eine wichtigere Persönlichkeit vom Alexanderplatz (Berliner Polizeipräsidium) im »Angriff« vor. Nicht den Amtschef Karl Zörgiebel selbst, einen biederen SPD-Mann, den Goebbels als den »Reklame-Goi« des Polizeipräsidiums zu apostrophieren pflegte, sondern dessen jüdischen Stellvertreter, den »Vipoprä« (=Vizepolizeipräsident, auch eine Goebbels-Wortschöpfung) Dr. Bernhard Weiß, einen honorigen Berufsbeamten, Verbindungsstudent, Frontsoldat des Ersten Weltkrieges, mit dem EKI ausgezeichnet, der wohl kaum ins Schußfeld des »Angriff«-Herausgebers geraten wäre, hätte er nicht sein ausgeprägt jüdisches Aussehen mit vollkommener Humorlosigkeit verbunden.

Schon auf die ersten (noch relativ harmlosen) Veräppelungen reagierte er sauer. Das schüchterte Goebbels natürlich nicht ein, sondern spornte ihn nur an. Als Weiß ihn sehr bald erstmalig vor den Kadi schleppte, wurde das für den Beschuldigten ein Bombenerfolg. Er hatte die Lacher auf seiner Seite und dicke Überschriften in der Presse. Die ihm auferlegte Geldbuße zahlte er gern. Billiger konnte er keine so wirkungsvolle Propaganda bekommen. Zeitweilig hatte der »Vipoprä« vier verschiedene Prozesse gleichzeitig gegen Goebbels laufen. Der nützte natürlich alle Möglichkeiten, die ihm der demokratische Rechtsstaat bot. Er ging bis in die letzte Instanz. Und das Leipziger Reichsgericht wies einmal eine Klage des Dr. Weiß ab, nicht etwa wegen Geringfügigkeit, sondern weil es keine Beleidigung

sei, einen Juden als Juden zu bezeichnen, wie sich kein Katholik gekränkt fühlen könne, wenn man ihn einen Katholiken nenne.
Dies einleuchtende Argument von höchster Instanz machte sich Goebbels natürlich sofort zu eigen. Er hatte den Vornamen des »Vipoprä« (Bernhard) durch Isidor ersetzt, weil dieser als »typisch jüdisch« galt, obwohl er eigentlich griechischer Herkunft ist. »Isidor« Weiß, wie er in jeder Ausgabe des »Angriffs« und bald in ganz Berlin auch von denen genannt wurde, die nichts vom Nationalsozialismus wissen wollten, klagte unentwegt, meist erfolglos und bot Goebbels dadurch nur noch mehr Angriffsfläche für seinen erbarmungslosen Spott. »Warum ruft uns Dr. Bernhard Weiß vor den Richter«, höhnte er in seinem Blatt, »bloß weil wir ihn Isidor nennen? Findet er etwa, daß dieser Name nicht auf ihn paßt? Oder paßt er nur allzu gut auf ihn? Weil Isidor eine Umschreibung für Jude sei? Ja, ist denn Jude sein etwas Minderwertiges?« Und auch damit hatte er die Lacher - nicht nur aus den eigenen Reihen - auf seiner Seite. Goebbels' infame »Isidor«-Propaganda wurde ein durchschlagender Erfolg, weil er unter seinen Parteigenossen einen begabten Karikaturisten fand, den damals gerade eben 26jährigen Hans Schweitzer, der unter diesem Namen im Dritten Reich »Reichsbeauftrager für künstlerische Formgebung« wurde. Als ich ihn bei einer meiner letzten Deutschlandreisen wiedersah, kurz bevor er hochbetagt starb, fragte ich ihn, was er als solcher eigentlich getan habe, weil ich mir unter dieser hochtrabenden Amtsbezeichnung nie etwas hatte vorstellen können. Seine Antwort war entwaffnend: »Gar nichts.« Berühmt und berüchtigt wurde er unter dem Künstlernamen »Mjölnir«, Thors Hammer, der altnordische Zerschmetterer. Dr. Bernhard Weiß zerschmetterte er nach allen Regeln der Kunst. Niemals ist jemand, um einen Ausdruck aus dem SA-Jargon zu gebrauchen, derartig »zur Sau gemacht« worden wie er. Das war ganz im Sinn eines der Propaganda-Grundsätze, nach denen Goebbels handelte: »Eine Sache wird am wirkungsvollsten in einer Person bekämpft, in der sie sich verkörpert. »Isidor« Weiß stand für das »System« der Weimarer Republik, das ebenso zerschmettert werden sollte (und zerschmettert wurde) wie sein Repräsentant, der unglückliche »Vipoprä«.
Am 31. März 1928 wurde wieder einmal der Reichstag aufgelöst. Wegen der dadurch notwendigen Neuwahlen mußte man das Verbot der NSDAP für Berlin aufheben. Am 13. April veranstaltete Goebbels im Kriegervereinshaus eine symbolische Neugründung seines

Gaues als Auftakt zu einem sich mit der wiedergewonnenen Bewegungsfreiheit in Kundgebungen und Demonstrationen überschlagenden Wahlkampf.
Am 20. Mai wurde gewählt. Die Nationalsozialisten erhielten 810000 Stimmen. In Berlin waren es 39052. Das waren zwar nur 1,5 %, aber 300mal so viel wie bei den letzten Wahlen drei Jahre zuvor (137). Sie durften zwölf Abgeordnete in den Reichstag schicken. Einer von ihnen war Dr. Joseph Goebbels. Er hatte rechtzeitig und mit aller Deutlichkeit erklärt, was er sich unter seiner Aufgabe als Volksvertreter auf höchster Ebene vorstellte: »Wir gehen in den Reichstag hinein, um uns im Waffenarsenal der Demokratie mit deren eigenen Waffen zu versorgen. Wir werden Reichstagsabgeordnete, um die Weimarer Gesinnung mit ihrer eigenen Unterstützung lahmzulegen.« Klarer und zynischer ist wohl nie einem Regime der Kampf angesagt worden. Aber diese Goebbels-Erklärung war auch ein wenig Rechtfertigung gegenüber seinen alten revolutionären Kampfgenossen, mit denen er es seinerzeit abgelehnt hatte, daß Nationalsozialisten über die Liste der Völkischen Reichstagsmandate erhielten, wie das Straßer gelungen war. »Wer ins Parlament geht, kommt darin um!« So hatte es damals geheißen.
»Jawohl«, gab Goebbels zu, aber wenn er ins Parlament gehe, um »auch hier seinen bedingungslosen Kampf gegen die zunehmende Verlumpung des öffentlichen Lebens mit der ihm angeborenen Rücksichtslosigkeit fortzuführen, dann wird er nicht verparlamentisieren, sondern er bleibt, was er ist: ein Revolutionär... Wir werden mit hartem Schritt den marmornen Boden der Parlamente betreten... Wir kommen nicht als Freunde, auch nicht als Neutrale. Wir kommen als Feind.«
Man durfte sich später wahrlich nicht beklagen, überrumpelt oder hintergangen worden zu sein. Kaum hatte Goebbels seinen Reichsbahn-Freifahrschein erster Klasse als MdR in der Tasche, wurde er noch deutlicher. »Ich bin kein Mitglied des Reichstages«, erklärte er, »ich bin ein Idl (Inhaber der Immunität)... Ein Idl ist ein Mensch, der zuweilen selbst in einer demokratischen Republik die Wahrheit sagen kann. Er unterscheidet sich vom gewöhnlichen Sterblichen dadurch, daß er laut denken darf. Er hat die Erlaubnis, einen Misthaufen einen Misthaufen zu nennen und braucht sich nicht mit der Umschreibung Staat herauszureden... Ihr werdet noch manchen Spaß mit uns haben, laßt das Theater nur mal anfangen.«

Er versprach nicht zuviel. Das bekam als erster der unglückliche »Vipoprä« zu spüren. Als Idl brauchte sich Goebbels nun vollends keinerlei Zurückhaltung aufzuerlegen. Sein erster »Angriff«-Artikel in dieser Eigenschaft hieß in Anlehnung an den Titel eines damals gerade in Berlin mit größtem Erfolg gespielten Stückes von William Somerset Maugham (1874-1965) »Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhält?« (wobei er das »Konstanze« des Originaltitels durch den Namen seines speziellen Freundes ersetzt hatte). Das waren Höhepunkte satirischer Gehässigkeit, die sich niemand entgehen ließ.

Ihr Autor freilich verlor nun, da seine Attacken auf Weiß ohne Risiko waren, den Spaß daran und wandte sich anderen Objekten zu. Der Augenblick, den er einst herbeigesehnt hatte, da ein stämmiger SA-Mann an eine bestimmte Tür des Berliner Polizeipräsidiums klopfen und sagen würde: »Herr Weiß, es ist soweit!«, trat freilich nie ein. Weiß wurde von keinem SA- oder SS-Mann geschaßt, sondern von dem Herrenreiter Franz von Papen, als der mit seinem Staatsstreich vom 20. Juli 1932 die sozialdemokratische Regierung Braun in Preußen absetzte und Deutschlands größtes Land der Reichsregierung direkt unterstellte. So erhielt der bei dieser Gelegenheit gefeuerte »Vipoprä« von Berlin die gewiß nicht unterwünschte Gelegenheit, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Vorher aber war es noch ein Gummiknüppel seiner Polizei, der mich in die SA brachte. Ich nahm im Frühjahr 1931 als 18jähriger an einer Kundgebung des »Stahlhelm« (Bund der Frontsoldaten) im Berliner Lustgarten teil. Ich gehörte noch keiner Partei oder anderen politischen Organisation an. Aus der völkischen Jugendbewegung hervorgegangen und als Sohn einer alten Soldatenfamilie sympathisierte ich mit dem »Stahlhelm«. Aber ich bewunderte die SA, die auch bei dieser Kundgebung wieder das aktivste Element war, um die massenweise anwesenden Kommunisten in Schach zu halten.

Die »Stahlhelmer« selbst waren die schwächste Gruppe der Teilnehmer. An ihrer Seite stand ein kompakter Block von Nationalsozialisten. Und diesen gegenüber waren mindestens ebenso viele Marxisten aufmarschiert. Ich befand mich, ohne es zu wissen, auf einer imaginären Trennungslinie zwischen den beiden feindlichen Gruppen. Vor uns lag der Berliner Dom, auf dessen Freitreppe ein grünes Meer von Polizei postiert war. Es setzte sich wie ein Wasserfall in Bewegung, als sich nach Sprechchören und mündlichen Auseinandersetzungen die ersten Handgreiflichkeiten ergaben, die in eine Stra-

ßenschlacht auszuarten drohten. Ihre Gummiknüppel schwingend stürzten sich die Polizisten zwischen die Kämpfenden. Bei der Gelegenheit bekam ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Gummiknüppel ins Genick. Mir verging Hören und Sehen. Von dem weiteren Verlauf der Kundgebung bekam ich nicht allzuviel mit. Am nächsten Tag ließ ich mich in die SA und NSDAP aufnehmen. Wenn schon, denn schon, dachte ich mir.

Ich war nun einer von unzähligen jungen Deutschen, die damals den Gliederungen der Partei zuströmten, um in ihren Reihen ihr Vaterland einer vermeintlich besseren Zukunft entgegenzuführen. Besonders in Berlin machte die NSDAP gewaltige Fortschritte. Das Berliner Parteiorgan »Der Angriff« konnte seit 1. Oktober 1929 zweimal wöchentlich, ab 1. November 1930 täglich erscheinen. »Nirgendwo im Reich«, schreibt Viktor Reimann*, »wurde die Eroberung einer Stadt mit mehr Intelligenz und Entschlossenheit vorbereitet als in Berlin.« Goebbels begnügte sich nicht mit der Gewinnung bürgerlicher Wähler und Anhänger, sondern drang - nach dem erstem Großerfolg im Wedding - immer wieder und immer tiefer in die bisherigen Hochburgen der Kommunisten ein. Es war ein bewährter Aktivist aus dem »Freiheitsbund«, Johannes Engel, dem er die Gründung nationalsozialistischer Betriebszellen anvertraute. Engel konnte schon bald das Funktionieren dieser Organisation NSBO ^Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation) in rund siebzig Berliner Betrieben melden.

Am 27. August 1928 wurde die »Operation Pharussäle« vom vergangenen Jahr in einem anderen Arbeiterbezirk wiederholt. Von 150 kampferprobten SA-Leuten begleitet, mischte sich der kleine Goebbels in eine kommunistische Massenversammlung, deren Führung er - von den Fäusten seiner SA-Leute unterstützt - an sich riß. Ein voller Erfolg, der die Führung im Karl-Liebknecht-Haus vor Wut schäumen ließ. Zwei Tage später veröffentlichte die »Rote Fahne« ihren berüchtigten Aufruf: »Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!« Sie versuchten es, als Goebbels es gewagt hatte, am 30. September 1928 zum ersten Mal den Sportpalast für eine seiner Veranstaltungen zu mieten, in dem bisher nur marxistische Parteien politische Kundgebungen abgehalten hatten, und auch das nur aus besonderen Anlässen, weil sie befürchten mußten, den Riesensaal mit seinen

* op. cit.

15000 Plätzen nicht füllen zu können. Goebbels schaffte es. Und die Kommunisten, die die Massenkundgebung zu stören versuchten, holten sich blutige Köpfe.

Den persönlichen Triumph, den der Berliner Gauleiter bei dieser Gelegenheit feiern konnte, wollte er auch Hitler erleben lassen, indem er ihn zu einer ähnlichen Veranstaltung am gleichen Ort für den 16. November einlud. Auch sie wurde ein einzigartiger Erfolg. Zum ersten Mal konnte Hitler in einer geschlossenen Veranstaltung im größten Saalbau des Reiches vor 15000 Menschen sprechen, die er mit seiner Rede »Vom Kampf, der einst die Ketten bricht« in eine Raserei der Begeisterung versetzte. Alles war so vorzüglich vorbereitet, organisiert und durchgeführt, daß Hitler sich mit der Ernennung des Berliner Gauleiters zum Reichspropagandaleiter der NSDAP revanchierte. Damit gehörte Goebbels im Rang eines Reichsleiters zum innersten Führungskreis um Hitler. Er hatte - so Heiber - die »braune Kardinalswürde« errungen. Er war jetzt dem verehrten Münchner »Chef« ganz nahe.

18. KAPITEL

»Bald flattern Hitler-Fahnen über alle Straßen«...

Die Beförderung des Berliner Gauleiters in die oberste Führungsgruppe der Partei durch seine Ernennung zum Reichspropagandaleiter der NSDAP, d. h. zum zweitwichtigsten Mann nach Hitler, der bis dahin Gregor Straßer war, stellt eine Grauzone in der deutschen Zeitgeschichtsforschung dar, da es bisher noch nicht gelungen ist, ihr genaues Datum festzustellen. Fest steht, daß Goebbels Reichspropagandaleiter war und als solcher spätestens beim Wahlkampf zum 5. Reichstag (14. September 1930) öffentlich in Erscheinung trat. Aus dem »Völkischen Beobachter« geht hervor, daß Goebbels erst am 23. Mai 1930 die erste Anordnung der Reichspropagandaleitung (mit der Nummer 56) selbst Unterzeichnete. Die vorhergehende trug noch die Unterschrift von Heinrich Himmler, den Straßer 1925 als seinen Privatsekretär entlassen und nach München abgeschoben hatte, als ihm für diesen Posten ein tüchtigerer Mann, Goebbels, begegnet war. Das »Nationalsozialistische Jahrbuch« für 1930 (Redaktionsschluß: 30.9. 29) führte Himmler noch als Stellvertreter des Vorsitzenden des Propagandaausschusses an. Dieses Amt hatte Hitler selbst wieder übernommen - wie in den ersten Anfängen bei der Münchner DAP des Eisenbahnschlossers Drexler - nachdem er den aufmüpfigen Gregor Straßer Ende 1927 aus dieser Position entfernt hatte. »Riess und viele andere« (lt. Heiber) nennen als Ernennungsdatum für Goebbels den 9. Januar 1929, aber jeweils ohne Quellenangabe. Dasselbe gilt für Fraenkel, der den November 1928 nennt.

Ich möchte mich seiner Ansicht anschließen. Denn diese ungefähre Zeitangabe deckt sich mit Hitlers erstmaligem Auftreten im Berliner Sportpalast. Noch etwas spricht für diese Annahme: Nicht erst der Reichstagswahlkampf von 1930, sondern schon die gewaltige Kampagne von 1929 gegen den Young-Plan lag zentral geführt und verantwortlich in den Händen von Goebbels. Wenn er auch vielleicht Ende 1928/Anfang 1929 noch keine amtliche Bestallung als Reichspropagandaleiter besessen haben sollte, so doch ganz gewiß Hitlers festes Versprechen einer solchen, das - aus welchen Gründen auch immer

nicht sofort eingelöst wurde. Wir haben ja die verzwickte Personalpolitik Hitlers und das Ausspielen seiner Mitarbeiter gegen einander in der Anfangsphase des Straßer-Goebbels-Konfliktes kennengelernt, der damals noch keineswegs beendet war. Sollte es tatsächlich ein Zufall gewesen sein, daß sich Hitler Ende Mai 1930 endlich und definitiv von dem bevorstehenden Abfall Otto Straßers überzeugte und daß Goebbels am 25. Mai des gleichen Jahres seinen ersten Erlaß als Reichspropagandaleiter unterschrieb? Wohl kaum. Hitler dürfte erst jetzt sein anderthalb Jahre zuvor gegebenes Versprechen wahrgemacht haben. Die Ernennung wurde aus parteiinterner Diskretion nicht veröffentlicht, da der Ernannte seine neuen Funktionen praktisch ja schon »seit 1929« ausübte, wie es nach Heibers Feststellungen »stereotyp« in den »Daten der Geschichte der NSDAP« von Hans Völz und anderen parteiamtlichen Dokumenten hieß.

Ein solches Verhalten Hitlers würde genau in seine Personalpolitik passen. Solange es in Berlin einen Otto Straßer gab, der für Goebbels, gerade auf dem Pressesektor, eine ernsthafte Konkurrenz war, wollte sich Hitler die Möglichkeit, die beiden gegeneinander auszuspielen, nicht dadurch verderben, daß er den einen als Reichspropagandaleiter allzu stark machte. Jetzt schied Otto Straßer als Gegengewicht aus. Ein neues mußte gesucht werden (und wurde auch bald gefunden). Aber es bestand nun kein Grund mehr, mit der offiziellen Ernennung für Goebbels weiter zurückzuhalten, bloß um auf den eifersüchtigen Nebenbuhler Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil wurde Goebbels sogar als für Berlin zuständiger Gauleiter am 30. Juni 1930 von Hitler damit beauftragt, seinen Gau rücksichtslos von »chaotischen Salonbolschewisten« zu säubern. Damit war Otto Straßer gemeint. Goebbels feuerte ihn sofort, so daß Ottos Aufruf am 4. Juli 1930 »Die Sozialisten verlassen die Partei« ein Theaterdonner ohne Folgen blieb. Straßers damals gegründete »Schwarze Front« trug ihm zwanzig Jahre bitterer Emigration und ein mehr als kümmerliches »Comeback« in den Schoß der SPD ein.

Als gewissermaßen heimlicher Reichspropagandaleiter hatte sich Goebbels mit all seiner im Übermaß vorhandenen Energie in den Kampf gegen den Youngplan gestürzt, als dieser im Frühjahr 1929 nach den Beratungen der Sachverständigen-Konferenz in Paris unter dem Vorsitz des USA-Wirtschaftsführers und Politikers Owen D. Young (1874-1962) in großen Zügen bekannt wurde. Er hat später einmal mit der für ihn typischen Nonchalance erklärt, er habe vom

Youngplan nicht mehr als die Überschrift gelesen. Das war natürlich übertrieben. Um praktisch jeden Tag einen Leitartikel über diesen fragwürdigen Vertrag zu schreiben und jeden Tag eine Rede dazu zu halten, mußte er schon etwas mehr als die Überschrift kennen. Er wußte natürlich, daß der Young den Dawesplan von 1924 ersetzen sollte, um die Zahlung der Deutschland in Versailles auferlegten Kontributionen an die Sieger des Ersten Weltkrieges zu sichern. Der Dawesplan hatte die Zahlung von jährlich 2500 Millionen, also täglich rund 7 Millionen Goldmark vorgesehen.

Jetzt hatte Young zwar die jährlich zu zahlenden Leistungen etwas ermäßigt und zwischen 676,9 und 2352,7 Millionen Reichsmark gestaffelt, aber sie sollten dafür bis zum Jahr 1988 laufen!

Diese Zusammenhänge waren Goebbels, der ja nun wahrlich kein Wirtschaftsfachmann war, natürlich bekannt, als er seine Anti-Young-Kampagne mit einem Leitartikel unter der Überschrift »Todesstrafe gegen Ungeborene« eröffnete. Das war natürlich drastisch übertrieben, traf aber den Kern der Sache. Auf sechzig Jahre, also für zwei bis drei Generationen, sollte Deutschlands Arbeits- und Produktionskraft mit den Tributen für die Sieger hypothekarisch belastet werden. Um das abzulehnen, mußte man kein profunder Kenner wirtschaftlich-finanzieller Zusammenhänge wie Dr. Hjalmar Schacht sein, der bei der schließlichen Annahme des Youngplans durch den Reichstag unter Protest von seinem Amt als Reichsbankpräsident zurücktrat. Mit seinem untrüglichen Gespür dafür, wo er am besten einzuhaken hatte, führte Goebbels den Kampf in der Öffentlichkeit, um - nach den Bestimmungen der Weimarer Verfassung - zunächst ein Volksbegehren und danach einen Volksentscheid gegen den Youngplan herbeizuführen. Er fand dabei einen unerwarteten Bundesgenossen in Dr. Alfred Hugenberg (1865-1951), dem ehemaligen Krupp-Finanzdirektor (1909-1919), der es danach zu einem eigenen Konzern gebracht hatte, in dem er den Scherl-Verlag mit seinen wichtigen Tageszeitungen in Berlin und in der Provinz (Lokal-Anzeiger, Nachtausgabe usw.), seinen Zeitschriften (Gartenlaube, Die Woche usw.), die Nachrichtenagentur »Telegraphen-Union«, die Filmgesellschaft UFA und die Anzeigenagentur ALA zusammengefaßt hatte. Der gleichzeitige Vorsitzende der Deutschnationalen Volkspartei stellte seine eigene Organisation, dazu den »Stahlhelm« und den »Reichslandbund« und vor allem seine und seiner großindustriellen Freunde nahezu unbegrenzten Finanzmittel zur Verfügung. Zum ersten Mal

konnte Goebbels bei seiner Propaganda aus dem vollen schöpfen. Hugenbergs Geld und Hitlers Vertrauen ließen ihn ganze Arbeit leisten. Er tat es bis zur vollen Erschöpfung. Er arbeitete 16 und 18 Stunden am Tag.

Mit 5,8 Millionen Stimmen kam das Volksbegehren am 3. November 1929 wider Erwarten durch. Alle anderen Reichsparteien hatten dagegen, also für den Youngplan gestimmt, selbst die Kommunisten hatten sich als »neutral« der Stimme enthalten. Nun folgte am 22. Dezember 1929 der Volksentscheid. Er erbrachte 13,8% für das sogenannte »Gesetz gegen die Versklavung des deutschen Volkes« der Nationalsozialisten, das damit abgelehnt war. Am 11. März 1930 nahm der Reichstag den Youngplan an. Der freilich war inzwischen gegenstandslos geworden, da sein Befürworter, Reichsaußenminister Dr. Gustav Stresemann, am 3. Oktober 1929 das Zeitliche gesegnet hatte und vor allem drei Wochen später mit dem Zusammenbruch der New Yorker Börse am 28. Oktober 1929 der Youngplan seine primäre Voraussetzung, die Finanzierung durch Darlehen der großen US-Banken, verloren hatte.

Jetzt überstürzten sich die Ereignisse. Deutschland, das bereits bei Annahme des Youngplans drei Millionen Arbeitslose hatte, glitt auf der wirtschaftlich-sozialen Rutschbahn rapide nach unten. So schrecklich das auch war, so sehr erleichterte es dem nationalsozialistischen Propagandisten Goebbels seine Arbeit. Während er noch gegen den Youngplan agitierte - als Reichspropagandaleiter der mit Hugenberg verbündeten NSDAP, aus welcher temporär gedachten Liaison sich knapp zwei Jahre später die Harzburger Front ergab -, mußte er gleichzeitig als Gauleiter den Wahlkampf für den Berliner Stadtrat bestreiten.

Am 17. November 1929 gingen die Bürger der Reichshauptstadt an die Urnen. Bis dahin war die NSDAP im Stadtrat überhaupt noch nicht vertreten. Jetzt bekam sie 132697 Stimmen und 13 (von insgesamt 225) Repräsentanten in der Stadtverordnetenversammlung. Gewiß, die SPD hatte fünfmal soviel Stimmen (651735) und die KPD nicht viel weniger (555277), die NSDAP rangierte erst an sechster Stelle, aber sie war doch nicht mehr zu übersehen. Und vor allem nicht zu überhören. Dafür sorgte schon einer ihrer 13 Stadtverordneten (und zeitweiliger Fraktionschef), ihr Gauleiter Dr. Joseph Goebbels.

Einer, der ihm dabei mehr half als alle anderen, war der Sturmführer

des Sturmes 5 der SA-Standarte IV Berlin, Horst Wessel, Er hatte allein im Jahr 1929 - obwohl damals erst 22 Jahre alt - 56 Reden gehalten und war damit der in Berlin meistgehörte politische Agitator nach Goebbels. Der Gauleiter kannte und beobachtete den jungen Sturmführer persönlich. Damals, nach den ersten Säuberungen, bei denen sich der Gau gesundschrumpfen sollte, kannte der Gauleiter noch jeden neuen Parteigenossen. Dieser erregte sein besonderes Interesse. Das war kein Prolet und kein Abenteurer, sondern der Sohn einer hochangesehenen Bürgerfamilie, aus einem Milieu also, das sozial eine ganze Stufe über demjenigen der Familie Goebbels lag. Dieser Horst Wessel, der sich am 7. Dezember 1926 in die NSDAP und SA Berlins aufnehmen ließ, hatte kurz zuvor, am 9. Oktober, sein 19. Lebensjahr vollendet. Im Frühjahr war er nach bestandenem Abitur am Luisenstädtischen Gymnasium an der Universität Berlin immatrikuliert worden. Er studierte Jura und wurde im Korps Normannia aktiv. Die ersten Bestimmungsmensuren hatte er bereits hinter sich. Sein Vater, Ludwig Wessel, der evangelische Pfarrer an der altehrwürdigen St. Nikolai-Kirche von Berlin (seit 1913), war schon 1922 gestorben und hatte seine Witwe Margarete und drei Kinder Horst, Inge und Werner wohlversorgt hinterlassen. Das wichtigste Quellenwerk über Horst Wessel erschien erst 1980 aus der Feder - wie so viele bedeutende Arbeiten zur deutschen Zeitgeschichte - eines Nichtdeutschen. Den ungarischen Filmregisseur Imre Lazar hatten Leben und Wirken Horst Wessels derartig gepackt, daß er einen Film über dies erregende Sujet zu drehen beschloß. Es wurde sowenig daraus wie aus dem Horst-Wessel-Film, der nach 1933 von einer obskuren »Volksdeutschen Filmgesellschaft« nach dem Manuskript von H. H. Ewers hergestellt, aber so schlecht wurde, daß er am Tage seiner Uraufführung, Horst Wessels 26. Geburtstag, am 8.10. 1933, verboten und erst nach beträchtlichen Änderungen unter dem unverbindlichen Titel »Hans Westmar« als landläufige NS- Schnulze zugelassen wurde. Imre Lazar stieß schon bei der unerläßlichen Quellenarbeit auf damals offenbar unüberwindliche Schwierigkeiten. Sowohl das Bundesarchiv der BRD in Koblenz als auch die Staatliche Archivverwaltung der DDR in Potsdam verweigerten ihm jede Hilfe. Es war vor allem die »Hoover Institution on War, Revolution and Peace« der Stanford Universität der USA, die ihm das Geheimarchiv der NSDAP öffnete, wichtigste Dokumente zur Verfügung stellte und ihm »auf die herrlichste Art und Weise geholfen« hat.

So entstand zwar - entgegen der ursprünglichen Absicht - kein Film, aber das bisher beste Buch über den von Goebbels zum Helden der nationalsozialistischen Bewegung gemachten SA-Sturmführer Horst Wessel, den Dichter des Liedes, das zwölf Jahre lang Bestandteil der deutschen Nationalhymne war.*

Wann, wie und wo genau es entstand, hat die Zeitgeschichtsforschung bis heute nicht herausbekommen. Hans Heinz Ewers, ein Modeschriftsteller, der Ende 1932 ein Buch über Horst Wessel - das erste von mehr als zwanzig - schrieb und dabei nicht nur mit Horst Wessels Mutter und Schwester sprechen, dessen Tagebücher verwenden und jede Menge Kameraden seines noch nicht einmal drei Jahre zuvor ermordeten Helden interviewen konnte, begnügt sich mit der vagen Angabe, das Lied sei »auf der Fahrt nach Frankfurt an der Oder« gedichtet worden. Anlaß sei das zackige Kommando »Die Fahne - hoch!« gewesen, mit dem der Standartenführer (Standarte IV) des Dichters, Hans Breuer, jeden Propagandamarsch wie den in der Oderstadt bevorstehenden einleitete. Einwandfrei fest steht nur, daß das Horst-Wessel-Lied am 23. September 1929 erstmalig im »Angriff« mit allen drei Strophen veröffentlicht und am 7. Februar 1930 zum Abschluß einer NS-Kundgebung im Berliner Sportpalast erstmalig öffentlich gesungen wurde. Da lag sein Dichter bereits im Sterben. Solange er lebte und für die gemeinsame Sache kämpfte, hatte Horst Wessel stets die besondere Neigung und Förderung seines Gauleiters genossen. Goebbels fühlte sich dem zehn Jahre Jüngeren in besonderer Weise verbunden. Sie hatten viele gemeinsame Wurzeln: das bürgerliche, fromme Elternhaus, die Hochschulbildung (in der sich Horst Wessel freilich erst noch zu bewähren hatte), die musischen Neigungen (beide waren musikalisch und spielten recht gut Klavier, beide versuchten sich dichterisch). Horst Wessels Sturmlied - und als nichts anderes war es gedacht - wird niemand als ein Spitzenerzeugnis der deutschen Dichtkunst einstufen. Aber für den SA-Hausgebrauch langte es. Das Lied hatte Schwung, Rhythmus und Elan. Und es gab vor allem sehr genau die Stimmung dieser jungen Deutschen wieder, wenn sie hinter ihrer revolutionären Fahne, die »Rotfront und Reaktion« ein gleiches Ärgernis war, zu ihren Einsätzen marschierten. Die Melodie entstammte keineswegs dem »roten Liedgut«, wie Heiber

* Imre Lazar: Der Fall Horst Wessel, Stuttgart 1980. Viele der nachfolgenden Einzelheiten sind diesem glänzenden Werk der Zeitgeschichte entnommen.

meint, sondern war die eines alten Seemannsliedes, das sich möglicherweise - mit adaptiertem Text - »mühelos in einem kommunistischen Liederbuch gefunden« hatte. Wir sangen damals im Kampf auf Berlins Straßen auf beiden Seiten ähnliche, manchmal die gleichen Lieder. Die Texte freilich wurden meist - aber nicht immer - geändert. Wir hatten sogar für die mitreißende Melodie der Internationale (von P. de Geyter) unseren eigenen Text, was nicht hindert, daß ich den marxistischen (von E. Luckhardt) noch heute auswendig kann, weil ich ihn als SA-Mann so oft von der Gegenseite zu hören bekam. Man vergesse nicht, daß Horst Wessels SA-Sturm 5 zeitweise bis zur Hälfte aus ehemaligen Rotfrontkämpfern bestand, die er sehr oft durch seine persönliche Überzeugungskraft auf unsere Seite gezogen hatte.

Hier setzte die Kritik an, die an Wessel genauso wie an Goebbels geübt wurde und die zu gelegentlich heftigen parteiinternen Auseinandersetzungen führte. Besonders im Münchner Braunen Haus wurde manche Stirn gerunzelt. Dort dachte man - nicht erst seit der Fürstenabfindung - konservativer als im Norden. Berlin wurde vielen zu revolutionär. Gewiß, Goebbels sollte die Reichshauptstadt für Hitler erobern. Und er war dabei schon ein gutes Stück weitergekommen in diesen knappen drei Jahren. Aber ging er dabei nicht doch vielleicht etwas zu radikal vor? Versuchte er nicht sogar, die Kommunisten links zu überholen?

Selbst aus dem eigenen Norden kamen Warnrufe. Als die Partei nach dem Pastor-Stucke-Zwischenfall in Berlin verboten worden war, hatten sogar die Straßers, die sich doch immer als Sozialisten gerierten, Einspruch gegen den radikalen Goebbels-Kurs erhoben. Und jetzt warb dieser Wessel der Kommune die Aktivisten ab. Jetzt hatte er sich sogar als erster und einziger SA-Sturm im ganzen Reich eine Schalmeienkapelle zugelegt, wie sie der RFB (Rote-Frontkämpfer-Bund, am 6. Mai 1929 verboten, aber illegal aktiver denn je) besaß. Das war etwas anderes als die preußische Marschmusik. Das war aufreizend, revolutionär, modern. Wir fanden das gut. Wir waren dafür. Und Goebbels auch. Er stellte sich vor Wessel und seinen Sturm 5 einschließlich Schalmeienkapelle. Und gewann damit bei uns noch einen Punkt mehr.

Die Dinge hatten sich für Wessel - und damit auch für Goebbels - kompliziert, als der junge Korpsstudent im Juli 1928 aus Wien zurückkehrte, wo er ein Semester verbracht hatte. Er war dort beim

befreundeten Korps Alemannia aktiv geworden. Aber er hatte sich auch in Wien, wie sein Leibbursch Dr. Walter Reinhardt berichtete, politisch betätigt. Eines Tages traf er ihn in reichlich ramponiertem Zustand an. Ja, wo kommst du denn her? Aus Meidling.

Das war damals der röteste Bezirk Wiens. Er hatte sich auf einer kommunistischen Versammlung als Debattenredner gemeldet. Das Resultat sah Dr. Reinhardt jetzt vor sich. Trotzdem ließ er sich überreden, den Korpsbruder bei seinem nächsten Auftritt in Meidling zu begleiten. Dieser meldete sich bei der Eröffnung der Diskussion zum Wort: »Mein Name ist Horst Wessel. Ich bin Nationalsozialist ...« Weiter kam er nicht. Vielleicht, so schien sein Leibbursch zu befürchten, hätte er sonst auch noch verraten, daß er Preuße und Korpsstudent sei. Das hätte gerade noch gefehlt. Der rote Saalschutz setzte ihn auch so schon an die Luft, und ein braver Wiener Wachmann bewahrte ihn davor, daß er noch übler zugerichtet wurde. Leibbursch Reinhardt warnte ihn: »Menschenskind, dich werden die Roten noch einmal erschlagen.«

Sie taten es. Nicht in Meidling, sondern in Berlin O. Horst Wessel war aus Wien in der Überzeugung zurückgekehrt, daß Deutschland - und er rechnete Österreich im Sinn der Nationalversammlung, die ihr Land zum unveräußerlichen Bestandteil Deutschlands erklärt hatte, selbstverständlich dazu - nur vom sich rapid vergrößernden Proletariat her gerettet und befreit werden könnte. Die - damals noch von den Roten beherrschte - Straße mußte erobert, auf dieser mußten die Massen gewonnen und über diese schließlich die Macht ergriffen werden. Das war der Weg, den er sich unter der Führung von Goebbels und anderen nationalsozialistischen Revolutionären vorgezeichnet hatte. Alles Paktieren mit der liberalen Rechten (wie beim Young-Völksentscheid) durfte nur Taktik sein. Die Revolutionäre unter dem Hakenkreuz hatten ihre Position mitten im Proletariat zu beziehen.

Diese Überzeugung wirkte sich auch auf Horst Wessels Privatleben aus. Er vernachlässigte Studium und Korporation. Die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich von Tag zu Tag. Mutter Wessel hatte jetzt drei Kinder, die studieren sollten. Die Witwenpension reichte immer weniger aus. Horst wurde so etwas wie Werkstudent. Er arbeitete zunächst als Taxifahrer, dann mit der Schaufel in der Hand beim U-Bahn-Bau.

An einem Spätsommertag des Jahres 1929 begegnete er Erna Jänik-

ke. Er hatte irgendwo im Norden mit seinem Sturm Saalschutz für eine Versammlung gegeben, danach noch ein Bier mit einem Kameraden getrunken. Jetzt ging es nach Haus in die elterliche Jüdenstra- ße, das alte, längst verlassene Berliner Getto bei der Nikolaikirche. An der Alexander- und Prenzlauer Straße gab es Krawall. Hier befanden sich die primitivsten Amüsierlokale, in denen Zuhälter und Dirnen - es gab von ihnen damals in Berlin 7000 amtlich zugelassene und kontrollierte und schätzungsweise 50000 heimliche - verkehrten. Als Wessel vor die mit Lorbeerbäumen in Kübeln gezierte Bar Mexico gelangte, waren die Schläge und das Geschrei von vorhin schon nicht mehr zu hören. Da lag nur noch ein Häufchen Unglück, das schluchzte und blutete. Ihr »Ludewig« hatte es ihr gegeben. Nach den klatschenden Schlägen, die der Hure das Nasenbluten verursacht hatten, war sie von dem Strolch, wie Horst Wessel gerade noch gesehen hatte, ehe dieser in der Dunkelheit verschwand, in den Leib getreten worden. Daran sollte er später seinen Mörder erkennen. Jetzt nahm er das Mädchen, trocknete ihr das Blut und ging mit ihr zusammen ins Lokal. Sie schien daran nichts Ungewöhnliches zu finden. Was ihr soeben passiert war, gehörte offenbar zum Beruf. »Du gehst auf den Strich?«
Sie nickte.
»Und das war dein Lude?«
Wieder nickte sie.
»Liebst du ihn?«
Sie zuckte die Achseln. »Der hat noch mindestens zwei andere laufen.«
Horst Wessel zog die Brieftasche. Sie war nicht schlecht gefüllt. Mutter und Großmutter hatten darauf bestanden, er solle eine kleine Reise machen, um aus der derzeitigen Klemme des Werkstudenten herauszukommen. Erna wurde beim Geräusch der knisternden Scheine hellhörig. Wenn sie bloß die Schulden bei der Wirtin bezahlen könnte, wäre sie gerettet.
»Ja, verstehst du denn auch irgendeine andere Arbeit?«
Sie sei gelernte Schneiderin.
»Bist du organisiert?«
»Ja, im Roten Frauen- und Mädchenbund.«
»Wie heißt du?«
»Erna Jänicke.«
»Wie alt?«

»Achtzehn.«
Er gab ihr fast alles Geld, das er hatte. Und ging nach Hause. Doch er konnte das Gesicht dieser Achtzehnjährigen mit den schönen, braunen Augen, so verwüstet es auch war, nicht vergessen. Würde er sie jemals Wiedersehen? Er hatte ihr seine Anschrift in der Jüdenstraße gegeben. Tage vergingen, da fand er dort ein paar ungelenk hingekritzelte Zeilen vor: »Geehrter Herr! Kommen Sie heute nacht elf Uhr Magazinstraße. Es ist wegen Nazitod.«
Es war wegen Nazitod. Und der Nazi war er. Die rote Amateurnutte Erna wollte ihren offenbar ebenso großzügigen wie idealistischen Kavalier warnen. Horst Wessel, dem sie ihre Flucht aus dem politisch-kriminellen Milieu der Ringvereine verdankte, stand an der Spitze der Liste zu liquidierender Gegner, die ihre »Beschützer« und gleichzeiten Ausbeuter aufgestellt hatten. An diesem Abend wurden Erna und Horst ein Paar. Nicht für das Geld, das er ihr gegeben hatte, sondern weil sie sich liebten. Er nahm sich in der Großen Frankfurter Straße 62 bei der Witwe Salm ein Zimmer mit Küche, und Erna zog zu ihm.
Beim Prozeß gegen den Tischler Albert Hohler (32), der wegen Ermordung des Studenten Horst Wessel in Berlin-Moabit vor einem ordentlichen Gericht der Weimarer Republik angeklagt war, erklärte die als Zeugin geladene Erna Jänicke, nach ihrem Beruf befragt: »Schneiderin«. Der Rechtsanwalt der Verteidigung, Löwenthal, fragte, obwohl es ihm »peinlich« sei, ob sie nicht zur Zeit der Tat einen gewissen anderen Beruf ausgeübt habe.
Erna war das gar nicht peinlich. »Jawohl«, erklärte sie, »ich habe diesen Beruf ausgeübt.« In dieser Eigenschaft habe sie sowohl Horst Wessel als auch den Mann kennengelernt, der ihn ermordete. »Als ich zu Horst Wessel in Beziehungen trat, gab ich diesen gewissen Beruf auf. Heute bin ich Schneiderin.« Sie habe, erklärte sie schließlich noch an diesem vierten Prozeßtag (dem 25. September 1930) Horst Wessels »nationalsozialistische Gesinnung geteilt«, sei aber selbst nie »organisiert gewesen«.
An diesen Aussagen, die vor einem ordentlichen Gericht der Weimarer Republik erfolgten, ist nicht zu zweifeln. Horst Wessel und Erna Jänicke waren miteinander verlobt und wollten heiraten. Ihr wahrlich prekäres Verhältnis wäre damit in eine gut bürgerliche Ehe gemündet.
Goebbels war dafür. Die Familie war dagegen. Auch Wessels Schwe-

ster Inge, wie sie mir etwas beklommen erklärte. Ich hatte für sie und ihre Mutter und Großmutter vollstes Verständnis. Bei aller Fortschrittlichkeit, bei allem sozialen Verständnis - das ging der Pastorenfamilie Wessel denn doch zu weit. Sie setzte alles daran, Horst umzustimmen. Sie tat es, besonders durch Inge beeinflußt, die noch am meisten Verständnis für ihren Bruder Horst aufbrachte, in der vorsichtigsten Form. Er solle - und hier packten sie ihn bei seinem akademischen Ehrgeiz - doch seine Laufbahn fortsetzen, in Marburg oder Bonn. Die Mittel würde die Familie in gemeinsamer Anstrengung aufbringen.

Horst schien nicht abgeneigt. Er überzeugte sogar Erna von der berufsbedingten zeitweiligen Unterbrechung ihres Verhältnisses. Er meldete sich auf dem Gau mit dem Ersuchen um zeitweilige Beurlaubung aus Partei und SA zwecks Fortsetzung seines Studiums an anderem Ort. Alles schien bestens eingeleitet.

Dazwischen kamen der Tod des Bruders und eine schwere Erkrankung. Mutter und Schwester pflegten ihn. Sie hatten jetzt keine Mühe mehr, den Patienten von der Richtigkeit seines Entschlusses endgültig zu überzeugen, in seinem jungen Leben eine Verschnaufpause einzulegen. Jetzt erst einmal das Studium abschließen.

Mit dem neuen Jahr kamen auch seine Kräfte wieder. Viel war noch zu erledigen, um den Anschluß an das neue Semester nicht zu verlieren. Erst einmal mußte er sich jetzt um Erna und ihre gemeinsame Mansardenwohnung in der Großen Frankfurter Straße 62 kümmern. Die Erna wußte ja nicht, warum er sich so lange nicht hatte sehen lassen. Mit der Wirtin gab es Schwierigkeiten. Die Witwe Salm war geldgierig und unleidlich.

Am ersten Tag, als er nach seiner Krankheit das Haus wieder verlassen konnte - es war Dienstag, der 14. Januar 1930 - fuhr er zum Friedrichshain. Es gab ein freudiges Wiedersehen mit Erna Jänicke, die gerade den Besuch einer Freundin hatte. Was gab es nicht alles zu berichten. Erst heute wieder eine große Szene mit der Salm. Da klopfte diese schon selbst an die Tür. Die lange nicht gehörte Männerstimme hatte sie neugierig gemacht. Sie ließ sich ohne Widerrede abwimmeln. Aber die plötzliche Rückkehr ihres Untermieters hatte in ihr einen Plan reifen lassen, den sie schon eine Zeitlang mit sich herumtrug.

Nur ein paar Schritte, gleich um die Ecke, lag in der Dragonerstraße 48 der »Bär«, das Verkehrslokal des verbotenen Rot-Frontkämpfer-

Bundes, der sich hier als »Sturmabteilung Mitte« getarnt hatte. Hier verkehrte auch der kürzlich verstorbene Salm. Bei seinem Tod hatte er seiner Frau empfohlen, sich vertrauensvoll an die dort tagenden Genossen zu wenden, wenn sie mal in Schwierigkeiten geraten sollte. Das wollte sie jetzt tun. Denn dieser Fall, meinte sie, sei mit ihrem Untermieter und seinem unerwünschten »Stück« eingetreten.

Die Genossen waren zunächst weniger hilfsbereit als erwartet. Der Hinweis auf die proletarische Solidarität zog nicht. Um was es sich denn handele? Geh zur Polente, die ist dafür zuständig. Damit war der Salm nicht gedient. Sie wollte, daß ihr Untermieter samt Begleiterin eine »proletarische Abreibung« bekäme, wie die Kumpel ihres verstorbenen Mannes ihre Routineaktionen zu bezeichnen pflegten. Um deren Interesse zu wecken, spendierte die Salm nicht nur ein Bier, sondern begann auch auszupacken, daß es sich bei ihrem Untermieter um einen üblen Faschisten handele. Wie heißt er denn? Horst Wessel. Vom Sturm 5? Derselbe. Da wurden unsere RFB- Leute hellwach. Auf den hatten sie schon lange gewartet. Sie holten Verstärkung aus einem anderen RFB-Lokal. Gegen 21.30 Uhr stand ein Rollkommando von etwa zwölf Mann einsatzbereit. »Vorsicht«, warnte die Salm, »bei den Nazis ballert's ja immer gleich.« Ein großer, stämmiger Bursche, offenbar der Anführer des Kommandos, lud die Pistole durch. Es war, wie der Polizeibericht später meldete, der 32jährige arbeitslose Tischler Albert Hohler, erst kürzlich, nach Verbüßung der letzten seiner insgesamt 16 Vorstrafen (u.a. 21/2 Jahre wegen schwerer Kuppelei) aus dem Zuchthaus entlassen, in Ganovenkreisen als »Ali« bekannt und gefürchtet.

Gegen 22 Uhr klopfte es an die Tür der Mansardenwohnung im vierten Stock der Mietskaserne. Horst Wessel machte selber auf. Draußen standen drei Männer. Einer von ihnen hielt die Pistole schon in Augenhöhe. Es war Ali. Er drückte ab. Wessel fiel blutüberströmt zu Boden. Die Roten begannen die Bude zu filzen, während Ali die beiden Mädchen mit der Pistole in Schach hielt. Da erst erkannte er die Erna. Und sie ihn. Das war fatal. »Wenn du mich verpfeifst, geht's dir wie dem da.«

Er nahm seine Leute mit. Als er an dem - noch bei Bewußtsein - in seinem Blut liegenden Horst Wessel vorbeikam, trat er ihm mit dem Stiefel noch einmal in das zerschmetterte Gesicht. Um 22.50 Uhr wurde sein Opfer auf Station 7 im Krankenhaus Friedrichshain zur sofortigen Operation eingeliefert. Die Ärzte hatten noch Hoffnung.

19. KAPITEL

Hier irrte Goebbels

Der Aufnahmebericht des diensttuenden Arztes im Krankenhaus Friedrichshain in der Nacht vom 14. zum 15. Januar 1930 vermerkte über den Patienten Horst Wessel u.a.: »Schuß in den Mund gegen den Oberkiefer, etwas nach links, Nebenader der linken Halsschlagader zerrissen. Wo die Kugel steckt, ist noch unbekannt. Anscheinend am Halswirbel und nicht im Gehirn, Zunge dreiviertel, Zäpfchen ganz fortgerissen. Schlimme Verwüstung des Gaumens, obere Vorderzähne (ein oder zwei) weggeschossen... Unaufhörliche Blutungen. Zwei Meter Tamponade, schließlich operative Abknebelung der linken Halsschlagader (Operation selbstverständlich ohne Narkose). Blutung endlich mit Gewalt zum Stillstand gebracht.«

Nicht weniger fieberhaft als die Ärzte begann die Polizei zu arbeiten. Die (politische) Abteilung IA des Berliner Polizeipräsidiums, so berichtete die (liberale) »Frankfurter Zeitung« am 15. Januar 1930, hoffte, »im Laufe des heutigen Tages den Haupttäter verhaften zu können«, da eine genaue Beschreibung der »drei Burschen« vorliege, die bei dem »nationalsozialistischen Sturmführer« eindrangen und ihn niederstreckten. »Nach Ansicht der Polizei«, hieß es abschließend, »dürften politische Motive für die Tat kaum in Frage kommen. Es soll sich um persönliche Differenzen zwischen Tätern und ihrem Opfer handeln, wobei auch eine Frau eine Rolle spielt...« Merkwürdig, wie weitgehend dieser Bericht mit demjenigen der »Roten Fahne« übereinstimmte, in dem es u. a. hieß: »Nach den neuesten Feststellungen... handelt es sich hier um einen persönlichen Racheakt, bei dem auch eine Frau mitspielt...«

Selbst der »Völkische Beobachter« hatte am 15. Januar sehr kurz und nur am Rande vermeldet, daß »der SA-Führer Horst Wessel auf tragische und zur Stunde noch nicht völlig geklärte Weise von politischen, vielleicht auch von persönlichen Gegnern durch Überfall in seiner Wohnung lebensgefährlich verletzt« worden sei.

Als Goebbels das las, ging er hoch wie eine Rakete. Ich sehe ihn noch heute vor mir, als er mir bei der Schilderung des Rosenberg-Versa-

gens in der Behandlung des Reichstagsbrandes auch dieses Detail auftischte.

Natürlich versuchte die kommunistische Propaganda, den Fall zu einem Eifersuchtsdrama herunterzuspielen. Am 18. Januar 1930 verkündete »Die Rote Fahne«: »Der Überfall auf Wessel ein Eifersuchtsattentat.« In der Schlagzeile wurde der »Nazistudent« zum »Zuhälter« befördert. Er habe dem braven Hohler »seine Liebste abgejagt«, die jetzt ihren »Verdienst« an Wessel abliefern müsse. »Aus diesem Zusammenhang geht ganz klar und eindeutig hervor«, schlußfolgert das offizielle KPD-Organ, »daß Hohler nur aus Eifersucht den Nationalsozialisten Wessel niederschoß.« Außerdem werde behauptet, Hohler sei Kommunist. Das entspreche nicht den Tatsachen: »Hohler ist nicht Mitglied der KPD. Die kommunistische Partei hat mit solchen Taten nichts gemein.«

Diese Lüge glaubte Münzenberg - das rote Goebbels-Gegenstück der Kampfzeit - der deutschen Öffentlichkeit bedenkenlos auftischen zu können, weil Ali Höhlers kommunistisches Parteibuch von den Genossen, die ihm bei seiner Flucht in die Tschechei halfen, sichergestellt worden war. Aber es kam dann doch alles heraus. Als Höhlers leeres Nest einer Haussuchung unterzogen wurde, fand man dort nicht nur eine Uniform des verbotenen RFB, sondern auch die Fahne der roten Sturmabteilung Mitte, deren Träger zu sein er die Ehre hatte.

Als diese Zusammenhänge durch einen Polizeibericht vom 17. Januar 1930 bekannt wurden, machte der Völkische Beobachter eine doppelte Schlagzeile über alle sechs Spalten seiner ersten Seite daraus: »Zuhälter und Mörder als Fahnenträger von Rotfront« und kommentierte in seiner Bayernausgabe vom 19/20. Januar 1930, dieser Fall sei »wieder einmal typisch dafür, wie eng die Verbindung zwischen Verbrechertum und KPD« sei. Da wurde also in München nachträglich recht kräftig auf die Pauke gehauen.

Wie später beim Reichstagsbrand fiel Goebbels die Aufgabe zu, die Tat propagandistisch für seine Partei auszuschlachten, nachdem man in München, vor allem durch die Gutgläubigkeit und Ungeschicklichkeit Rosenbergs in dieser Hinsicht völlig versagt hatte. Vielleicht tat er dabei sogar des Guten ein wenig zuviel. Schon bald nach der ersten Operation war er am Krankenbett des jungen Sturmführers. Daß er ihm Blumen brachte und Mut zusprach, war gut und richtig. Daß er mit ihm lange weltanschaulich-politische Gespräche geführt haben

soll, die H. H. Ewers z. T. in direkter Rede wiedergab, kann unmöglich stimmen, wenn man dem ärztlichen Bericht glaubt, an dem nicht zu zweifeln ist. Er besuchte ihn noch ein zweites Mal, als die ärztlichen Bulletins von einer gewissen Besserung sprachen und damit die Hoffnung nährten, er könne durchkommen. Mutter, Schwester, Freunde, Kameraden und natürlich auch der Gauleiter hatten sie.

Als dann aber nach der operativen Entfernung verschiedener Geschoß- und Knochensplitter doch die befürchtete Blutvergiftung eintrat, hielt die ohnehin geschwächte Konstitution des so übel zugerichteten Sturmführers nicht länger stand. Horst Wessel starb am 23. Februar 1930. Helmut Heiber* schreibt, damit hätten »sich die Dinge zum Guten« gewendet. Er meint damit offenbar, zum Guten der Goebbels-Propaganda, die sich damit voll entfalten konnte.

Die Gelegenheit dazu bot das Begräbnis. Das hätte, wenn es nach Goebbels gegangen wäre, eine Massenkundgebung werden müssen. Aber die Behörden und selbst das mit dem Vater Horst Wessels befreundete Staatsoberhaupt waren dagegen. Es blieb dabei: nur sieben Trauerfahrzeuge, keine Reden, Aufmärsche oder sonstige Demonstrationen außerhalb des Friedhofs. Ausreichender Polizeischutz wurde zugesichert. Er war dringend nötig.

Skandalöser ist es seit Menschengedenken oder vielleicht in der Geschichte der gesitteten Menschheit bei einer Beerdigung noch nicht zugegangen. Der starke Polizeischutz hinderte die von der KPD aufgebotenen und aufgehetzten Massen nicht, die Trauernden mit Geschrei und Steinwürfen zu belästigen. Dazu klangen die Sprechchöre: »Nieder mit dem Verbrecher Wessel! - Zuhälter! - Haut den Sarg in Stücke! - Nazi verrecke!« An der Friedhofsmauer stand in riesigen, roten Buchstaben: »Ein letztes Heil Hitler dem Zuhälter Horst Wessel.«

Kurz vor der Einfahrt des Trauerzuges in den polizeilich streng abgesperrten Friedhof wäre es der rasenden roten Menge beinahe gelungen, den Polizei-Kordon zu durchbrechen. Die begleitenden Panzerwagen mußten eingesetzt werden. Aber damit war die Würde der Trauerfeier noch nicht gesichert. Die außer Rand und Band geratene Menge auf der anderen Seite der Friedhofsmauer schrie, tobte und schickte einen Steinhagel nach dem anderen herüber, so

* op.cit.

daß die Trauergäste immer wieder hinter Kreuzen und Grabhügeln Deckung suchen mußten, während Goebbels in einer kurzen, aber eindrucksvollen Rede den Horst-Wessel-Mythos aus der Taufe hob. Schon am Tag nach dem Tod Horst Wessels hatte der Berliner Gauleiter eine Anordnung erlassen, mit der Parteitrauer bis zum 12. März angeordnet und eine Aufforderung an die Parteigenossenschaft gerichtet wurde, Trauer anzulegen, öffentliche Vergnügungen zu meiden und ihre Kinder zum Gebet anzuhalten, damit »die ganze deutsche Jugend mit dem Opfergeist Horst Wessels erfüllt« werde. Der SA-Sturm 5 Berlin trage in Zukunft den Namen »Horst Wessel«, und die Parteihymne heiße »Horst-Wessel-Lied«. Und weiter hieß es in dem Aufruf: »Schon singen es landauf, landab die braunen Soldaten. In zehn Jahren werden die Schulkinder, die Fabrikarbeiter und die Soldaten auf weiten Straßen es singen...«

Hier irrte Goebbels. Es vergingen keine zehn, sondern noch nicht einmal drei Jahre, bis wahr wurde, was er damals prophezeit hatte: »Ein gedemütigtes Volk steht auf und setzt sich in Bewegung, und aus Millionen Kehlen klingt es auf, das Lied der deutschen Revolution: >Die Fahne hoch!<«

Das war eine geschichtlich völlig logische Entwicklung. Druck erzeugt Gegendruck. Dem 1918 im Übermut der Sieger unterdrückten deutschen Volk war aus seiner Mitte das Agens - der Retter, wie es in der NS-Propaganda hieß, erstanden. Die wirtschaftliche Misere verhalf ihm zur Wirksamkeit, Goebbels wurde sein Prophet und Horst Wessel sein Symbol. Ein halbes Jahr nach dessen Beerdigung kam es mit den Wahlen zum 5. deutschen Reichstag am 14. September 1930 zum folgenschwersten politischen Bergrutsch in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus. Eine Partei, die mit ihren zwölf Abgeordneten im Reichstag bisher nur unter »ferner liefen« registriert worden war, gewann auf einen Schlag 95 Mandate und wurde so mit 107 Sitzen in der Volksvertretung des Deutschen Reiches die zweitwichtigste nach der bisher allein dominierenden SPD (143) und hatte 30 Abgeordnete mehr als die KPD (77), obwohl auch diese ihre Vertretung im Reichstag (um 23 Abgeordnete) beträchtlich hatte erhöhen können. Verlierer waren außer den Sozialdemokraten (10 Abgeordnete weniger) die Rechts- und Mitte-Parteien, die Deutschnationalen (von 73 auf 41 Abgeordnete) und das Zentrum (6 verlorene Abgeordnete), das jedoch mit Reichskanzler Heinrich Brüning trotzdem einstweilen an der Regierung blieb - einer Regierung

freilich, die sich mit Ausnahmegesetzen (Notverordnungen) notdürftig über Wasser halten mußte.
Während sich Goebbels von dieser Kraftanstrengung bei seiner neuesten Freundin, der eben erst geschiedenen Frau Magda Quandt, auf dem mecklenburgischen Gut ihres früheren Mannes erholte und natürlich auch den einzigartigen Wahlsieg der NSDAP feierte (Magda war damals bereits Parteigenossin und Mitglied der NS-Frauenschaft), wurde in Berlin Moabit der mit Spannung erwartete Schwurgerichts-Prozeß gegen die 18 wegen vorsätzlicher Ermordung des SA- Sturmführers Horst Wessel angeklagten Kommunisten vorbereitet und am 22. September 1930 unter ungewöhnlichem Publikumsandrang eröffnet. In bezug auf Propaganda hatte Goebbels mit diesem Prozeß nichts mehr zu tun. Das war nur noch eine Angelegenheit der damals noch unabhängigen Justiz.
Auf der Gegenseite war das anders. Sie hatte die Verteidigung von 18 knallharten Genossen zu besorgen, unter denen sich so wichtige Funktionäre wie der Führer der Sturmabteilung Mitte, Josef Kupferstein, ihr Kassierer, Max Jambrowski, der Mitinhaber des Parteiverlages Münzenberg, Theodor Will, und der KPD-Sekretär Viktor Drewnitzki befanden. Zu diesem Zweck war ein Team von hochqualifizierten kommunistischen Rechtsanwälten zusammengestellt worden. Obwohl also die KPD keine Kosten und Mühen gescheut hatte, um aus diesem fatalen Prozeß, der die mehr als anrüchigen Verbindungen der Klassenkampfpartei ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit rückte, das Beste zu machen, wurde das ein Schlag ins Wasser.
Es begann gleich am ersten Verhandlungstag mit den trotz aller Anstrengungen der Verteidigung einfach nicht zu widerlegenden Erklärungen der Angeklagten Elisabeth Salm (30), daß Horst Wessel definitiv kein Zuhälter gewesen sei: Gewiß, sie mochte ihren Untermieter nicht leiden. Seine politische Einstellung war der ihren völlig entgegengesetzt. Aber bei seinem Einzug im Oktober 1929 mag sich die junge Witwe von ihrem Untermieter noch mehr als nur finanzielle Vorteile versprochen haben. Diese Hoffnungen wurden enttäuscht, als sie bei der Rückkehr von einer Reise ins Rheinland die Erna in dem vermieteten Kochzimmer vorfand, die hier sogar inzwischen polizeilich gemeldet war. Diese wollte sie unbedingt loswerden. Und wenn schon nicht sie alleine, dann alle beide. Darum ging sie an jenem schicksalsschweren Abend in die »Bär«-Kaschemme, womit sie - gewiß unbeabsichtigt - zur Auslöserin der Tragödie wurde. Sie

wurde dafür relativ milde zu nur anderthalb Jahren Gefängnis mit Bewährungsfrist verurteilt.
Erna Jänicke spielte als Zeugin, und zwar als allerwichtigste, vor Gericht eine bewunderungswürdige Rolle. Bei der unvermeidlichen Feststellung ihrer Personaldaten erfolgte die im vorigen Kapitel wiedergegebene Klärung ihres Verhältnisses zu Horst Wessel. Es war ungewöhnlich, gewiß, aber nicht anstößig. Er war kein Zuhälter und sie keine Dirne - mehr. Was aus ihr geworden ist, weiß niemand. Die landläufige Zeitgeschichtsschreibung behauptet, sie sei mit anderen Augenzeugen des Horst-Wessel-Mythos von den Nationalsozialisten beseitigt worden. Beweise dafür gibt es nicht. Wahrscheinlicher wäre, daß die Kommunisten sie »verschwinden« ließen. Aber auch das kann nur vermutet werden.
Die Sensation des Prozesses waren die Aussagen des Hauptangeklagten Ali Hohler, nicht zu dem Mord selbst, zu dessen Klärung kaum noch Wesentliches beizutragen blieb, sondern zu seiner anschließenden Flucht. Er machte seine mehr als einstündigen Aussagen bemerkenswert flüssig, betont ruhig und mit erstaunlichem Freimut. Er bekannte sich als Kommunist, wollte aber von der Partei, ihren Funktionären, ja sogar den Genossen der Sturmabteilung nichts mehr wissen. Sie hätten ihn nicht nur im Stich gelassen und als Spitzel der Polizei verleumdet, sondern auch schließlich an diese gegen Geld verraten.
Tatsächlich hatte die kommunistische Propagandaleitung im Karl-Liebknecht-Haus ihre Taktik im Fall Wessel radikal geändert, nachdem es ihr nicht gelungen war, die Lüge vom Eifersuchtsdrama glaubhaft zu machen. Jetzt waren in der »Roten Fahne« und anderen Blättern auf einmal Versionen zu lesen, Hohler sei nicht nur Zuhälter, sondern auch Polizeispitzel. Das mit dem Zuhälter stimmte nicht nur, sondern machte ihm auch nicht das geringste aus. Aber die Verleumdung als Polizeispitzel kränkte ihn in seiner Ehre als Ganove und KP- Genosse gleichermaßen. Jetzt durfte er schonungslos auspacken. Mit den härtesten Worten sprach er vor Gericht von den »Schmutzereien meiner eigenen Sturmgenossen«.
Daß der Mörder Horst Wessels in die Hände der Polizei fiel, ging jedenfalls auf das Konto der KPD-Führung. Dieser fand nach der Machtübernahme ein schauriges Ende. Er wurde aus dem Zuchthaus Wohlau der SA ausgeliefert und gelyncht. Während diese Hinrichtung schon am 20. September 1933 stattfand, brauchte die Vorberei-

tung und Durchführung eines zweiten Prozesses gegen bisher noch nicht zur Verantwortung gezogene Beteiligte an der Ermordung des inzwischen in den Rang eines Nationalhelden aufgerückten Horst Wessel noch anderthalb Jahre länger. Drei weitere ehemalige Angehörige der Sturmabteilung Mitte waren der Beteiligung an der Ermordung Horst Wessels überführt und zu wesentlich härteren Strafen als im ersten Prozeß dieser Art verurteilt worden: Peter Stoll (31) zu sieben Jahren und sechs Monaten Zuchthaus, Hans Ziegler (32) und Sally Epstein (27) zum Tode.

Nach der Machtübernahme gab es nicht nur solche Racheakte juristischer und außergerichtlicher Art, sondern auch viele dem Gedenken Horst Wessels geweihte Ehrungen. Straßen und Plätze wurden nach ihm benannt. Auf dem Nikolaifriedhof weihte Hitler (der sich bei der Beerdigung selbst hatte vertreten lassen) persönlich eine Gedenkstätte ein. An Horst Wessels Geburtshaus in der Kaiserstraße 37 von Bielefeld enthüllte Oberbürgermeister Vögel eine Gedenktafel. Ein in der Nähe gelegener Berg wurde mit einem Ehrenmal geschmückt und »Horst-Wessel-Höhe« genannt. Ein neues Segelschulschiff der Kriegsmarine erhielt seinen Namen. Das Karl-Liebknecht-Haus am Berliner Bülow-Platz, einst Hauptquartier der KPD, hieß nun Horst- Wessel-Haus und wurde Sitz der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg. Ilja Ehrenburg (1891-1967) empörte sich in Moskau: »Das ist ihr Held, ein Zuhälter, ein schlechter Reimschmied, ein Mörder, der im Dunkeln meuchelt. Weiß Gott, jeder hat die Helden, die er verdient ...« Die Schmähungen sind verhallt wie die Heilrufe. Die Namens- und Erinnerungsschilder verschwanden. Horst Wessel war ein Reflex seiner wirren Zeit, das Produkt einer mit dem Ersten Weltkrieg aus den Fugen geratenen Welt und ein Markstein im Leben und Wirken eines genialen Meisters der Propaganda. Das zitierte Buch von Imre Lazar, dessen hervorragendes Quellenmaterial hier zur Darstellung des Falles Horst Wessel herangezogen wurde, will einen Kausalzusammenhang zwischen dem Attentat auf Horst Wessel und dem sensationellen Wahlsieg der Nationalsozialisten acht Monate später erkennen. Das ist nur bedingt richtig. Der Mord hätte nicht mehr politische Auswirkungen als zahlreiche vorher und nachher begangene gehabt, wären er und sein Opfer nicht so exzessiv und konsequent und unter Ausnutzung aller sich bietenden Möglichkeiten für die Propaganda der NSDAP eingesetzt worden. Goebbels hatte sie erkannt und wahrgenommen. In der Beziehung irrte er sich nie.

Noch ehe er die Früchte seiner Arbeit mit dem nie erwarteten und selbst von ihm für unmöglich gehaltenen Erfolg bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 pflücken konnte, ergab sich eine politische Krise in seinem Gau dadurch, daß der damalige oberste SA-Führer (abgekürzt: Osaf) Ost die Überbeanspruchung des Berliner Gauleiters durch den Wahlkampf und seine Abwesenheit von Berlin als Wahlredner in Schlesien zu einer Art Putsch ausnützte. Polizeihauptmann a. D. Walther Stennes (1895-1983), der schon seit einiger Zeit mit den Brüdern Straßer gegen Hitler und Goebbels frondierte, hatte die verwaiste Gaugeschäftsstelle in der Berliner Hedemannstraße von einem seiner SA-Stürme besetzen und demolieren lassen. Hitler, von Goebbels alarmiert, flog sofort, von Heß begleitet, nach Berlin. Auf einem Zug durch die Sturmlokale der Stadt gelang es ihm, die rebellischen SA-Leute zur Räson zu bringen, indem er sich ihre zum Teil berechtigten Beschwerden anhörte, Abhilfe versprach, aber gleichzeitig Disziplin und Gehorsam verlangte.

Dieser Waffenstillstand mit der Berliner SA wurde am nächsten Abend bei einem großen SA-Appell im Kriegervereinshaus besiegelt, bei dem der greise General a. D. Karl Litzmann (1850-1936), der als »Löwe von Brzeziny« aus dem Ersten Weltkrieg berühmte Feldherr, als Vermittler zwischen Hitler und seinem aufmüpfigen Osaf Ost fungierte. Litzmann eignete sich für diese Rolle besonders, da er die Autorität des erfolgreichen Heerführers mit der unerschütterlichen Treue zur NSDAP verband, der er seit 1929 angehörte und für die er u. a. als Landtags- und Reichstagsabgeordneter sehr aktiv tätig war. Hitler gab bei dieser Gelegenheit bekannt, daß er persönlich den Befehl über die SA übernommen habe, was die Absetzung des Osaf Stennes - bisher noch in allen Ehren - bedeutete. Er konnte sich eine Revolte in Berlin, seinem wichtigsten und erfolgreichsten Gau, angesichts der bevorstehenden Wahlen einfach nicht leisten. Darum fand er sich zu Zugeständnissen und einer scheinbaren Aussöhnung mit dem rebellischen Osaf Ost bereit. Der wurde erst endgültig gefeuert, als er am 31. März 1931 erneut gegen die Parteiführung zu putschen versuchte, wiederum in Abwesenheit des Berliner Gauleiters, der sich diesmal auf einer Führertagung in Weimar befand. Aber Stennes hatte auch diesmal kein Glück, u. a. weil sich sein Stabschef Walter Jahn mit der SA-Kasse über den Großen Teich (nach den USA) absetzte. Nun erhielt er von Hitler

den unvermeidlichen Tritt. Dieser enthob ihn nicht nur seines Postens, sondern stieß ihn auch aus SA und Partei aus, denen er seit 1927 angehört hatte. In seinem damaligen Aufruf an die »Parteigenossen und SA-Männer Berlin« stellte sich Hitler bedingungslos hinter Goebbels, denn der Gauleiter stehe »über dem Gesindel, das mit solchen Mitteln arbeitet, so turmhoch, daß jede Verteidigung für ihn nur eine Beleidigung sein müßte«.

Stennes wurde im Mai 1933 verhaftet und wäre sicher ebenso wie Rohm und Gregor Strasser am 30. Juni 1934 ermordet worden, wäre er nicht ein Neffe des Erzbischofs von Köln, Kardinal Joseph Schulte, gewesen, der sich direkt bei Hitler für ihn verwendete. Auch der päpstliche Nuntius, Msgre. Cesare Orsenigo, setzte sich für Stennes ein. Beide wußten, wieviel Hitler zur Festigung seines internationalen Ansehens am Abschluß des Reichskonkordates gelegen war, das dann tatsächlich am 20. Juli 1933 zustande kam. Unter diesen Umständen konnte er sich ihren Bitten nicht verschließen. Weihnachten 1933 übernahm der Ex-Osaf bereits seinen neuen Posten als Chef der Leibgarde Tschiang Kai-scheks (1887-1975) in Shanghai.

Stennes beurteilte den chinesischen Diktator in Taipeh so: »Er ist der größte Mann, den ich je gekannt habe.«

Der britische Fernost-Geheimdienstchef, Commander Charles Drage*, dem er dies Geständnis machte, fragte: »Größer als Hitler?« Stennes ohne Zögern: »Ja, allemal!« Von Goebbels, dem er soviel Ärger gemacht hatte, bekundete er eine bessere Meinung. »Er war«, so gibt der englische Chefspion im Fernen Osten Stennes' Worte in direkter Rede wieder, »bei weitem der fähigste Parteiführer.« Er begnügte sich auch nicht - wie alle anderen - damit, Goebbels als Redner zu loben. Als solchen nannte er ihn »hervorragend«. Es sei ein Genuß gewesen, »Goebbels zuzuhören »... und er habe Charme, sehr viel Charme... »Wenn er wollte, konnte er wirklich ein sehr netter Mensch sein.«

Von diesen Worten hat der englische Commander wohl keines falsch wiedergegeben. Aber Stennes hatte auch seine schwächste Seite erkannt, indem er sagte:»... seine Jugend war eine offene Wunde, von deren Erinnerung er nicht loskam.«

Goebbels und Stennes hatten eine Zeitlang viel miteinander zu tun.

* Charles Drage: The Amiable Prussian, London 1958, deutsche Übersetzung: Als Hitler nach Canossa ging, Berlin 1982.

Die Berliner SA unterstand dem Osaf Ost. »Ost« war einer der fünf Regionalbereiche, in die die SA im Reich gegliedert war. Aber die SA unterstand als Gliederung der Partei auch dem jeweiligen Gauleiter. Dieser mußte also mit dem Osaf sehr gut Zusammenarbeiten, wenn keine Reibereien entstehen sollten. Schwierigkeiten ergaben sich natürlich trotzdem aus den Überschneidungen der Zuständigkeiten. Sie waren nur im gegenseitigen Einvernehmen zu überwinden oder zu vermeiden. Fehlte diese Übereinstimmung, dann ging die Sache schief wie zwischen Goebbels und Stennes.

Dieser versuchte zu erklären: »Vielleicht habe ich mich mit Goebbels nicht verstanden, weil er nie glücklich war, sondern nur erfolgreich.« Das klingt überzeugend, stimmt aber nicht. Denn Goebbels war erfolgreich, gewiß, aber nur zeitweilig, glücklich dagegen war er oft, nicht nur mit seiner ersten Heidelberger Studentenliebe, mit Magda, mit Lida und so vielen anderen, sondern vor allem, wenn der schwärmerisch von ihm verehrte Führer ihn - wie auf dem Obersalzberg oder beim Stennesputsch - vor aller Welt mit seiner Freundschaft auszeichnete.

Goebbels und Stennes verstanden sich nicht, weil sie in einem Punkt völlig entgegengesetzter Einstellung waren. Dieser Punkt war Hitler. Dessen starke persönliche Ausstrahlung, die viele seiner Erfolge - nicht nur als Volksredner - bewirkte, ist noch von niemandem bestritten worden. Aber es gab auch Menschen, die dafür völlig unempfänglich waren, bei denen Hitlers Ausstrahlung einfach nicht ankam. Stauffenberg gehörte zu ihnen, Stennes auch. Für Goebbels galt das Gegenteil. Er war so sensibel gegenüber Hitler, daß ein Wort, oft schon ein Blick von diesem Reaktionen hervorrief, die niemand bei einem so intelligenten Menschen erwartet hätte. Wir werden auf dies Phänomen bei anderer Gelegenheit noch eingehender zurückkommen. Das war keine Frage der Vernunft, sondern der Psychologie, ja vielleicht sogar der Parapsychologie.

Verstandesmäßig waren nämlich Goebbels und Stennes im politischen Bereich weitgehend einer Meinung. Beide hielten Berlin, nicht München für das politische Zentrum nicht nur Deutschlands, sondern auch der nationalsozialistischen Bewegung. Beide waren Preußen. Stennes stammte aus einer alten westfälischen Beamtenfamilie. Sein Lebensweg hatte mit neun Jahren in der Kadettenanstalt Bensberg begonnen und über Weltkrieg und Freikorps zur Sicherheitspolizei, Schwarzen Reichswehr und SA geführt. In bester Tradition des

deutschen Heeres setzte er sich für seine Truppe ein. Das war jetzt die SA. Und die war unzufrieden. Nicht bloß aus materiellen oder gar finanziellen Gründen, obwohl auch die eine gewisse Rolle spielten. Die SA wollte auch in dieser Beziehung mehr Unabhängigkeit von der politischen Führung. Sie wollte ihre eigenen Fonds. Und sie wollte über deren Verwendung selbst bestimmen.

Es war ein falscher Zungenschlag, wenn Stennes nach seiner Absetzung in einem Aufruf an die »Nationalsozialisten Berlins« (mit dem er seinerseits Goebbels »seines Postens als Gauleiter« enthob) davon spricht, in München werde »um Millionenbeträge das Braune Haus errichtet, während die SA-Männer keinen Groschen haben, um ihre zerrissenen Stiefel instand setzen zu lassen«.

So kleinkariert war die Problemstellung damals nicht. Und es ging schon gar nicht darum, daß Hitler sich einem »Lohnstreik seiner Knüppelgarde« (Heiber) gegenübergesehen habe. Wir SA-Leute sind nie besoldet worden. Im Gegenteil haben wir wie jeder andere Parteigenosse mit unserem Scherflein dazu beigetragen, daß sich die Kasse des Reichsschatzmeisters Franz Xaver Schwarz in München füllte, auch wenn das manchem von uns schwerfiel.

Aber wir wollten uns nicht beiseite drängen lassen, nachdem die rote Vorherrschaft auf der Straße weitgehend gebrochen war. Wir hatten unsere Haut zu Markt getragen. Die meisten Todesopfer der Bewegung entstammten der SA. Während Heinrich Himmler seit 1929 in aller Stille, aber um so eifriger die SS zu einer Art Gegengewicht für die SA auszubauen begann, spürte die SA, daß sie, gerade weil sie soviel geleistet hatte, manchen Führungskreisen unbequem wurde. Sie wollte es sich nicht gefallen lassen, daß es - wie im Stennes-Aufruf - hieß: »Die SA hat ihre Schuldigkeit getan, nun kann sie gehen.« Stennes hatte auch recht mit seiner Feststellung, die SA sei »das lästige Gewissen« der Bewegung. Das war sie in der Tat. Es gab kaum eine von Hitler zu treffende Entscheidung, bei der er sich nicht hätte fragen müssen: Was sagt die SA dazu (besonders die in Berlin)? Das war ihm lästig, obwohl er damals noch nicht der Diktator war, der er später wurde, nachdem ihm die bürgerlichen Parteien des Reichstags 1933 mit dem Ermächtigungsgesetz und Himmler 1934 mit der Ermordung Röhms und der Kastrierung der SA die Möglichkeit dazu gegeben hatten. Wir fühlten uns in der SA der Kampfzeit als eine Art demokratisches Regulativ in einer autoritär geführten Bewegung. Darum fand auch die Stennes-Revolte zumindest anfänglich in unse-

ren Reihen eine gewisse Unterstützung oder doch wenigstens Verständnis, zumal wir uns in unserer grundsätzlichen Einstellung durchaus mit dem Berliner Gauleiter eins wußten. Stennes beging den Irrtum, den Gleichklang der politischen Auffassungen mit der Bereitschaft zu einem gemeinsamen Putsch gegen Hitler zu verwechseln. Die gab es weder bei Goebbels noch bei uns. Als es dann hart auf hart ging, stand er - wie Straßer in Bamberg - allein. Der Stärkere setzte sich durch. Das war Hitler. Auch darin hatte sich Goebbels nicht geirrt.

20. KAPITEL

Endspurt zum Dritten Reich

Nach Stennes' Abreise blieb 1931 noch Gregor Strasser, nicht nur als potentieller Putschist, sondern auch als Gegengewicht für den immer erfolgreicher werdenden Goebbels in Hitlers Satrapen-Schaukelspiel. Aber nicht mehr für lange. Denn schon zeichnete sich eine für den letztgenannten Zweck weit geeignetere Gestalt in der NS-Hierarchie ab: Hermann Göring (1893-1946). Der im Ersten Weltkrieg als Kommandeur des Richthofen-Geschwaders mit dem Pour le mérite ausgezeichnete Jagdflieger, der mit der wohlhabenden schwedischen Gräfin Fock verheiratet war, hatte nach seiner schweren Verwundung beim Marsch auf die Feldherrnhalle bis zum Tod seiner Frau (1931) in der Bewegung eine mehr repräsentative als exekutive Rolle gespielt. Schon 1928 in den Reichstag gewählt, ernannte ihn Hitler - ein in der Zeitgeschichtsschreibung bisher wenig beachtetes Datum - gleichzeitig mit der Absetzung des Osaf Ost Stennes am 1. April 1931 und in zeitweiliger Abwesenheit des Gauleiters Goebbels, der erst am 10. April seine Amtsgeschäfte wiederaufnehmen konnte, zum »Politischen Kommissar Oberost« in Berlin. Das war eine jener hochtrabend bezeichneten, aber in der Praxis bedeutungslosen Dienststellungen, wie Hitler sie in der Partei, aber später auch im Staat, dutzendweise zu bestimmten, meist nur ihm selber einleuchtenden Zwecken schuf.

Die Position Görings war unverkennbar eine Warnung an Goebbels: Ich habe dir deinen Gau durch mein persönliches Eingreifen wieder in Ordnung gebracht, nachdem du durch deinen radikalen Linkskurs die ganze Partei in eine ernste Krise gebracht hattest. Vergiß nicht, daß du nicht unersetzlich bist. Da haben wir z. B. in Berlin noch diesen Pracht-Göring vom rechten Flügel der Bewegung in Reserve, der immer populärer und immer wichtiger wird, seit wir in den Endspurt um die Macht eingetreten sind.

Goebbels verstand. Er hatte mit Geschick, Ausdauer und persönlichem Mut die Bresche in die Mauer der marxistischen Parteien geschlagen, durch die die Arbeitermassen der Bewegung zuzuströ-

men begannen. Aber deswegen wollte Hitler nicht die Rechte verlieren, die sich im Besitz der für eine legale Machtübernahme unerläßlichen Finanzmittel befand. Für sie war der ideale Lockvogel jener hochausgezeichnete Weltkriegsflieger, der mit seiner rundlichen Bonhomie, seiner gehobenen Lebensführung, seiner üppigen Ordensschnalle und seinem gutbürgerlichen Hintergrund keinen der Herren um Hugenberg erschrecken konnte, die in Harzburg am 11. Oktober 1931 Hitler die Hand zu einem von beiden Seiten nur taktisch verstandenen Bündnis reichten. Hierzu hatte der greise Reichspräsident, Generalfeldmarschall von Hindenburg (1847-1934) am Vortag seinen Segen gegeben, indem er - nach langem Zögern und nur auf Drängen seines Sohnes Oskar und des mit ihm befreundeten Generals Kurt von Schleicher (1882-1934) - den ehemaligen Gefreiten Adolf Hitler erstmalig empfing, wobei er seine persönliche Abneigung gegen diesen, der immerhin bereits Führer der zweitwichtigsten deutschen Partei war, so wenig überwinden konnte, daß er ihm nicht einmal einen Sitzplatz anbot, wozu er nach dem Protokoll verpflichtet gewesen wäre.

Kein Jahr später, am 30. August 1932, wurde Göring Reichstagspräsident und damit eine der wichtigsten Personen in der demokratischen Hierarchie der Weimarer Republik. Meteorhaft wurde sein Aufstieg erst im Dritten Reich. Noch am 30. Januar 1933 machte ihn Hitler zum Minister - einem der beiden Nationalsozialisten, die unter seinem Vorsitz diesem »Kabinett des nationalen Zusammenschlusses« angehörten. Die anderen acht kamen - wie Papen, der Vizekanzler - vom »Herrenclub«. Minister Göring hatte zwar zunächst kein Portefeuille, aber doch ein solches gewissermaßen reserviert, indem man ihn zum Reichskommissar für die Luftfahrt ernannte. Im April 1933 übernahm er das Amt des Ministerpräsidenten und Innenministers in Preußen und im Mai 1933 das Reichsluftfahrtministerium. Mehr dekorativ war seine im Juli 1934 erfolgte Ernennung zum Reichsjägermeister, während die im Frühjahr 1935 erfolgte zum Oberbefehlshaber der von ihm aus dem Boden gestampften Luftwaffe einen sehr greifbaren Hintergrund hatte. Reichsmarschall wurde er erst 1940, als es mit ihm und seiner Luftwaffe nach der verlorenen Luftschlacht um England bereits bergab ging.

Goebbels wußte also 1939, als die letzte Auflage seiner Tagebücher unter dem Titel »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei« erschien, welche Bedeutung Göring inzwischen erlangt hatte. Der Mann, der zur Zeit

der Stennes-Revolte (selbst mit dem läppischen Titel »Politischer Kommissar Oberost«) nicht entfernt an die Wichtigkeit des Reichspropagandaleiters und Gauleiters von Berlin heranreichte, war in der NS-Hierarchie wesentlich schneller als er nach oben geklettert. 1939 bestand kaum noch ein Zweifel, wer von den beiden in Hitlers Gunst höher stand und die Aussicht hatte, der erste Mann an seiner Seite zu werden. Man darf sich daher nicht über die außerordentlich vorteil-, ja schmeichelhaften Bemerkungen über Göring wundern, die sich in diesen Aufzeichnungen finden und die in so schroffem Gegensatz zur späteren - und endgültigen - Beurteilung des Reichsmarschalls durch Goebbels stehen.

Dieser scheinbare Widerspruch ist leicht zu erklären. Einmal war Goebbels damals noch nicht bekannt, daß Göring sich durch seine schwere Verwundung (Hoden), die ihm lange und schwerste Schmerzen verursachte, an den Gebrauch von Drogen gewöhnt hatte, der im Lauf der Jahre zum Mißbrauch ausartete und nachteilige Veränderungen von Psyche und Charakter herbeiführte. Zum anderen hatte er gerade diese Tagebücher über die 16 Monate jenes im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubenden Endspurtes zum Dritten Reich nicht für die Nachwelt geschrieben, sondern - und gerade - auch zum sofortigen Konsum. Sie waren daher besonders sorgfältig abgefaßt und mehrfach - praktisch für jede neue Auflage - überarbeitet worden. So wird man in den nach 1934 erschienenen Ausgaben den Stabschef der SA Ernst Röhm (1887-1934) nur ganz sparsam und am Rande erwähnt finden, obwohl er doch bei den Verhandlungen und Intrigen zur Aufnahme der Nationalsozialisten in die Regierung eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Aber nachdem er bei der Verschwörung Görings und Himmlers zur Ausschaltung der SA (die auch Hitler nicht ungelegen kam) am 30. Juni jenen Jahres ermordet worden war, hat man es im NS-Schrifttum tunlichst vermieden, diesen Namen zu erwähnen.

Hermann Göring war bei Erscheinen des Goebbels-»Bestsellers« (am 30. Januar 1934 ganz schlicht »dem Führer« gewidmet) nicht nur bereits der wichtigste Mann des Dritten Reiches neben Hitler, er hatte auch in der Bevölkerung den Höhepunkt seiner Beliebtheit erreicht. Der Tagebuchautor hatte also keinen Grund, sein damals noch ungetrübtes Verhältnis zu Göring zu verschweigen, das sich erst im Krieg drastisch verschlechterte.

Am letzten Tag vor der Machtübernahme (29. Januar 1933) widmete

er ihm mehrere Absätze seiner Aufzeichnungen bei der Schilderung des großen Augenblicks, als Göring in das Kaffeestündchen mit Hitler in Magdas Wohnung am »Reichskanzlerplatz« (nomen est omen) hereinplatzte, um zu verkünden: »Es ist soweit!« Der alte Herr werde die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler unterschreiben. »Das ist gewiß Görings schönste Stunde«, meinte er damals und lobte seine »Umsicht, seine Nervenkraft, vor allem aber seine Charakterfestigkeit und Treue zum Führer« in den vorhergehenden langen und aufreibenden Verhandlungen. Aber war es eine ebenso positive Wertung, als er gleich darauf von Göring als einem »aufrechten Soldaten mit dem Kinderherzen« sprach? Für Hindenburg wäre das eine sehr treffende Charakterisierung gewesen, obwohl sich kein politischer Führer oder gar Staatsmann dabei geschmeichelt fühlen kann.

Dann kam er auf die Verbindung zwischen ihnen »in der unermüdlichen Arbeit für die gemeinsame Sache« zu sprechen. Denn so ganz allein hatte Göring ja nun doch nicht das Ergebnis zustande gebracht, das er jetzt vermelden konnte. Bei aller Bescheidenheit durfte Goebbels, so fand er offenbar, auch an seinen eigenen Beitrag dazu erinnern: »So verschieden auch manchmal unsere Wirkungskreise waren, in Achtung und Respekt vor Persönlichkeit und Leistung des anderen sind wir treue Kameraden geworden, die keine Not und keine Krise jemals trennen könnte.«

Aber diese »treuen Kameraden« warfen sich schon bald, und besonders während der letzten Kriegsjahre, als ich das aus nächster Nähe beobachten konnte, gegenseitig so viel wie irgend möglich Knüppel zwischen die Beine.

Das letzte Jahr vor der Machtübernahme, der Endspurt, hatte für Goebbels etwas langweilig begonnen. Den Silvesterabend 1931 hatte er bei der SA in Spandau verbracht. »Man muß mitten unter seinen Leuten sein«, heißt es in der Tagebucheintragung vom 1. Januar 1932, »man darf sich niemals vom Volk trennen. Das Volk ist Anfang, Mittelpunkt und Ende unserer ganzen Arbeit.«

Der Neujahrstag verlief ruhig, viel zu ruhig nach seinem Geschmack: »Ohne wildes und mitreißendes Tempo kann man sich ein Leben, das überhaupt lebenswert ist, gar nicht mehr vorstellen.«

Er sollte sich nicht zu beklagen haben. Das neue Jahr würde zwei Reichspräsidentenwahlen, zwei Reichstagswahlen und verschiedene Landtagswahlen, darunter die im wichtigen Preußen, bringen. Goeb-

bels würde dabei als Redner und Leitartikler, als Propagandist und Organisator, als erfahrener Politiker und geschickter Taktiker mehr als reichlich zu tun bekommen. Und er würde schließlich dabei Hitlers Ziel erreichen: die NSDAP auf legalem, demokratischem Weg zur stärksten Partei der Weimarer Republik und damit reif für die Machtübernahme zu machen.

Einstweilen regierte, seit Februar 1930 als Nachfolger des Sozialdemokraten Hermann Müller, Dr. Heinrich Brüning (1885-1970), der als »Notverordnungskanzler« zwar vielleicht nicht in die Geschichte, aber jedenfalls ins Bewußtsein der damals schon rund sechs Millionen Erwerbslosen (zu denen auch ich gehörte) eingegangen ist. Brüning war ein durch und durch honoriger Mann, der seine politische Karriere als Funktionär der christlichen Gewerkschaften begonnen hatte, nachdem er als Hauptmann im Ersten Weltkrieg mit dem EKI ausgezeichnet worden war. Seit 1924 vertrat er die katholische Zentrumspartei im Reichstag. Sechs Jahre später wurde er Reichskanzler, als welcher er im Oktober 1931 auch das Amt des Reichsaußenministers übernahm.

Goebbels war sein entschiedenster Gegner, der ganz wesentlich zu seinem Sturz am 30. Mai 1932 beitrug. Brüning hatte alles, was ein erfolgreicher Regierungschef braucht: Klugheit, Gewandtheit, Verhandlungsgeschick, Ausdauer. Nur eines fehlte ihm: Fortune. Die Sieger des Ersten Weltkrieges, die ihm so etwas wie die längst fällige Gleichberechtigung versprochen hatten, ließen ihn ebenso im Stich wie die Sozialdemokraten, die er - vergeblich - durch ein großzügiges Bodenreformprogramm zu gewinnen gehofft hatte.

Mit diesem freilich hatte er den »alten Herrn«, der ja selbst ostelbischer Großgrundbesitzer war, an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Er setzte ihn - unter Ausschaltung des Reichstages - mit dem Artikel 48 der Reichsverfassung ab, der dem Reichspräsidenten das Recht der diktatorischen Notverordnung einräumte, mit dem Brünung selbst bisher regiert hatte. Mit Brüning, so urteilt Diwald* zutreffend, ging »der letzte ganz und gar integre Politiker der Republik«.

Goebbels wandte ihm gegenüber trotzdem die rücksichtslosen Methoden seines politischen Kampfes an. Sein Meisterstück lieferte er dabei am 15. April 1932 im Berliner Sportpalast. Die öffentliche

* op. cit.

Diskussion politischer Gegner auf höchster Ebene, wie sie heute gang und gäbe ist - man denke nur an die Auftritte der US-Präsidentschaftskandidaten, die Millionen Wähler über das Fernsehen miterleben wurde damals schon von Goebbels praktiziert, allerdings in höchst merkwürdiger Form. Als Kontrahenten hatte er keinen geringeren als Reichskanzler Brüning ausersehen. Die riesigen Plakate, mit denen er seine Sportpalast-Kundgebungen anzukündigen pflegte, gaben einen Brief wieder, mit dem er den Regierungschef einlud, sich ihm zu einem Rededuell zu stellen. Jeder sollte die gleiche Redezeit und die gleiche Zahl von Eintrittskarten für seine Anhänger erhalten. Für die Seinen glaubte Goebbels Wohlverhalten versprechen zu können.

Brüning hielt es natürlich für unter seiner Würde, auf dieses Ansinnen überhaupt auch nur zu antworten - nicht einmal ablehnend. Um so überraschter war er, daß die Plakate am Tag vor der Veranstaltung mit einer augenfälligen Ankündigung überklebt wurden: Das Rededuell Goebbels-Brüning werde pünktlich wie vorgesehen stattfinden. Der Sportpalast mußte am Abend des 15. April wegen Überfüllung polizeilich geschlossen werden. Erwartungsvolle Spannung lag über dem Riesenraum, als Goebbels die Rednertribüne bestiegen hatte. Seine Begleiter hatten eine Reihe von Kisten und Koffern mitgebracht und unweit des Rednerpultes aufgestellt. Goebbels begann seine Ansprache mit der bedauernden Feststellung, der Herr Reichskanzler habe es vorgezogen, die freundliche Einladung unbeantwortet zu lassen. Als sich enttäuschtes Schweigen ausbreitete, fuhr er fort: »Aber ich habe ihn trotzdem mitgebracht.« Dabei wies er auf die bereitgestellten Kisten, an denen sich schon Rundfunktechniker zu schaffen machten. Regie und Technik klappten. Goebbels hatte Brünings letzte Rede vom 10. April in Königsberg mitschneiden lassen. Als sich die vorübergehend eingetretene Unruhe gelegt hatte, trat Goebbels wieder ans Mikrophon und verkündete: »Der Herr Reichskanzler hat das Wort.« Aus Brünings Rede waren einzelne Passagen so geschickt ausgewählt worden, daß es Goebbels ein leichtes - und dazu ein ganz offensichtliches Vergnügen - war, seinen nicht erschienenen Duellgegner nach allen Regeln der Kunst niederzumachen. Es wurde ein durchschlagender Erfolg.

Die gegnerische Presse machte ihn noch größer, indem sie den »neuen Trick«, wie Goebbels selbst den Einfall dieser Veranstaltung in seinem Tagebuch nannte, zum politischen Skandal auswalzte. »Das

Rededuell mit Brüning« schrieb Goebbels am 16. April 1932, »hat die ganze Journaille in Aufruhr gebracht. Daß der Reichskanzler unterlegen ist, das geben selbst die Böswilligen zu. Nun schimpfen sie wie die Rohrspatzen...«

Brüning bei dieser unfairen »Schau« schlecht aussehen zu lassen, war nun wirklich kein Kunststück gewesen. Dazu hätte es nicht einer so scharfen Zunge bedurft, wie sie Goebbels besaß. Das Kunststück war der propagandistische Einfall und die technische Perfektion, mit der er realisiert wurde.

Anderthalb Monate nach dem imaginären Rededuell mit Goebbels war Brüning politisch ein toter Mann. Seine Demission ebenso wie die des gesamten Kabinetts und die Auflösung des Reichstages - alles aufgrund des ominösen und keinesfalls vorbildlich demokratischen Artikels 48 der Weimarer Verfassung, den bereits Brüning mit seinen Notverordnungen über Gebühr strapaziert hatte - sind im Goebbels- Tagebuch nüchtern und sachlich verzeichnet. »Das System befindet sich im Fall«, heißt es trocken.

In der letzten Rede, die Brüning am 12. Mai 1932 vor dem Deutschen Reichstag hielt, hatte er »ahnungsvoll«, wie Diwald* schrieb, seine Lage mit der eines Wettläufers »hundert Meter vor dem Ziel« verglichen. Ihm ging kurz vorher die Luft aus. Unter seiner Regierung war die Zahl der Arbeitslosen von 1,5 Millionen 1930 auf 6,1 Millionen (!) im Februar 1932 angestiegen. Das Ungeheuerliche dieser Zahl geht aus der Tatsache hervor, daß damit jeder dritte deutsche Erwerbstätige auf öffentliche Unterstützung angewiesen war.

Das war natürlich nicht allein Brünings Schuld, auch nicht bloß die der Weltwirtschaftskrise, die auch in den USA 1933 die Zahl der Arbeitslosen auf die Rekordzahl von 15,6 Millionen steigen ließ. Denn der nationalsozialistische Wahlsieg vom September 1931 hatte fraglos die Investitionsfreudigkeit des Auslandskapitals in Deutschland beeinträchtigt. Hinzu kam die beschämende Niederlage, die die Außenpolitik der Weimarer Republik dadurch erlitten hatte, daß ihr Außenminister Dr. Julius Curtius (1877-1948), Stresemanns Nachfolger, das erst ein halbes Jahr zuvor getroffene Abkommen über eine deutsch-österreichische Zollunion unter dem Druck vor allem Frankreichs hatte rückgängig machen müssen, weil dieses Land seine kurzfristigen Kredite für Deutschland gekündigt hatte. Dadurch war

* op. cit.

u. a. der bereits erwähnte Zusammenbruch der Danat-Bank und in der Folge die wirtschaftlich katastrophale Kettenreaktion herbeigeführt woden.

Während so Brüning und mit ihm das »System« bei seinen letzten »hundert Metern vor dem Ziel« aus den verschiedensten Gründen auf der Strecke blieb, hatte Goebbels all seine Energie - und davon besaß er eine ganze Menge - zusammengenommen, um diesen Marathon- Endspurt durchzustehen. Die erste Etappe dabei war die Reichspräsidentenwahl am 13. März.

Hitler zauderte lange, ob er sich überhaupt als Kandidat aufstellen lassen solle. Er war ja kein deutscher Staatsbürger. Dieses Problem war freilich unschwer zu lösen. Einer der Parteigenossen, die inzwischen Landesminister geworden waren, der braunschweigische Innenminister Dietrich Klagges, ernannte Hitler zum Regierungsrat, womit ihm am 25. Februar 1932 automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft zufiel. So einfach war das damals noch.

Aber allein damit war es nicht getan. Hitler konnte sich offenbar mit dem Gedanken nicht befreunden, als unbekannter Gefreiter des Weltkrieges gegen den Generalfeldmarschall und Sieger von Tannenberg, den die demokratische Mitte zu ihrem Kandidaten gemacht hatte, in die politische Arena zu treten. Für Goebbels gab es da überhaupt keine Bedenken. Hitler *mußte* kandidieren! Dieses Jahr 1932 mit seiner wirtschaftlich-sozial zugespitzten Lage, mit den soeben bei den Septemberwahlen errungenen spektakulären Erfolgen der NSDAP und der Häufung von demokratischen Willensbekundungen mußte die Entscheidung bringen. Hic Rhodus, hic salta! Hier mußte - nach der Äsop-Fabel - gezeigt werden, was man konnte. Bei dieser Reichspräsidentenwahl ohne eigenen Kandidaten aufzutreten, so unwahrscheinlich auch sein Sieg sein mochte, hieß einfach kneifen. Ich halte diese Tatsache im Hinblick auf die ganze weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Goebbels und Hitler für außerordentlich wichtig, wenn nicht sogar entscheidend. Wir haben bereits bei der Behandlung des Reichstagbrandes und der durch diesen ausgelösten Entwicklungen gesehen, daß Goebbels über die zeitweilige Entschlußlosigkeit Hitlers besorgt war. Dem gleichen Problem begegnete er schon bei diesen Präsidentschaftswahlen, die für den 13. März 1932 ausgeschrieben waren.

Hindenburg war zu seiner Wiederwahl proklamiert worden. Die Deutschnationalen und der »Stahlhelm«, deren natürlicher Kandidat

der Marschall gewesen wäre, wollten sich nicht in Gesellschaft mit dessen Wahlhelfern, den »Novemberverbrechern«, blamieren und hatten einen eigenen Kandidaten aufgestellt: den zweiten Stahlhelm- Führer Theodor Duesterberg (1875-1950). Die Kommunisten traten für ihren Parteichef (seit 1925) Ernst »Teddy« Thälmann (1886-1944) ein. Die Nationalsozialisten aber hatten bis zum letzten Augenblick, dem 22. Februar 1932, knapp drei Wochen vor der Wahl, keinen eigenen Kandidaten.

Hitler brachte durch seine Entschlußlosigkeit den als Propagandachef der Partei für den Wahlkampf Verantwortlichen in arge Schwierigkeiten. Goebbels deutete das sogar in seinen Tagebüchern (z. B. am 16. Februar 1932) bei aller gebotenen Zurückhaltung unmißverständlich an und versuchte gleichzeitig, zu retten, was zu retten war (nicht allzu viel, wie wir sehen werden). Er schrieb: »Ich arbeite so, als wäre der Wahlkampf schon im Gang. Das bereitet einige Schwierigkeiten, da der Führer noch nicht offiziell als Kandidat proklamiert ist.«

Er hat ihm dann offenbar die Pistole auf die Brust gesetzt. Am 19. Februar 1932 lesen wir: »Beim Führer im Kaiserhof. Ich sprach lange mit ihm unter vier Augen. Die Entscheidung ist gefallen.«

Es versteht sich von selbst, daß damit Hitlers Kandidatur gemeint ist. Aber das steht nicht ausdrücklich dabei, so daß Zweifel auftauchten, ob Hitler Goebbels wirklich die Genehmigung erteilt hat, bei seiner Sportpalastkundgebung am Abend des 22. Februar 1932 Hitler als Kandidaten für die Reichspräsidentenwahl zu proklamieren. Es wird dagegen vermutet - und auch ich neige dieser Annahme zu -, daß Goebbels seinen Chef mit der Proklamation vor vollendete Tatsachen gestellt hat.

Das durfte Goebbels damals natürlich nicht zugeben und schrieb daher am 22. Februar 1932 über seine Besprechung mit Hitler vom gleichen Tag: »Zum Schluß noch einmal die Frage des Präsidentschaftskandidaten durchgesprochen.« Wozu, wenn doch angeblich schon drei Tage zuvor die Entscheidung gefallen war? Dann heißt es weiter: »Hauptsache ist, daß jetzt das Schweigen gebrochen wird. Der Führer gibt mir die Erlaubnis, am Abend im Sportpalast vorzuprellen. Gott sei Dank!« Vorprellen? Warum steht hier nicht klipp und klar: Hitlers Kandidatur zu verkünden, wie Goebbels das doch am gleichen Abend tat?

Hitler zauderte also in seinen Entschlüssen nicht erst nach der Machtübernahme, sondern schon vorher. Diese seine Eigenschaft

akzentuierte sich in katastrophaler Weise gegen Ende des Krieges. Ich habe unter dem 16. April 1945 in meinem Tagebuch ein Gespräch mit Goebbels verzeichnet, das von Kommentaren über den erschreckenden körperlichen Verfall Hitlers in diesen Tagen ausging. Dieser meinte, wer ihn, Hitler, zwei oder drei Jahre lang nicht gesehen hätte, würde ihn nicht mehr wiedererkennen. Aber das sei nicht nur physisch zu verstehen. Er sei kaum noch zu irgendwelchen Entscheidungen zu bewegen: »Macht man ihm einen Vorschlag, dann sagt er nicht ja und nicht nein, sondern bittet um Bedenkzeit. Dabei ist gerade heute schnelles Handeln das Allerwichtigste für uns, weil wir keine Zeit mehr haben, wollen wir auch nur das nackte Leben retten.« Goebbels fügte dieser Feststellung eine Überlegung an, die mich, den Außenseiter des Regimes, tief beeindruckte: »Je unsicherer der Führer wird, je mehr er die Zügel schleifen läßt, um so bedenklicher machen sich die Mängel unseres Regierungssystems bemerkbar. Unser gesamter Staatsapparat ist auf den Führer und die Klarheit und Richtigkeit seiner Entscheidungen abgestellt. Früher spielte es keine Rolle, daß unsere Führung unklar in ihren Kompetenzen und an den meisten Stellen mit Hohlköpfen besetzt war. Das war ein Luxus, den wir uns damals noch leisten konnten. Heute wirkt es sich in katastrophaler Weise aus. Unser Staat gleicht jetzt einer riesigen komplizierten Maschine. Jeder einzelne Teil arbeitet noch... Aber es fehlt die Hand des Meisters, der sie reguliert, koordiniert und kontrolliert. Und statt einer sinnvollen Produktion entsteht so das Chaos...« Goebbels hatte durchaus Vorstellungen, wie dieser Kalamität zu beizukommen wäre. Darüber wird noch eingehend zu berichten sein. Goebbels war sich der zeitweisen Entschlußlosigkeit seines Führers also nicht erst bei Kriegsende klar bewußt, als schon alles drunter und drüber ging. Das bestätigt auch sein Adjutant Prinz Schaumburg* mit der Wiedergabe eines der interessantesten und inhaltsreichsten Gespräche, das er mit seinem (und meinem) Chef führte. Es fand an einem Abend im Schlafwagen Berlin-München (ohne Datum, aber jedenfalls bald nach der Machtübernahme) statt. Wenn Goebbels zu Hitler fuhr, befand er sich stets, wie ich auch später feststellte, in der Verfassung eines Verliebten, dem ein Rendezvous mit der Angebeteten bevorsteht. Er kam, so Schaumberg, »immer wieder auf Hitler zu sprechen«. Er habe sich nicht so sehr bemüht, dessen Gunst zu

* Dr. G./Ein Porträt des Propagandaministers, Wiesbaden 1963

gewinnen »als vielmehr den Einfluß auf Hitler zu bewahren und sorgsam zu verstärken«. Denn er hielt ihn, so gestand er dem Prinzen, für einen »der außerordentlichsten Männer der letzten tausend Jahre. Heute streitet man darum, in hundert Jahren weiß das jeder, verlassen Sie sich darauf.« Schaumburg, der Hitler nüchterner gegenüberstand als Goebbels, hakte hier mit der Frage ein, ob seiner Ansicht nach »Hitlers Ideen aus dem Unterbewußtsein kämen, also als Intuition aufzufassen seien.« Goebbels zögerte mit der Antwort, sagte aber nach einigem Überlegen: »Natürlich handelt er bei seinen großen Entscheidungen aus der Intuition.« Er habe ihn oft und lange genug beobachtet. Er ziehe sich bei wesentlichen Entscheidungen »oft tagelang zurück, als versuche er, auf eine innere Stimme zu hören. Er leidet darunter, sogar körperlich.« Sobald der Entschluß dann, wie von einer höheren Gewalt eingegeben, feststehe, fühle er sich »herrlich frei«. Das seien erbitterte Kämpfe. Ganz plötzlich stehe dann fest, was zu geschehen habe. Goebbels schloß dieses Gespräch über Hitler mit dem Bekenntnis ab: »Manchmal ist er mir unheimlich.«

Am 13. März 1932 ergab sich daraus erst einmal ein Mißerfolg. Der Marschall lief mit 18,65 Millionen Stimmen dem Gefreiten (11,34) Mio) weit davon. Thälmann bekam 4,98, Duesterberg 2,55 Mio Stimmen. Nur 0,4 Prozent trennten Hindenburg von der absoluten Mehrheit, die notwendig gewesen wäre, um einen zweiten Wahlgang am 10. April zu vermeiden.

»Wir sind geschlagen«, bekannte Goebbels in seinem Tagebuch. Die Zunahme der Hitler-Wähler um 86 % seit den Septemberwahlen von 1930 war ein schwacher Trost: »Was hilft das alles!« schrieb er ins Tagebuch. Die Parteigenossenschaft sei »auf das tiefste deprimiert und mutlos«.

Goebbels aber gab nicht auf. Jetzt erst recht setzte er alles ein. Bis zu 3000 Kundgebungen der NSDAP fanden täglich statt. Eine erste Massenkundgebung im Lustgarten zu Berlin brachte 80000 Menschen auf die Beine. Für Hitlers Wahlreisen zu diesem zweiten Wahlgang wurde erstmals in der Geschichte der politischen Propaganda in Deutschland das später allgemein übliche Flugzeug eingesetzt. Zum ersten Mal auch stellte Goebbels den Tonfilm in den Dienst seiner Propaganda. Eine Zehn-Minuten-Aufnahme von und mit ihm war »wunderbar gelungen« und wurde sogar von vielen Kinos zusammen mit der Wochenschau gezeigt. Eine weitere Neuigkeit war

die Herstellung von Mini-Schallplatten im Postkartenformat mit Wahlaufrufen von Goebbels, die als Wurfsendungen per Post verschickt wurden. Er ließ keinen seiner Einfälle ungenutzt.
Zu den Juli-Wahlen durfte Goebbels sogar zum ersten Mal über den Rundfunk sprechen. Aber er war von dem Ergebnis selbst enttäuscht und fand seine eigene Rede (am 18. Juli 1932) »nicht durchschlagend«. Er führte das auf die Zensur durch den Reichsrundfunkkommissar zurück, der seiner Ansprache »die Flügel gestutzt und die Zähne ausgebrochen« habe. Tatsächlich fehlte ihm wohl der gewohnte Kontakt mit dem Publikum, der ihn sonst beflügelte und bissig werden ließ. An die Aufnahmetechnik im neutralen Studio vor dem kalten Mikrofon und ohne das erregende Fluidum seiner Massenkundgebungen mußte er sich erst gewöhnen.
Jedenfalls war er damals unentwegt im Einsatz, redend, schreibend, organisierend, planend, ausführend. Am 7. April 1932 bekannte er in seinem Tagebuch: »Solchen Wahlkampf ein halbes Jahr lang, und man kann uns ins Irrenhaus stecken.« Er dauerte länger als ein halbes Jahr. Aber sie kamen nicht ins Irrenhaus, sondern in die Reichskanzlei.
Am 10. April 1932 mußten die Deutschen schon wieder an die Urnen: Zweiter Wahlgang um den Posten des Reichspräsidenten. Außer Hindenburg gab es nur noch zwei Kandidaten: Hitler und Thälmann. Die Rechte schwenkte geschlossen auf Hitler-Kurs. Der Kommunisten-Chef verlor mehr als 1,2 Millionen Stimmen, von denen ein Teil sogar Hindenburg zugute gekommen sein mag, der 19,4 Millionen und so die für seine Wiederwahl nötigen 53 % erhielt. »Der Führer ist ganz glücklich«, schrieb Goebbels ins Tagebuch. Allzu viel Anlaß gab es nicht dafür, denn er hatte ja mit 36,8 % der Stimmen diese Wahl ganz eindeutig verloren. Immerhin zeichnete sich mit der Polarisierung der politischen Strömungen zwischen ganz links und ganz rechts die später unausweichliche Alternative ab, die den alten Herrn schließlich bewog, Hitler und seine ganz legal zur stärksten gewordene Partei mit der Regierungsbildung zu beauftragen. Das war zuerst Goebbels' Verdienst, wie sich insbesondere an den Ergebnissen in Berlin zeigte. Hier konnte die NSDAP erstmalig (mit 863621 Stimmen gegenüber 666053 vier Wochen zuvor) die KPD überrunden (573099 gegenüber 685411).
Pausenlos ging es in den nächsten Wahlkampf. Preußen, mit der Reichshauptstadt, 13 weiteren Provinzen und damals schon fast 40

Millionen Einwohnern das weitaus wichtigste Land des Reiches, sollte einen neuen Landtag bekommen. Es wurde »ein phantastischer Sieg«, wie Goebbels am 23. April 1932 das Ergebnis wohl nicht zu Unrecht nannte. Die NSDAP wurde mit mehr als 8 Millionen Stimmen und 162 Abgeordneten die stärkste Partei. In Berlin rückte sie der dort noch immer führenden SPD (798214 Stimmen) als zweitstärkste mit 765909 Stimmen ganz dicht auf die Fersen. Aber das alles reichte zur Regierungsbildung selbst in Koalition mit Hugenberg nicht aus. Auch die gleichzeitigen Landtagswahlen in anderen Ländern brachten keine besseren Ergebnisse. Alles blieb in der Schwebe. Die Enttäuschung ist Goebbels deutlich anzumerken, wenn man liest, was er an diesem Tag vermerkte: »Jetzt muß irgend etwas geschehen. Wir müssen in absehbarer Zeit an die Macht kommen. Sonst siegen wir uns in Wahlen tot.«

Es geschah auch wirklich etwas. Eine Woche nach den Landtagswahlen trat Brüning zurück, obwohl seine Zentrumspartei dabei gar nicht so schlecht abgeschnitten hatte. Die spektakulären Erfolge der Nationalsozialisten waren, wie wir gesehen haben, nur der Vorwand dafür, daß der Reichspräsident seinem Kanzler das Vertrauen entzog, ihn unter Übergehen des Reichstages absetzte und diesen auflöste. Das war Hitlers Bedingung gewesen, um das zu bildende Präsidialkabinett v. Papen zu tolerieren. Papen, der Mitglied der Zentrumspartei gewesen war, sich aber trotzdem für das nicht ganz saubere Manöver gegen seinen Parteifreund Brüning zur Verfügung gestellt hatte, wurde für diesen Verrat aus seiner Partei ausgeschlossen, so daß er sich auf keine politische Partei, sondern nur auf das Vertrauen eines 85jährigen Staatschefs und auf die Bajonette der Reichswehr stützen konnte, deren Gewährs- und Verbindungsmann, General Kurt von Schleicher, auf dem Posten des Verteidigungsministers als starker Mann in sein Kabinett aufgenommen wurde. Im Vergleich zu diesem und auch dem nachfolgenden Kabinett Schleicher ist die Regierung, die Hitler sieben Monate später bildet, auf geradezu vorbildlich demokratische Weise zustande gekommen. Daß daraus schließlich eine Diktatur - und was für eine - wurde, steht auf einem anderen Blatt.

Jetzt galt es erst einmal, das Wahl-Marathon dieses Jahres mit den Hitler versprochenen Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932 fortzusetzen. Goebbels legte sich wiederum gewaltig ins Geschirr. So schmächtig er war und so sehr ihn das ständige Eingespanntsein körperlich

auch mitgenommen hatte - bei Ende des Preußen-Wahlkampfes erwischte ihn eine schwere Frühlingsgrippe mit hohem Fieber gönnte er sich nur eine ganz kurze Pause im geliebten Ostseebad Heiligendamm und anschließend mit Magda auf dem Quandt-Gut Severin, ehe er sich in den neuen Wahlkampf stürzte. Gutsverwalter Walter Granzow, der Schwager Günther Quandts, brachte es bei dieser Gelegenheit als einer der ältesten Parteigenossen Mecklenburgs zum Ministerpräsidenten seines Landes (damals rund 800000 Einwohner), nachdem Goebbels mit der größten politischen Versammlung, die Mecklenburg je erlebte (in Waren: 30000 Menschen), beträchtlich zum Wahlsieg beigetragen hatte. Bei dem bevorstehenden Reichstagswahlkampf ging es freilich nicht um den Aufstieg eines entfernten Verwandten aus der ersten Ehe seiner Frau Magda, ein relativ harmloses NS-Würstchen, es ging wirklich »um die Wurst«, nämlich um die Überwindung der letzten Hürden auf dem Weg zur Macht.

21.KAPITEL

»Der Schlimmste von allen«

Die Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 brachte den Nationalsozialisten die höchste Stimmenzahl vor Anbruch des Dritten Reiches: 230 Mandate, fast 100 mehr als die nächststärkste Fraktion (SPD 133) und mehr als die beiden Linksparteien zusammen (KPD 89). Auch wenn die Fraktion der NSDAP damit der absoluten Mehrheit (305 von insgesamt 608 Abgeordneten) nicht sehr nahe kam, widersprach es den demokratischen Spielregeln, dem Führer dieser Mehrheitspartei weiterhin nichts anderes als den Posten eines Vizekanzlers im Kabinett eines Regierungschefs anzubieten, der - in der Person Papens oder Schleichers - überhaupt keine Partei hinter sich und also auch keinerlei demokratische Legitimation hatte. Dieser absolute Höhepunkt in der demokratischen Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung wurde nie wieder erreicht. Denn der 8. deutsche Reichstag, der aus den Wahlen vom 5. März 1933 hervorging, war demokratisch nicht einwandfrei, da unter Ausnahmegesetzen zustande gekommen, die unter dem Eindruck des Reichstagsbrandes erlassen worden waren.

Nach den Juli-Wahlen von 1932 setzte hinter den Kulissen ein eifriges außerparlamentarisches Gepackel ein, um einen Ausweg aus der unhaltbaren Situation eines ohne Reichstag regierenden Präsidialkabinetts zu finden. Keine der verschiedenen Koalitionsrechnungen ging auf. Die Harzburger Front (NSDAP und DNVP) kam der absoluten Mehrheit noch am nächsten. Die Linksparteien (SPD 133, KPD 89) hätten zusammen noch nicht einmal die 230 NS-Mandate erreicht. Eine Kombination SPD-Zentrum (75) wäre grundsätzlich möglich, aber zahlenmäßig noch weniger ausreichend gewesen. Andererseits hätten NSDAP und KPD gemeinsam jede andere Koalition nach Belieben zu Fall bringen können. Das demokratische System stand im Begriff, zwischen den radikalen Mühlsteinen zerrieben zu werden.

Angesichts dieser Situation sah man bereits der wichtigen Wahl des Reichstagspräsidenten mit Bangen entgegen. Die Nationalsozialisten

hatten als stärkste Partei des Reichstags Göring dafür vorgesehen. Von den Linken war natürlich keine Unterstützung zu erwarten. Diejenige der Rechen reichte nicht aus. Und die bürgerliche Mitte? Hier würde alles von der Haltung der Zentrumsfraktion abhängen, die ihre Sitze seit dem Sturz Brünings von 68 auf 75 hatte erhöhen könne. Das Zentrum stimmte für Göring, der damit auf den ihm und seiner Partei höchst erwünschten Posten gelangte.

Das konnte nur als Wink des Zentrums, der weitaus stärksten Mittelpartei, verstanden werden, daß man unter gewissen Umständen über eine Tolerierung einer Hitler-Regierung oder gar die Beteiligung an einer solchen zu reden bereit sei. Die Gespräche kamen in Gang. Viktor Reimann*, dem die Kenntnis der damaligen Zusammenhänge aus eigenem Erleben und die aktive Teilnahme an der aktuellen Politik als Chefredakteur einer nicht unbedeutenden Tageszeitung Österreichs ausgezeichnete Beurteilungsmöglichkeiten gibt, hebt gewisse Übereinstimmungen zwischen Nationalsozialisten und der katholischen Zentrumspartei hervor. Beide hätten den Versailler Vertrag eindeutig abgelehnt und seien für die deutsche Gleichberechtigung und eine Streichung der Reparationen eingetreten. Auf sozialem Gebiet hätte das Zentrum mehr Gleichklänge mit der Hitler- Partei als mit den regierenden Baronen und intrigierenden Generälen gehabt. Die korporativen Ideen, wie sie Othmar Spann (1878-1950) in seiner Gesellschaftslehre vom christlichen Ständestaat auf universalistischer Grundlage vertrat, seien in beiden Lagern auf fruchtbaren Boden gefallen. Mussolinis Faschismus habe sie in Italien verwirklicht, und sie fanden sogar Eingang in Papst Pius' XL Enzyklika »Quadragesimo Anno«. Hitler sei ihnen gar nicht so abgeneigt gewesen. Und sein bald nach der Machtübernahme abgeschlossenes Konkordat mit dem Vatikan - nach Mussolinis Vorbild - zeigte, daß ihm jedenfalls damals noch viel an einem guten Verhältnis zur katholischen Kirche gelegen habe, wie es Mussolini pflegte. Warum, so fragt Reimann, sollte ein ähnlicher Kurs in Deutschland nicht möglich gewesen sein? Daß das Zentrum für eine starke Exekutive war, hatte Brüning mit dem ausgiebigen Gebrauch des Artikels 48 bewiesen. An der überzeugt antikommunistischen Einstellung des Zentrums war überhaupt nicht zu zweifeln. Ja, selbst in der Judenfrage, meint Reimann, waren seine Gesichtspunkte »nicht allzu weit von denen

* op. cit.

der Nationalsozialisten entfernt«. Das Zentrum war nicht grundsätzlich gegen eine gewisse Einschränkung des jüdischen Einflusses in Deutschland.
War eine solche nationalsozialistisch-katholische Zusammenarbeit denkbar? Gewiß. Das haben die teils enthusiastischen Sympathie- und Ergebenheitsbekundungen zahlreicher hoher und höchster Würdenträger der katholischen Kirche in Deutschland und Österreich vor und nach der Machtübernahme bewiesen. Auf nationalsozialistischer Seite wurde Göring der Wortführer aller in diesem Sinn eingeleiteten Verhandlungen. Er und Hitler benutzten sie vor allem taktisch zur Verbesserung ihrer Position gegenüber Schleicher und den anderen von Hindenburg gestützten »Baronen«. Straßer dagegen meinte seine Verbindungen zum Zentrum durchaus ernst. Er sah darin bis zuletzt, d. h. bis zu seinem endgültigen Bruch mit Hitler am 8. Dezember 1932, die einzige Möglichkeit, das angesteuerte Ziel, die Machtübernahme auf legalem Weg zu erreichen.
Die Zentrumslösung, die im Sommer 1932 wie die Schwüle vor einem Gewitter über Deutschland hing, hatte nur einen ganz energischen und kompromißlosen Gegner: Joseph Goebbels. An ihm scheiterte sie. Hatte er Brüning zu Fall gebracht, damit dieser oder doch jedenfalls seine Partei mit Hilfe der NSDAP jetzt wieder einen Zipfel der vakanten Macht in die Hand bekäme? Er war sich mit Hitler darüber einig, daß das manchmal geradezu hektische Taktieren mit dem Zentrum nur dazu dienen dürfe, bei Schleicher bzw. Hindenburg soviel wie nur möglich herauszuholen. Mit den Baronen als Koalitionspartnern getrauten sie sich, fertigzuwerden (und wurden es später auch). Die Macht und die Geschicklichkeit der katholischen Kirche aber kannten und fürchteten beide zu sehr, als daß sie sich auf ein solches Bündnis eingelassen hätten. So kommt es, daß wir bei den fast pausenlosen Verhandlungen dieses Sommers und Herbstes allen damals führenden Figuren der NSDAP von Hitler und Göring bis zu Straßer und Röhm begegnen, aber nicht Goebbels. Einerseits war er mit seinen Wahlkämpfen und Propagandaschlachten reichlich ausgelastet, andererseits machte ihn sein Radikalismus am linken Flügel der NSDAP in respektablen politischen und kirchlichen Kreisen nicht recht vorzeigbar.
Am 10. September 1932 fand die letzte Besprechung zwischen den Zentrumsführern und Hitler statt. Sie führte zu keinem Ergebnis. Am Vortag hatte Goebbels im »Angriff« dem Herrenclub den Krieg

erklärt. »Ihr habt die Macht«, schrieb er, »wir wollen sie erringen. Wir werfen Euch den Fehdehandschuh hin.«
Papen nahm ihn auf, ging zu Hindenburg, verlangte die erneute Auflösung des Reichstages und erhielt das betreffende Dekret. Es befand sich, den parlamentarischen Gepflogenheiten in Deutschland entsprechend, in einer knallroten Mappe. Als Papen mit dieser unter dem Arm am 12. September 1932 im Reichstag erschien und durch das vollbesetzte Plenum seinem Platz auf der Regierungsbank zustrebte, wußte jeder, worum es jetzt ging - auch und vor allem Göring, der als Präsident des Reichstages gerade einen Mißtrauensantrag gegen die Regierung Papen zu behandeln hatte. Er war von dem Abgeordneten Torgier (KPD) gestellt worden. Göring beachtete die Wortmeldung des Reichskanzlers gar nicht, sondern stellte den kommunistischen Antrag zur Abstimmung. Er wurde mit 500 zu 30 Stimmen angenommen. »Das ist die furchtbarste parlamentarische Niederlage, die es je gegeben hat«, stellte Goebbels in seinem Tagebuch fest. Trotz ihres überwältigenden Sieges mußten sich die deutschen Volksvertreter vom Reichspräsidenten nach Hause schicken lassen. Neuwahlen wurden für den 6. November ausgeschrieben. Der Wahlkampf wurde beschwerlich. Er kostete einen Haufen Geld. »Und Geld ist augenblicklich sehr schwer aufzutreiben«, klagte Goebbels am 20. September 1932 in seinem Tagebuch, dem er schon Tage zuvor anvertraut hatte: »Die Parteikassen sind leer.« Leer wurden auch die Energiebatterien der Mitkämpfer. Sie waren erschöpft von dem Übermaß an Leistungs- und Opferbereitschaft, das man ihnen dies ganze Jahr 1932 über zugemutet hatte. Sogar Goebbels selbst bekannte (am 16. September 1932), er sei durch das Übermaß an Reden »vollkommen abgestumpft« und laufe nur noch »hin und wieder« zu großer Form auf.
Nur sein Einfallsreichtum verließ ihn nie. Ein Kamerad der Stennes-Bewegung , der - im Gegensatz zu mir - in der SA geblieben war, später zur SS übertrat und bei Kriegsende als Hauptmann mein Vorgesetzter war, berichtete mir nach dem Krieg in seinem hübschen Häuschen hoch über dem Lago Maggiore von einer deutschnationalen Veranstaltung, die sie damals nach Regieanweisung von Goebbels in Berlin hatten platzen lassen. Der konservative Redner hatte gerade seine wohlgesetzte patriotische Rede vor einem ebensolchen, wenn auch nicht allzu zahlreichen Publikum begonnen, als ein würdiger alter Herr mit weißem Rauschebart, am Krückstock gehend und

von einer netten Krankenschwester mit frisch gestärktem Häubchen behutsam geleitet, den Saal betrat. Allein seine reich ausgestattete Ordensschnalle am korrekten dunklen Anzug bewog die grün uniformierten DNVP-Ordner, den späten Besucher, offenbar ein unbekannter Heerführer des Weltkrieges, in die erste Reihe zu führen und ihm dort samt der schmucken Samariterin einen bevorzugten Platz einzuräumen. Der alte Herr ließ sich von seiner Begleiterin ein schwarzes Hörrohr reichen, klemmte es sich in die Ohrmuschel und schien den Ausführungen des Redners interessiert zu lauschen, bis er sich zu der Schwester neigte und ihr mit Stentorstimme zubrüllte: »Wat hatter jesacht?«

Die Frage war für einen gehörgeschädigten Kriegshelden legitim. Als sie sich aber zum vierten und fünften Mal - und stets an den offenbar wichtigsten Stellen der Rede - wiederholt hatte, begann sich Unruhe im Saal auszubreiten. Zwischenrufe wollten den alten Zausel zur Ruhe bringen. Andere nahmen ihn in Schutz. Es kam zu Tätlichkeiten und Tumult, bis die Versammlung abgebrochen werden mußte. Anschließend trafen sich alle Beteiligten, der Hörrohr-Veteran, die Krankenschwester und die Zwischenrufer in ihrem Sturmlokal, um die gelungene Störung der deutschnationalen Veranstaltung zu feiern. In größerem Rahmen störte Goebbels eine andere Veranstaltung, zu der ihn Hugenberg am 19. Oktober 1932 unvorsichtigerweise eingeladen hatte. Der deutschnationale Parteichef hatte sich zugetraut, eine Wiederholung des Rededuells zu wagen, das Goebbels Brüning angeboten hatte. Natürlich trat er dabei nicht selbst auf. Dazu hätte seine Rednergabe nicht ausgereicht. Aber der dafür engagierte Debattenredner war ein Könner. Beiden war ausreichende Redezeit zugesichert. Nur in bezug auf die Eintrittskarten mogelte Hugenberg ein wenig. Von den 10000 Plätzen, die die »Neue Welt« in der Neuköllner Hasenheide aufwies, hatte man Goebbels und seinen Leuten vorsichtshalber nur 200 zugeteilt. Sie erschienen trotzdem zu Tausenden und gelangten - »auf welche Weise mag der liebe Gott wissen«, schrieb Goebbels in sein Tagebuch - auch in den Saal. Heiber meint, mit gefälschten Eintrittskarten, die beim »Angriff« gedruckt wurden, und wahrscheinlich hat er mit dieser Vermutung recht.

Nicht die Eingeladenen, sondern die Einladenden blieben in der Minderheit. Goebbels wurde im Triumph auf den Schultern seiner SA in den Saal getragen. Als er sprach, wagte ihn niemand zu unterbrechen. Es wurde ein voller Erfolg. Daß einer der Veranstalter die

Geschmacklosigkeit besaß, seine Militärpapiere aus dem Weltkrieg auf den Tisch zu legen und den doch ganz offenbar körperbehinderten Goebbels aufzufordern, ein Gleiches zu tun, wirkte sich nur gegen die Veranstalter aus. Sonderausgaben des »Angriff« mit ausführlichen Berichten über die Veranstaltung waren schon um 6 Uhr morgens in den Berliner U-Bahn-Stationen zu haben.

Die Wahl wurde trotzdem der schwerste Fehlschlag, den die NSDAP in ihrem unaufhaltbar scheinenden Siegeslauf zu erleiden hatte. Einer der wichtigsten Gründe dafür war der linksradikale Alleingang des Berliner Gauleiters, als sich dieser - unmittelbar vor den Wahlen - einem wilden Lohnstreik der Berliner Verkehrs-Gesellschaft (BVG) anschloß. Die von der SPD beherrschte zuständige Gewerkschaft der bei Berlins Straßen-, Untergrundbahnen und Omnibuslinien angestellten Erwerbstätigen unterstützte diesen Streik nicht. Die Kommunisten hatten ihn ausgerufen. Die Nationalsozialisten schlossen sich an. Gemeinsam stellten sie die Streikposten. Vor den Straßenbahn- und Omnibus-Bahnhöfen und -Depots Berlins standen Rotfrontkämpfer und SA-Leute, die sonst übereinander herfielen, gemeinsam auf Streikposten. Im Streikkomitee saß friedlich neben den NS- Rabauken ein gewisser Walter Ulbricht. Das gab vielen bürgerlichen NS-Wählern fraglos zu denken. Die Deutschnationalen gewannen 15 Sitze, die gleichfalls rechte Deutsche Volkspartei des verstorbenen Gustav Stresemann 4, die Kommunisten 11 Sitze - alles auf Kosten der NSDAP, die von 230 auf 196 Abgeordnete zurückfiel.

Das war ein schwerer Schlag. Aber kein tödlicher. »Wir haben eine Schlappe erlitten«, gab Goebbels am 6. November 1932 freimütig zu. Er sprach offen von »Fehlern und Mängeln«, die abgestellt werden müßten. Auch der BVG-Streik mußte abgebrochen werden. Die Entschuldigung: »Wer hat uns verraten? Die Sozialdemokraten!« wirkte nicht recht überzeugend.

Eine dritte Niederlage kam hinzu: Bei den Landtagswahlen, die Anfang Dezember in Thüringen stattfanden, verlor die NSDAP 30 % ihrer Stimmen. Nicht nur die Wähler, auch die Parteigenossen ließen die NSDAP im Stich, die nach Ansicht vieler ihren Zenit überschritten hatte. Einer von ihnen war Gregor Straßen Goebbels hat dessen sogenannte »Revolte« bzw. seinen »Verrat« in seinem Buch beträchtlich dramatisiert. Man findet darin während des ganzen Jahres 1932 immer wieder Hinweise auf Straßen Ihm sei nicht zu trauen. Er verhalte sich nicht richtig, auch der Führer werde

mißtrauisch usw. Man vergesse nicht, daß »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei« 1934 erschien, also in dem Jahr, als Straßers Uhr ablief und er zusammen mit Röhm, Schleicher und vielen anderen umgebracht wurde.

Ich glaube nicht, daß Goebbels mit diesen Morden irgend etwas zu tun hatte. Aber er wußte natürlich, daß Hitler noch einige offene Rechnungen mit politischen Gegnern hatte, die eine potentielle Gefahr für das - vor Hindenburgs Tod am 2. August 1934 - noch nicht konsolidierte Regime darstellten. Und es wäre denkbar, daß er mögliche »Säuberungen« Hitlers mit seinem Buch vorsorglich recht- fertigen und propagandistisch absichern wollte. Aber das ist lediglich eine Vermutung - eine recht vage, wie ich zugebe.

Haßgefühle gegenüber Straßer, seinem alten Chef, habe ich bei Goebbels nie feststellen können. Er war rachsüchtig, gewiß. Wir kennen diesen seinen vielleicht negativsten Charakterzug. Und er verschaffte sich seine Rache mit der ganzen Ausdauer und Unerbittlichkeit, die ihn kennzeichnete. Aber für was hätte er sich an Straßer rächen sollen? Er hatte ihn nicht gekränkt und ihm nichts weggenommen. Und das wirklich sehr böse Straßerwort über ihn, das durch die ganze Zeitgeschichtsschreibung geht, obwohl es selbst von Heiber nur sehr vage belegt wird, ist ihm wahrscheinlich deswegen nicht bekannt geworden, weil es nie ausgesprochen wurde. Nach dem endgültigen Bruch mit Hitler am 8. Dezember 1932 soll Straßer »zu einem Freund« gesagt haben: »Von jetzt an ist Deutschland in den Händen eines geborenen Lügners aus Österreich, eines perversen Ex- Offiziers und eines Klumpfußes. Und glauben Sie mir: Der letzte ist der Schlimmste von allen. Das ist Satan in Menschengestalt.«

Daß Goebbels in Straßers Augen »der Schlimmste von allen« war, kann seit Bamberg nicht wundern, wo sich der Anfänger Goebbels nach dem Versagen seines damaligen Chefs von diesem ab- und dem offenbar fähigeren Hitler zugewandt hatte. Ich bin mit Reimann der Meinung, daß Straßer politisch längst ein toter Mann war, ehe er wirklich ermordet wurde. Er war sich dessen nicht bewußt, daß er seine Rolle in der Partei schon in Bamberg verspielt hatte. Hitler trennte sich all die Jahre nicht von ihm, weil er ihm in den Anfängen der Bewegung und vor allem während der Verbotszeit nach 1923, als Straßer praktisch sein Stellvertreter war, wertvolle Dienste geleistet hatte. In Bamberg hatte er ihm dann deutlich, aber in aller Kameradschaft gezeigt, wer der Führer der Bewegung sei. Danach wurde er

seinen unbestreitbaren, obzwar begrenzten Fähigkeiten nach zunächst als Propaganda- und dann als Organisationsleiter der Partei verwendet.
Aber bei dem politischen Pokerspiel, das nach den katastrophalen Novemberwahlen 1932 in Berlin begann, glaubte Straßer, seine eigene Karte ausspielen zu können. Papen versuchte, Hitler mit einer bedingten Teilnahme an seinem Kabinett zu ködern. Als dieser ablehnte, trat er am 17. November zurück. Hindenburg empfing Hitler und wiederholte sein Angebot einer Vizekanzlerschaft. Es wurde abgelehnt. Auch der Vorsitz einer mit dem Zentrum zu bildenden Regierung konnte ihn nicht reizen. Hitler blieb ganz auf der intransigenten Linie, die er mit Goebbels abgesprochen hatte. Ja, ihre Haltung versteifte sich nach dem Wahl-Mißerfolg noch.
Am 2. Dezember wurde Schleicher, der starke Mann im Papen- Kabinett, mit der Regierungsbildung beauftragt. Am 5. Dezember vermerkte Goebbels im Tagebuch, man hätte »durch Zufall« erfahren, daß Schleicher Straßer den Posten eines Vizekanzlers angeboten habe und von diesem nicht abgewiesen worden sei. »Das ist also schlimmster Verrat am Führer und an der Partei.« Schleicher hatte auf die rund siebzig nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten spekuliert, die Straßer mit einem gewissen Recht als seine Leute ansah. Mit dieser NS-Splitterpartei und auf einen Teil der Gewerkschaften gestützt, hätte Schleicher zwar noch keine parlamentarische Basis für seine Regierung gehabt, aber doch eine bessere als der völlig in der Luft hängende Papen.
Doch die Rechnung ging nicht auf. Wie damals in Bamberg griff Hitler durch. Er sagte Straßer seine Meinung. Deutlicher, schärfer als damals. Seine Worte waren hart und laut. Schon bei der vorhergehenden Fraktionssitzung hatte Hitler von »Verrat« gesprochen, was Goebbels zu der Tagebucheintragung veranlaßte: »Straßers Gesicht versteinert sich zusehends.« Es wurde eisig, als Hitler ihn zwei Tage später im »Kaiserhof« abkanzelte.
Bei Ende der Philippika soll Straßer die wahrlich überflüssige Frage gestellt haben: »Ist das alles wirklich Ihr Ernst?« Sie wurde mit einem kräftigen »Jawohl« beantwortet, worauf Straßer, »blaß vor Zorn«, wie Fraenkel* schreibt, den Raum verlassen habe, um von seinem eigenen Hotel aus mit einem Brief an Hitler seine sämtlichen Par-

* op. cit.

teiämter niederzulegen und mit unbekanntem Ziel in Urlaub zu gehen. Er hatte den Champion, von dem er schon in Bamberg auf die Bretter geschickt worden war, nochmals herausgefordert. Jetzt warf er das Handtuch. Er hatte endgültig verspielt. Sein Rücktritt wurde angenommen. Die Organisationsleitung übernahm Hitler selbst und ernannte Dr. Robert Ley zu seinem Stabsleiter. Straßer tat er - einstweilen - nichts. Im Gegenteil. Auch er bekam einen neuen Posten: Reichsapothekerführer.

Goebbels schilderte mir die Vorgänge jener Dezembertage von 1932, als er von seinem ersten Besuch im Führerhauptquartier nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 zurückkehrte. Er war erschüttert über den physischen Zustand, in dem er Hitler angetroffen hatte. Er sei ein alter Mann geworden, der langsam und tief gebeugt wie unter einer schweren Last gehe. Der Anschlag auf sein Leben - so steht es in meinem Tagebuch unter dem Datum des 5. August 1944 verzeichnet - sei dem Führer sehr nahe gegangen. »Wären es Agenten des Secret Service oder kommunistische Terroristen gewesen, die ihn umzubringen versuchten, er hätte es als selbstverständlich hingenommen. Aber daß es *seine* Offiziere waren, die ihm den Treueid geschworen hatten, die von niemand dazu gezwungen waren, sondern die sich freiwillig der großdeutschen Wehrmacht zur Verfügung gestellt hatten, die mit Ehrungen, Auszeichnungen und Beförderungen überhäuft wurden, daß es darüber hinaus Männer aus seiner nächsten Umgebung waren, denen er sein vollstes Vertrauen geschenkt hatte, die er immer wieder gegen Angriffe - ja, auch von uns - in Schutz nahm, weil er felsenfest an die Unerschütterlichkeit ihrer Treu- und Ehrbegriffe glaubte, obwohl er wußte, daß sie keine Nationalsozialisten waren, das hat ihm einen so heftigen Stoß versetzt, daß er sich davon wohl so bald nicht erholen wird.«

Er hat sich nie mehr davon erholt. Der Putsch vom 20. Juli 1944 schlug zwar fehl - wie alle, die gegen Hitler unternommen wurden aber an diesem ging er zugrunde. Das konnte Goebbels damals noch nicht ahnen. »Ich habe den Führer«, fuhr der Minister fort, »in einer so verzweifelten Gemütsverfassung bisher nur einmal erlebt. Das war Ende 1932 nach der Revolte von Gregor Straßer. Auch Straßer war ja ein Kamerad, Vertrauter und Freund, von dem er einen solchen Verrat am allerwenigsten erwartet hätte. Er war vollkommen niedergeschlagen. Es waren auch damals nicht so sehr die praktischen Folgen des Verrates, die ihn beunruhigten. Mit ihnen waren wir bald

fertig. Sein Gefühl für Treue, Kameradschaft und menschlichen Anstand war verletzt. Er trug sich ernsthaft mit dem Gedanken, mit seinem Leben Schluß zu machen.«
Knapper und in Details etwas abgewandelt findet sich diese Szene auch im »Kaiserhof«-Buch. Hitler sei stundenlang mit langen Schritten im Hotelzimmer auf und ab gegangen. Dann sei er stehengeblieben und habe gesagt: »Wenn die Partei einmal zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluß.« Er tat es. Aber es war nicht bloß die Partei, die zerfiel.
Daß die Machtübernahme trotz dieser Rückschläge nur acht Wochen auf sich warten lassen würde, war auch für Goebbels damals nicht vorherzusehen. Ganz im Gegenteil folgte zunächst weiteres Ungemach. Die nun schon so lange anhaltende Wirtschaftskrise erreichte zu Weihnachten mit einer Erwerbslosenziffer von rund sieben Millionen ihren absoluten Höhepunkt. Die Weihnachtsfeiern der Partei in Berlins Arbeitervierteln konnten nicht viel mehr als symbolisch sein. In der Parteikasse herrschte gähnende Leere. Fraenkel schätzt die Schulden der NSDAP in dieser Zeit auf sieben bis acht Millionen Mark. Im Gau Berlin mußten gerade zu den Festtagen die Gehälter abgebaut werden, um überhaupt durchkommen zu können. Fröhliche Weihnachten!
Am Tag vor Heiligabend stand Goebbels dann auch noch zu allem anderen vor der dringenden Notwendigkeit, seine plötzlich schwer erkrankte Frau in die Klinik bringen zu lassen. »Ich sitze ganz allein zu Hause und grüble über so vieles nach«, trug er an jenem Tag in sein Tagebuch ein. »Die Vergangenheit war schwer, und die Zukunft ist dunkel und trübe; alle Aussichten und Hoffnungen vollends entschwunden « Das Heim wirke »wie ausgestorben«. Es war Magdas Wohnung am Berliner Reichskanzlerplatz. »Die furchtbarste Einsamkeit fällt wie eine dumpfe Trostlosigkeit über mich herein.«
Am Heiligabend tröstete er sich mit den Kindern, dem elfjährigen Harald (aus Magdas erster Ehe) und der am 1. September geborenen Helga. Als Magdas Gesundheitszustand sich zu bessern schien, fuhr Goebbels mit Harald zu Hitler auf den Obersalzberg. Seine Frau sollte zu Neujahr nachkommen. Aber daraus wurde nichts. Die Klinik meldete: bedenkliche Verschlechterung. Sofort wollte er mit Harald nach Berlin zurück. Ein Flugzeug war nicht zu bekommen. Erst am Abend konnten sie mit dem Schlafwagen zurückfahren. Goebbels kam sich »wie in einem Gefängnis« vor. Curt

Riess* hat diese quälende Reise dramatisch ausgeschmückt. Nach seiner Darstellung hatte Goebbels dabei »eine Idee konzipiert, die die Partei retten sollte«: Die NSDAP müsse die Landtagswahlen in Lippe-Detmold am 15. Januar 1933 gewinnen, um zu beweisen, »daß die Nazis wieder im Kommen sind«. Den anderen Parteien sei es völlig gleichgültig, wer in diesem »kleinsten der deutschen Länder« regiere. Kein anderer Parteiführer würde sich herablassen, dort auch nur eine einzige Wahlrede zu halten. Nun hat Goebbels schon am 25. Dezember, also noch vor seiner Reise nach Berchtesgaden und nicht erst auf der Rückreise, in seinem Tagebuch notiert: »Am ersten Weihnachtstag entwerfe ich ein Exposé für den Lipper Wahlkampf.« Aber so frei auch Riess die Idee des Lipper Wahlkampfes ausgeschmückt hat, so richtig hat er sie in ihrem grundsätzlichen Gehalt erfaßt. Alle politischen Kräfte der Weimarer Republik waren so, wie die Dinge damals standen, zu Tode erschöpft. Niemand schenkte daher den Wahlen in diesem Miniland irgendwelche Beachtung. Hier mußte eine junge, dynamische Bewegung wie die nationalsozialistische ihre ganze Kraft zusammennehmen und ihren ganzen Schwung daransetzen, um einen überzeugenden Sieg und damit den Endspurt zum Dritten Reich zu gewinnen.

Hitler akzeptierte diesen Vorschlag. Beide hatten auch den Willen und die Fähigkeiten, ihn zu verwirklichen. Was ihnen dazu fehlte, war das Geld. Die gigantischen Schulden der NSDAP bestanden vor allem aus offenen Rechnungen von Drucker- und Papierlieferanten für die Riesenpropaganda der Wahlschlachten des abgelaufenen Jahres. Ohne Bezahlung derselben war kein neuer Wahlkampf zu führen, nicht einmal im kleinen Lippe-Detmold. Aber schon am 3. Januar 1933 konnte Goebbels in sein Tagebuch eintragen: »Wir werden alle Kraft auf dieses kleine Land konzentrieren, um einen Prestigeerfolg herbeizuführen. Jetzt muß die Partei wieder zeigen, daß sie noch siegen kann.«

Er durfte das schreiben, weil sich am nächsten Tag Hitler und Papen im Haus des Kölner Bankiers Kurt von Schröder zu einem Frühstück trafen, an dem auch andere Wirtschaftsführer und Industrielle, mit Sicherheit Thyssen und Schacht, teilnahmen. Sie hatten schon im November 1932 mit dem Baron von Schröder (geb. 1889) eine an Hindenburg gerichtete Denkschrift unterzeichnet, in der dem Reichs-

*op. dt.

Präsidenten nahegelegt wurde, Hitler trotz seines Mißerfolges bei den Novemberwahlen als Führer der immer noch stärksten deutschen Partei mit der Regierungsbildung zu beauftragen. Sie waren von dem beängstigenden Ansteigen der kommunistischen Stimmen bei der gleichen Wahl beeindruckt und fürchteten mit Recht, daß bei einer weiteren Schwächung der NSDAP niemand mehr in der Lage sein würde, den Vormarsch der KPD aufzuhalten. Jetzt sollte Papen einen möglichst guten Kontakt mit Hitler herstellen. Dem Herrenreiter war die Rolle zugedacht, das unerzogene Wildpferd der NSDAP an die Kandare zu nehmen und auf dem Posten eines Vizekanzlers im Kabinett Hitler dafür zu sorgen, daß dieser auch schön gesittet regiere. Papen traute sich das offenbar zu.

Der einst aktive Oberstleutnant a. D. Franz von Papen (1879-1969), aus einem feudalen Kavallerieregiment der Kaiserzeit hervorgegangen und mit der Tochter eines Großindustriellen verheiratet, hat die politische und finanzielle Bedeutung dieser Begegnung in seinen Memoiren*, aber auch in Informationsgesprächen, wie er sie mit Fraenkel** und anderen Zeitgeschichtlern und/oder Journalisten führte, bewußt heruntergespielt. Das Kölner Treffen sei ausgegangen »wie das Hornberger Schießen«. Das stimmt natürlich genausowenig wie die Behauptung linker und ganz linker Zeitgeschichtler, das Bankier-Frühstück in Köln sei die »eigentliche Geburtsstunde des Dritten Reiches« gewesen. Mit Recht weist Papen die absurde Behauptung zurück, er habe persönlich bei dieser Gelegenheit »eine diskrete Sammlung in den Kreisen der Schwerindustrie« für Hitler durchgeführt. Die Vorstellung, daß Papen mit dem Hut in der Hand die Runde gemacht habe, ist so grotesk, daß sie keines Dementis bedurft hätte. Domarus*** weist mit Recht darauf hin, daß Hitler es für unter seiner Würde hielt, sich um Geld zu kümmern. Selbst wenn es sich um Schecks in Millionenhöhe gehandelt hätte, wären sie von ihm verächtlich zurückgewiesen worden.

Trotzdem kam Goebbels durch dieses Ereignis schlagartig aus dem finanziellen Engpaß seiner Propaganda heraus. Er selbst hatte auf Hitlers Weisung zwar nichts über die Kölner Begegnung veröffentlicht. Aber für die »Journaille« war das ein gefundes Fressen. Sie machte schon am nächsten Morgen Schlagzeilen daraus. Das allein

* Der Wahrheit eine Gasse, München 1952
** op. cit.
*** op. cit.

genügte, um die Kredite wieder in Fluß zu bringen. Drucker, Papierlieferanten und andere unentbehrliche Wahlhelfer schöpften daraus die Zuversicht, daß sie schon zu ihrem Geld kommen würden. Die NSDAP war plötzlich wieder zu einem reputierten, ja umworbenen Geschäftspartner geworden. Goebbels konnte mit Volldampf in den Lipper Wahlkampf einsteigen.

Er »ging auf die Dörfer«, so erboste sich die gegnerische Presse. Er tat es wirklich. Hitler und alles, was in der Partei Rang und Namen hatte, begleiteten ihn dabei. Natürlich gab es auch größere Kundgebungen wie die mit Hitler in Lemgo, aber meist sprachen sie in kleinen und kleinsten Dörfern, manchmal nur vor einer Handvoll Bauern. Aber das Ergebnis lohnte die Mühe. Am Abend des Wahltages (15. Januar 1933) konnte Goebbels ins Tagebuch eintragen: »Wir haben 20 % zugenommen... Die Partei ist wieder auf dem Vormarsch.« Dann schrieb er einen Artikel »Signal Lippe«.

Auch mit Magda ging es wieder bergauf. Goebbels hatte sich, zeitweilig in einer idyllischen, aber telefonlosen Wasserburg untergebracht, nicht mit der Klinik verbinden lassen können, wie er das sonst mehrfach täglich zu tun pflegte. Nun traf er den gerade aus Berlin gekommenen Hitler. »Ihre Frau ist jetzt über den Berg«, sagte dieser, »die Lebensgefahr ist vollkommen überwunden.«

Daß es so schlimm um sie bestellt gewesen war, hatte Goebbels gar nicht geahnt. Die Ärzte hatten ihm verschwiegen, daß sie seine Frau bereits aufgegeben hatten. Jetzt durfte er aufatmen. Hitler hatte inzwischen Magda in der Klinik mehrfach besucht und sich in reizendster Weise um sie gekümmert - trotz all der Arbeit und Sorgen, die er in diesen entscheidenden Tagen hatte. In derartig kritischen Augenblicken zeigte sich, wie stark seine Bindung zu dieser Frau noch aus den Zeiten war, als er sich - nicht ganz uneigennützig - für ihre Ehe mit Goebbels eingesetzt hatte. Auch wenn sich das Verhältnis zu Magda vorübergehend trübte, würde sie doch bis an sein Lebensende seine Diotima bleiben.

»Nun sieht sich die Welt schon wieder rosiger an«, schrieb Goebbels ins Tagebuch. »Wenn das Glück nun so im Überfluß kommt, wie vorher das Unglück gewesen war, dann sind wir auch nicht mehr fern von der Macht.« Daß es so war, verdankte die NSDAP aber weit weniger dem Glück als Goebbels' bisherigem propagandistischem Meisterwerk: dem glücklich konzipierten und brillant durchgeführten Lipper Wahlkampf. Gewiß spielten die paar tausend Stimmen, die

dabei gewonnen oder verloren wurden, für die politische Struktur des Reiches keine Rolle. Aber der psychologische Effekt war gewaltig. Ganz Deutschland sprach davon, daß die vermeintlich im Abstieg begriffenen Nazis in Wirklichkeit im Kommen waren. Ihnen wandten sich die Hoffnungen all der enttäuschten Millionen zu. Das hatte Hitler Goebbels zu verdanken. Der Dienst, den er ihm mit Lippe erwiesen hatte, meint Reimann, »kann kaum überschätzt werden«. Der Erfolg von Lippe war für Goebbels Höhepunkt und Abschluß der Kampfzeit. Hier war er nicht nur erfolgreich, sondern glücklich, durch und durch. Was bis zum Tag der Machtübernahme folgte, war nur noch Routine. Am 28. Januar trat Schleicher zurück. Am 30. Januar mittags wurde Hitler von Hindenburg als Reichskanzler vereidigt.

22. KAPITEL

Jetzt wird ausgemistet

Am 30. Januar 1933 hatte Hitler, wie Goebbels das gewiß zutreffend formulierte, nur ganz bescheiden auf der äußersten Kante des Regierungssessels Platz genommen, der ihm nicht länger verweigert werden konnte. Mit nur drei Nationalsozialisten im Kabinett (einschließlich seiner selbst) hatte der frischgebackene Kanzler nicht allzuviel Aussichten, so meinten die »einrahmenden« Barone, die ganze Macht an sich zu reißen. Sie irrten, wie man weiß, weil ihren vagen Hoffnungen Hitlers eiserner Wille gegenüberstand. Er stellte seine beiden einzigen bedingungslosen Gefolgsleute im Kabinett, Frick und Göring, an die Angelpunkte der Macht. Der eine bekam das Reichs-, der andere das preußische Innenministerium anvertraut. Über sie setzte Hitler die revolutionäre Brechstange seiner Bewegung an, um die Weimarer Republik aus ihren demokratischen Angeln zu heben. In den nicht nationalsozialistisch regierten Ländern (Baden, Sachsen, Württemberg und vor allem Bayern) wurden sehr schnell die Ministerpräsidenten durch im Sinne der NSDAP zuverlässige Regierungskommissare ersetzt. »Göring mistet aus«, frohlockte Goebbels schon am 15. Februar 1933 in seinem Tagebuch. In den preußischen Provinzen wurde ein Oberpräsident (höchster Verwaltungsbeamter) nach dem anderen »gekippt«. An die Stelle andersgesinnter oder auch nur zweifelhafter Polizeipräsidenten traten der Sache Hitlers treu ergebene: in Berlin Konteradmiral Magnus v. Levetzow, in Hannover der spätere Stabschef der SA Viktor Lutze, in Dortmund dessen Nachfolger (ab 19. August 1943) Wilhelm Schepmann.

»Es scheint sich«, kommentierte Goebbels am gleichen Tag, »in Deutschland noch nicht herumgesprochen zu haben, daß eine Revolution im Gange ist. Man hat unsere anfängliche Duldsamkeit als Schwäche ausgelegt und glaubt, uns auf der Nase herumtanzen zu können. Man wird sich auf das grausamste getäuscht sehen.« Anschließend vermerkte er, daß er »bis in die tiefe Nacht hinein« mit Hitler »Einzelheiten meines neu zu errichtenden Ministeriums« durchgesprochen habe.

Die Notiz an dieser Stelle war kein Zufall. Denn zu der »anfänglichen Duldsamkeit« des neuen Kanzlers gehörte es auch, daß er einstweilen darauf verzichtet hatte, seinen Propagandachef, wie von vornherein fest vorgesehen, mit einem entsprechenden Ministerium in seinem Kabinett zu betrauen. Aus der nächsten Umgebung des »alten Herrn« war er gewarnt worden, nicht auf einer solchen Ernennung zu bestehen. Das könne alles bisher Erreichte zunichte machen. Hindenburg weigere sich definitiv, eine solche Urkunde zu unterschreiben.

Damit war Goebbels einmal mehr in seinem Leben gegenüber anderen zurückgesetzt worden, denen er sich nach seinen Fähigkeiten und Verdiensten für die Sache Hitlers mit Recht überlegen fühlen durfte. Göring hatte sich erst kurz zuvor von den schweren Folgen seiner Morphiumsucht erholt, die ihn im schwedischen Exil (bis 1927) sogar in eine geschlossene Anstalt gebracht hatte. Und Dr. jur. Wilhelm Frick (1877-1946) war der biedere evangelische Lehrersohn aus der Pfalz geblieben, den Hitler erst 1943 (zugunsten Himmlers) abschob. Mit diesen beiden ersten nationalsozialistischen Reichsministern war also wirklich nicht viel Staat zu machen. Diese Zurücksetzung hat sich zweifellos wie all die vielen in Kindheit und Jugend erlittenen auf die Förderung einer sehr negativen Seite seines Charakters ausgewirkt, die man nicht anders denn als Bösartigkeit bezeichnen kann. Ich selbst habe sie persönlich nie, sondern immer nur gegenüber anderen zu spüren bekommen.

Nur einem konnte Goebbels nie recht böse sein: Hitler. Ihm hat er auch die Aufschiebung seiner Ernennung zum Minister nie nachgetragen. Er kannte seine Gründe dafür, und er billigte sie. Und er war sich sicher, daß Hitler sein ihm gegebenes Versprechen halten und so bald wie möglich erfüllen würde.

Die Planung dieses Ministeriums wird allgemein erst Anfang 1932, also ein Jahr vor der Machtübernahme vermutet. Quelle dafür ist »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei«, wo Goebbels unter dem 22. Januar 1932 schreibt: »Mit dem Führer über die weitere Zukunft gesprochen. Besonders mein späteres Amt wird in Aufgaben und Kompetenzen näher Umrissen. Gedacht ist an ein Volkserziehungsministerium, in dem Film, Radio, neue Bildungsstätten, Kunst, Kultur und Propaganda zusammengefaßt werden.«

Das wäre seinen Vorstellungen in idealer Weise nachgekommen: ein wahrhaft »revolutionäres Amt«, wie er es nannte, ein »ganz großes

Projekt, das in seiner Art in der Welt noch nicht dagewesen ist«. Er sei jetzt schon dabei, die Grundlagen dieses Ministeriums auszuarbeiten, das dazu dienen solle, »unsere Macht geistig zu unterbauen und nicht nur den Staatsapparat, sondern das Volk insgesamt zu erobern«. Es wurde, wie wir wissen, ganz etwas anderes daraus.

Das begann bereits mit der monströsen Amtsbezeichnung. Goebbels hat sich hartnäckig und bis an den Rand des Ungehorsams dagegen gewehrt, als »Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda« betitelt zu werden. Aber er mußte sich fügen. Schon die Verwendung des Wortes »Propaganda« in einer Amtsbezeichnung erschien ihm unangebracht. Aber in Verbindung mit »Volksaufklärung« ergab sich ein geradezu eklatanter Widerspruch. Propaganda soll ja - auch und gerade wie Hitler sie verstand - das Volk beeinflussen, nicht aufklären. Darum sein Vorschlag »Volkserziehungsministerium«. Mit einem solchen hätte er dem Oberlehrer Rust den Rang ablaufen können. Aber gerade das sollte wohl nicht sein, um den Goebbels-Baum nicht in den Himmel wachsen zu lassen.

Goebbels hat unter seiner von Hitler diktierten Amtsbezeichnung bis zum letzten Tag gelitten, nämlich bis zu seiner Ernennung zum Reichskanzler im Hitler-Nachfolgekabinett am 30. April 1945. Sie war so langatmig und ungeschickt wie der Titel, den Hitler ursprünglich seinem eigenen Buch geben wollte, hätte sich nicht der Verleger, wie das die Regel ist, mit seinem eigenen Titelvorschlag (»Mein Kampf«) durchgesetzt. Hitler war eben kein Meister des geschriebenen Wortes.

Das »Promi«, wie der Volksmund die abstruse Amtsbezeichnung abkürzte, wurde nicht erst 1932 konzipiert, wie fast alle Goebbels-Biographen annehmen, sondern schon im Jahr zuvor. Auch diese Korrektur der Zeitgeschichte verdanken wir den bisher so wenig beachteten Aufzeichnungen des Generals Otto Wagener (1888-1971), der in diesem Buch bereits zur Klärung des Schlüsselproblems der persönlichen Beziehungen zwischen Hitler und Goebbels und der Rolle, die Magda dabei spielte, ausführlich zitiert wurde. Wagener, der sachlich nicht unglaubwürdig ist, obwohl er nach 1945 aus seiner positiven Einstellung zu Hitler keinen Hehl machte, irrt allerdings auch hier in bezug auf das Datum. Er geht bei seiner Schilderung von einem Treffen Hitlers mit Dingeldey, dem damaligen Vorsitzenden der Deutschen Volkspartei, aus, das er in das »Frühjahr 1932« verlegt. Er machte seine Aufzeichnungen in englischer Gefan-

genschaft ohne alle Unterlagen oder sonstige Quellen nur nach dem Gedächtnis. Und das beinahe zwanzig Jahre nach den geschilderten Vorgängen.

Der Bearbeiter seiner Berichte, Prof. H. A. Turner, hat eindeutig nachgewiesen, daß die fragliche Begegnung Hitler-Dingeldey nur am 28. Juli 1931 stattgefunden haben kann. Wenig später gab es eine weitere Unterredung zwischen Hitler und einem anderen maßgebenden Repräsentanten der gleichen, einst von Stresemann geführten national-liberalen Partei, Dr. Dr. h. c. Emil Georg von Stauß (1877-1942). Dieser war Vorstandsmitglied der Deutschen Bank und Discont-Gesellschaft und vertrat seine Partei als Abgeordneter im Deutschen Reichstag. Stauß hatte Hitler, Göring und Frau sowie Wagener diskret zu einer Bootsfahrt mit seiner Motorjacht auf den Havelseen eingeladen, an der auch seine Frau, ihre beiden Söhne sowie ein Steuermann und ein Maschinist teilnahmen. Das politische Gespräch ging so positiv aus, daß der Bankier Göring einen »größeren Betrag« mit der Zusage weiterer Finanzhilfe zur Verfügung stellte und Hitler bat, ihn »als jüngstes Mitglied in die NSDAP aufzunehmen«.

Diese bemerkenswerte Bootsfahrt muß also zwischen Ende Juli und Ende September 1931 stattgefunden haben, da Wagener von schönem, warmem Wetter und andererseits davon spricht, daß Görings erste Frau Karin »einige Wochen später« (am 17. Oktober 1931) starb.

Am Abend dieses Tages waren Hitler und Wagener bei dem Ehepaar Goebbels in dessen Wohnung am Reichskanzlerplatz eingeladen. Wagener betrat sie zum ersten Mal und beschreibt sie als sehr geräumig, gut und in jeder Beziehung gepflegt, »aber nach meinem Geschmack zu modern eingerichtet«.

Wagener gehörte, obwohl nur neun Jahre älter als Goebbels, ebenso wie Hitler einer Generation an, deren Geschmack sich noch vor dem Ersten Weltkrieg gebildet hatte. Goebbels dagegen, den in seinen diesbezüglichen entscheidenden Jahren die nicht nur politisch brodelnde Atmosphäre der ersten Nachkriegsjahre geformt hatte, war durchaus modern.

Reimann hat eine äußerst bezeichnende, aber bis heute kaum beachtete Rede entdeckt, die Goebels noch im Juni 1934 vor der Reichskulturkammer hielt. »Wir Nationalsozialisten sind weit davon entfernt, altmodisch zu sein«, sagte er. »Im Gegenteil fühlen wir uns nicht nur

politisch und sozial, sondern auch geistig und künstlerisch als die Bannerträger des fortschrittlichsten Modernismus.«
Solche amtlichen Worte hörte man später nicht mehr. Nicht etwa, weil sich die Ansichten dessen, der sie aussprach, gewandelt hatten, sondern weil sich diejenigen Hitlers durchsetzten. Man bekam sie auch im Lauf dieses Abends am Reichskanzlerplatz mit einer fast schon peinlichen Deutlichkeit zu hören.
Hitler war nach der angenehmen und erfolgreichen Bootsfahrt, wie Wagener schreibt, »richtig aufgekratzt«. Das war allerdings nicht nur auf die Spendenzusagen des vormals liberalen Bankiers zurückzuführen, sondern vor allem auf die Anwesenheit Magdas. Wagener, der ja beim Zustandekommen deren Diotima-Verhältnisses zu Hitler keine unbedeutende Rolle gespielt hatte, glaubte feststellen zu können, daß sie noch immer dieselben oder vielleicht sogar noch verstärkten Impulse auf diesen ausübte.
Sie war es auch, die mit der Erwähnung eines bevorstehenden Besuches in München und ihrer Absicht, sich bei dieser Gelegenheit den Kunstgenüssen der Isarmetropole hinzugeben, das Gespräch auf die bildenden Künste brachte. Hitler empfahl Frau Magda vor allem die Pinakothek und die Glyptothek, warnte sie dagegen vor dem Glaspalast, dessen gerade laufende Ausstellung der jüngeren Sezession eine jammervolle Darstellung »des derzeitigen dadaistischen Dilettantismus« sei.
Nun war diese Neue Sezession, die sich etwa 1906 aus der Berliner Sezession von 1899 entwickelte, noch durchaus gegenständlich, da sie sich an Stilelementen der ersten (Münchner) Sezession von 1892 mit ihren Anklängen an Impressionismus (Uhde) und Jugendstil (Schuch) orientierte. Mit dem erst während des Ersten Weltkrieges (in Literatur und Malerei) als Protestbewegung aufkommenden Dadaismus, der schon 1922 überwunden war und keine andere als überleitende Wirkung ausübte, hatte sie kaum etwas zu tun. Der Dozent des Abends warf das in seiner Ignoranz alles in einen Topf, indem er es summarisch als »Geschmiere« und »geistige Exkremente kranker Hirne« - immer nach Wageners Aufzeichnungen aus dem Gedächtnis - bezeichnete.
Mit dieser das Thema abschließenden Feststellung kam Hitler auf die Aufgaben seines künftigen Propagandaministers zu sprechen. Diese wurden nicht erst 1932, wie von Goebbels in seinem Buch »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei« behauptet, auch nicht bei diesem von

Wagener festgehaltenen Gespräch festgelegt. Sie wurden vielmehr schon seit 1931 vom späteren Führer des Reichsarbeitsdienstes (gleichzeitig Staatssekretär im Innenministerium und Reichsleiter der NSDAP), Oberst a. D. Konstantin Hierl, in seiner Eigenschaft als Reichsorganisationsleiter II neben Gregor Straßer seit 1931 erarbeitet. Der Generalstabsoffizier der alten kaiserlichen Armee hatte in dieser Dienststellung die Aufgabe, den Aufbau eines nationalsozialistischen Staatsapparates zu entwerfen. In seiner Planung war bereits das Propaganda- und Volksbildungsministerium vorgesehen, dessen Einzelheiten er nicht nur mit Hitler, sondern vor allem auch mit Goebbels selbst erörtert hatte. Hierl war es übrigens, der damals schon in der Partei für Hitler die Anrede »mein Führer« vorgeschlagen hatte, und, da ohne Widerspruch, praktisch eingeführt hatte. Auch Goebbels bediente sich ihrer bereits an diesem Abend, wie von Wagener festgestellt wird, als er Hitler bei seinen üblichen Monologen einmal unterbrechen konnte. Der »Chef«, wie er bis dahin geheißen hatte, forderte Goebbels auf, sich zu überlegen, »wenn Sie einmal in der Reichsregierung die gesamte Propaganda zu bearbeiten haben werden, wie wir diesem Unwesen ein Ende machen«. Goebbels fühlte sich bei dieser Aufforderung nicht ganz behaglich. Kunst habe, so hörte er weiter, zwar nichts mit Propaganda zu tun - Goebbels war anderer Ansicht und hielt Propaganda für eine von vielen Künsten -, sondern sei »der tiefste Ausdruck der wahren Seele eines Volkes«. Aber diese sei in letzter Zeit »beschmutzt, irre gemacht und haltlos geworden«. Denn das gesunde Volk trage »in seinem Herzen ein viel klareres und kunstnäheres Gefühl und Urteilsvermögen als diese sinnlich und geistig verkrampften Großstadtfiguren, die Intelligenz mit Intellekt verwechselten, Kunst mit Gehirnfatzkerei, Schönheit mit gekünstelter Mißbildung...« Insofern sei es »Aufgabe der Propaganda, dem gesunden Volksempfinden wieder zu Freiheit und Recht zu verhelfen, der wahren Kunst wieder zur Entwicklungsmöglichkeit und der klassischen Darstellung von Schönheit und Gleichmäßigkeit wieder zum Ausdruck und zur Anerkennung«.

Er habe keine Sorge, daß das gelingen werde, warf Goebbels beflissen ein, als Hitler Luft holte. Aber die Kunst, so gab er zu bedenken, und besonders die Malerei, braucht »außerdem noch eine Befruchtung«, die von innen heraus kommen müsse.

Das sei die »Pflege des Brauchtums« belehrte ihn Hitler in wiederum

längeren Ausführungen, die »Tradition einer endlosen Ahnenkette«, in der »die wahre Seele des Volkes«, die »Geburtsstätte eines neuen künstlerischen Werdens« zu finden sei. »So sehen Sie Ihr Aufgabengebiet, Goebbels, in bezug auf die Kunst, insbesondere die Malerei«, schloß Hitler salbungsvoll.

Für Goebbels war die Meinungsverschiedenheit mit Hitler in grundsätzlichen Fragen der Kunst ein Wermutstropfen. Weitere folgten. Sie vergällten ihm schon bald die Freude an dem »ganz großen Projekt«, von dem er noch Anfang 1932 in seinem Tagebuch geschrieben hatte. Doch zunächst mußte er - auch das ein Grund für die Hinauszögerung seiner Ernennung - die Wahlen vom 5. März 1933 organisieren. Da war er in seinem Element. Und finanziell konnte er endlich wieder einmal aus dem vollen schöpfen. »Jetzt ist auch unsere Wahlkasse in Ordnung«, schrieb er am 13. Februar 1933. Acht Tage später begeisterte er sich an dem Donnern der Rotationsmaschinen, die »unser millionenfaches Wahlmaterial« ausspeien. Es diente »einer noch nie dagewesenen Konzentration aller propagandistischen und agitatorischen Möglichkeiten«, die, wie er selbstgefällig bemerkte, sogar »von der internationalen Presse als vorbildlich und nie dagewesen« anerkannt wurde.

Aber Goebbels hatte schon mit weniger Mitteln größere Erfolge erzielt als bei diesen letzten mehr oder weniger ordnungsgemäß durchgeführten Wahlen nach der Machtübernahme, die Hitler die Legitimation für die Umwandlung der Demokratie in eine nationalsozialistische Diktatur liefern sollten. Die Hoffnung auf eine absolute Mehrheit für die NSDAP erfüllte sich nicht. Ihre 17277180 Stimmen ergaben zusammen mit den 3136760 der Deutschnationalen Volkspartei nur die zum Regieren notwendigen 52 %. Das Zentrum konnte zusammen mit der bayerischen Schwesterpartei BVP seinen Anteil sogar erhöhen. Die Verluste der SPD waren minimal, und selbst die KPD bekam - trotz Reichstagsbrand - noch 4848058 Stimmen.

Mit 340 von insgesamt 640 Abgeordneten im Reichstag hatte die Hitler-Koalition eine zwar nicht überwältigende, aber ausreichende Mehrheit und damit das grüne Licht der Volksvertretung für ihre Regierung.

Am nächsten Tag bereits wurde »in mehrstündiger Besprechung« in der Reichskanzlei mit Hitler der Aufbau des Goebbels-Ministeriums genau festgelegt. Es sollte »Presse, Rundfunk, Film, Theater und Propaganda in einer einzigen großzügigen Organisation vereinigen«.

Von bildender Kunst schrieb Goebbels vorsichtshalber schon gar nichts mehr. Eine Woche darauf (am 13. März 1933) unterschrieb Hindenburg die Ernennungsurkunde, während Goebbels bereits das Prinz-Leopold-Palais am Wilhelmplatz - »ein wunderbarer Schinkelbau« - für seine Zwecke umbauen und herrichten ließ. Als es dabei (wie beim »Ausmisten« des Staates) etwas heftig zuging und mit Gips und alten Zeitungen auch Akten, die »seit Anno Tobak in den Regalen« verstaubten, auf die Schutthaufen wanderten, gab es Beschwerden von besorgten Beamten, deren einer sich an diesem ersten Regierungstag des frischgebackenen Ministers mit der Warnung an Goebbels wandte: »Herr Minister, wissen Sie auch, daß Sie dafür ins Gefängnis kommen können?« Er wußte es, aber es war ihm gleichgültig-

Bitter wurde für ihn ein anderer Widerspruch. Er kam von Hitler, und er richtete sich gegen einige Aquarelle von Emil Nolde (1867-1956), die der Direktor der Berliner Nationalgalerie als Leihgabe zur Ausschmückung der Ministerwohnung in der Hermann-Göring-Straße 20 zur Verfügung gestellt hatte. Speer, der mit dem Ausbau des Hauses beauftragt worden war, hatte sich dafür eingesetzt, wie er in seinen Memoiren'" berichtet. Aber nach der ersten Besichtigung der neuen Räumlichkeiten durch Hitler mußten die Kunstwerke des großen deutschen Expressionisten »augenblicklich entfernt« werden, weil Hitler sie »auf das schärfste mißbilligte«.

Speer meint dazu, es sei gespenstisch, »welche bedingungslose Autorität Hitler selbst bei den langjährigen und engsten Mitarbeitern noch in Geschmacksfragen geltend machen konnte«. Goebbels habe sich auch in dieser Beziehung Hitler bedingungslos untergeordnet. Und er ist ehrlich genug einzugestehen: »Es ging uns allen so.« Auch er habe Hitlers Entscheidung schweigend hingenommen.

Goebbels versuchte trotzdem noch, wider den Stachel zu locken. Er hatte zum Leiter der Abteilung für Bildende Kunst in seinem Ministerium Hans Weidemann, einen Träger des Goldenen Parteiabzeichens aus Essen, gemacht, der seine Kunstauffassung vollkommen teilte. Mit dessen Unterstützung konnte noch 1933, wie Hildegard Brenner* ** berichtet, eine Ausstellung »Dreißig deutsche Künstler« in einer privaten Galerie stattfinden, auf der später so verpönte Künstler wie

* Albert Speer: Erinnerungen, Berlin 1969

** Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, Hamburg 1963

Nolde und Barlach vertreten waren. Solange Goebbels darüber zu bestimmen hatte (etwa bis 1936), durften diese beiden, wie einige andere, nicht der »entarteten Kunst« zugerechnet werden.
Reimann will wissen, daß es Goebbels sogar gelang, Erziehungsminister Rust, dem die Nationalgalerie in Berlin unterstand, zu überreden, in deren moderner Abteilung im Kronprinzen-Palais Werke von Nolde, Munch und Franz Marc, ja sogar von Lyonei Feininger (1871-1956), der erst 1936 nach den USA emigrierte, zu belassen. Aber er konnte sich Hitler und Rosenberg gegenüber nicht durchsetzen, die ihre sonderbare Kunstauffassung im wesentlichen von Prof. Schultze-Naumburg, einem schon vor dem Ersten Weltkrieg sehr erfolgreichen Architekten und Kunsthistoriker, bezogen hatten.
Mit zahlreichen Prunk- und Repräsentativbauten hatte dieser so viel Geld verdient, daß er es sich leisten konnte, schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als einer der ersten fünf Deutschen einen Daimler-Benz zu fahren und bei Vollendung seines 60. Lebensjahres Anfang 1929 seine Ansichten über die Kunst der Welt in einem siebenbändigen Werk zur Kenntnis zu geben. Adolf Hitler ließ sich davon, aber auch von anderen Werken des Autors wie »Kunst und Rasse« und zuletzt »Kunst aus Blut und Boden« (1934) begeistern und inspirieren.
Berühmt (oder vielmehr berüchtigt) wurde Schultze-Naumburg durch seinen »Bildersturm von Weimar«. Im Land Thüringen hatte sich 1930 als erster Nationalsozialist Wilhelm Frick auf dem Posten des Innenministers eingerichtet. Sein Referent für Kultur, Kunst und Theater wurde ein anderer Altparteigenosse, Dr. Hans Severus Ziegler (geb. 1893, Pg. seit 1925). Er verschaffte Schultze-Naumburg eine Berufung nach Weimar als Leiter der dortigen Staatlichen Kunsthochschule, wo dieser sich anschickte »auszumisten«. Er erwirkte eine Verordnung Fricks, nach der aus dem Weimarer Schloßmuseum rund fünfzig Gemälde und Plastiken als »entartete Kunst« entfernt wurden, u. a. solche von Feininger, Kandinsky, Klee, Kokoschka, Nolde, Schmidt-Rottluff und Lehmbruck. Das gab damals einen beträchtlichen Skandal, dessen Wellen weit über Deutschlands Grenzen schlugen. Ziegler* selbst gibt zu, daß »die Diffamierung mancher Bilder als >entartet< nicht voll zu rechtfertigen gewesen ist«. Insbesondere hätte man »nicht nur alle Impressionisten, sondern auch noch

* Adolf Hitler/Aus dem Erleben dargestellt, Göttingen 1964

einen Teil der gemäßigteren Expressionisten gelten lassen sollen«. Viele seiner engsten Mitarbeiter - und hier nennt er an erster Stelle Goebbels - hätten »die Grenzen der ästhetischen Kritik Hitlers« längst empfunden.
Was sich der frischgebackene Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda einst von seinem »Volkserziehungsministerium« erträumt hatte, jenem »revolutionären Amt, das in seiner Art in der Welt noch nicht dagewesen ist« und das dazu bestimmt sein sollte, »unsere Macht geistig zu unterbauen«, blieb eine Illusion, die sich nie verwirklichen ließ. Zwar stürzte er sich mit all seiner Energie auch in seine neuen Aufgaben. Die monströse Kundgebung, die am l. Mai 1933 anderthalb Millionen Menschen auf dem Tempelhofer Feld zusammenführte, wurde ein Meisterwerk an Organisation und Massenbeeinflussung.
Aber trotz aller Erfolge empfand Goebbels in seinem neuen Amt nicht die Befriedigung, die er erhofft hatte. Bei seiner ersten Rundfundkrede hatte ihm ein Regierungskommissar der Republik die Flügel gestutzt. Jetzt war es sein Führer, der dasselbe tat. Der mit ihm in Fragen der Kunst völlig übereinstimmende Weidemann mußte von seinem Amt als Leiter der zuständigen Abteilung des Ministeriums entfernt werden. 1934 bekam Goebbels auf diesem Gebiet mit der Bestallung Rosenbergs zum »Beauftragten des Führers für die gesamte weltanschauliche und geistige Erziehung der NSDAP« einen Aufpasser vor die Nase gesetzt, der jede einschlägige Arbeit praktisch unmöglich machte. Die Zeitschrift »Kunst im Dritten Reich« wurde nicht vom Propagandaministerium, sondern vom Amt Rosenberg herausgegeben. Der baltische Prophet des »Rassenkampfes« hatte schon vor seiner Ernennung zum Beauftragten Hitlers mit dem komplizierten Titel seinen sogenannten »Kampfbund«, der nach 1933 in NS-Kulturgemeinde umbenannt wurde, als Instrument zur Druckausübung auf die Kulturpolitik des Dritten Reiches eingesetzt. Diese Rosenberg-Organisation wurde jetzt auch auf musikalischem Gebiet aktiv. Ihr Chef wußte, daß auch in dieser Beziehung die Auffassungen Hitlers mit denen seines Propagandaministers nicht völlig übereinstimmten. Natürlich waren auch Goebbels und seine Frau Wagner-Verehrer, aber sie stellten den Bayreuther Meister nicht so hoch über alle anderen Tonkünstler wie Hitler, der neben diesem eigentlich nur noch Bruckner gelten ließ, während Goebbels, wie aus vielen seiner Äußerungen mir und anderen gegenüber hervorgeht,

eindeutig Mozart bevorzugte. Um nur eine von vielen anzuführen, schrieb er zu einer Aufführung der »Zauberflöte« in der Wiener Oper (am 19. September 1932): »Ein Musikantentum ohnegleichen.« Über Wagner hat er nie irgend etwas Ähnliches verlauten lassen. Auch andere Klassiker, vor allem natürlich Beethoven, gaben ihm viel. Als Pianist lagen ihm Romantiker wie Brahms, Wolf und Schubert sehr, die sich übrigens auch Hitler gern von ihm Vorspielen ließ, freilich ohne davon ähnlich ergriffen zu werden wie von Wagner.

Der musikalische Konflikt mit Rosenberg und seiner NS-Kulturgemeinde erhielt seine grellste Dissonanz durch den Streit um Richard Strauss (1864-1949), den bedeutendsten im Dritten Reich lebenden und schöpfenden deutschen Komponisten. Er steht ja praktisch an der Scheidelinie zwischen einer von ihrer großen Tradition getragenen deutschen Musikepoche und der sogenannten »modernen Musik«, so daß der große Tenor Peter Schreier noch vor wenigen Jahren in einer westdeutschen Fernsehsendung sagen konnte, für ihn höre die deutsche Musik bei Richard Strauss auf.

Diesen ungewöhnlichen deutschen Musikschöpfer konnte Goebbels als Präsidenten der Reichsmusikkammer gewinnen. Das gelang ihm u. a. dadurch, daß sich der damals weitaus fähigste und berühmteste deutsche Dirigent, Wilhelm Furtwängler (1886-1954), bereit erklärt hatte, die Vizepräsidentschaft der Kammer zu übernehmen. Das war ein außerordentlicher Prestigeerfolg für das Dritte Reich.

Dieser wurde noch durch die Rede unterstrichen, mit der Richard Strauss die Reichsmusikkammer eröffnete. Obwohl er sich damals bereits dem 70. Lebensjahr näherte und stets völlig unpolitisch war, ist sie ihm von allen Gegnern des Nationalsozialismus bis an sein Lebensende und darüber hinaus nachgetragen worden: Er nannte die Schaffung der Reichsmusikkammer die Erfüllung des Traumes der Musiker nach langen verlorenen Jahren. Sie sei der erste Schritt in Richtung auf das Ziel, das deutsche Volk mit seiner Musik zu verbinden. Das neue Deutschland bemühe sich ernsthaft, Mittel und Wege zu finden, um besonders unserem Musikleben eine neue Anregung zu geben.

Goebbels durfte zufrieden sein. Vielleicht würde es ihm - so hoffte er - auf dem Gebiet der Musik, das ihm besonders am Herzen lag, gelingen, das zu erreichen, was ihm durch die Quertreibereien Rosenbergs und anderer vernagelter NS-Kulturfunktionäre bei den bildenden Künsten versagt geblieben war.

Die Hoffnung trog. Strauss hatte seine Oper »Die schweigsame Frau« uraufführungsreif abgeschlossen. Ihm war damit wiederum ein großer Wurf gelungen. Die Weltpremiere war für den 29. Juni 1935 in Dresden angesetzt worden und versprach, ein ungewöhnliches Ereignis zu werden. Goebbels war es gelungen, Hitlers feste Zusage zu erhalten, dem Ereignis persönlich beizuwohnen. Das schien ihm die beste Sicherheit gegen eine Anti-Strauss-Kampagne der Rosenbergschen NS-Kulturgemeinde, von deren Vorbereitung er erfahren hatte. Die neue Oper hatte nämlich aus nationalsozialistischer Sicht einen Haken, von dem Hitler offenbar nichts wußte, als er seine Anwesenheit bei der Premiere zusagte und publik machen ließ: Das Libretto stammte von Stefan Zweig (1881-1942), der Jude und im Reich bereits verpönt war.
Jetzt begann Rosenberg, scharf zu schießen. Strauss habe eine bedeutende Stellung und die Ehrungen des Dritten Reiches angenommen. Jetzt müsse er sich von Zweig trennen. Entweder oder: Beides zusammen vertrage sich nicht miteinander. Es drohten sogar Zwischenfälle bei der Uraufführung. Die Gestapo schaltete sich ein und entdeckte einen Brief des Komponisten an den Librettisten, bei dem er sich quasi entschuldigte, den Vorsitz der Reichsmusikkammer übernommen zu haben, »um Schlimmeres zu verhüten«. Stefan Zweig seinerseits erklärte, er werde die Einkünfte aus diesem nicht für die Nazis geschriebenen Operntext jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen zukommen lassen.
Die Premiere ging trotzdem - mit großem Erfolg, ohne Störungen und in Anwesenheit Hitlers - über die Bühne. Aber Goebbels konnte seinen Musikkammerpräsidenten, der gar nicht daran dachte, sich von Zweig zu distanzieren, nicht länger halten. Er forderte ihn zum Rücktritt auf, der zum 30. Juli 1935 erfolgte. Am gleichen Tag schrieb Richard Strauss einen Brief an Hitler, in dem er bat, empfangen zu werden, um sich persönlich zu rechtfertigen. Er erhielt nicht einmal eine Antwort, geschweige denn die erbetene Audienz. Goebbels dagegen bedankte sich bei ihm schriftlich für die geleisteten Dienste. Am 14. Juli 1935 veröffentlichte der »Völkische Beobachter« die Nachricht vom Rücktritt des Präsidenten der Reichsmusikkammer wegen »Alters- und Gesundheitsrücksichten«.
Richard Strauss überlebte das Dritte Reich. Der Krieg näherte sich bereits seinem schaurigen Ende, als er seinen 80. Geburtstag beging und sich die musikliebende Welt anschickte, dem Meister und seinem

Werk besondere Ehrungen zu bereiten. Goebbels fragte sicherheitshalber bei Hitler an, ob dieser Einwendungen habe. Die Antwort war ganz präzise: Ehrungen des Werkes in Form von Festaufführungen usw. unbegrenzt, soweit unter kriegsbedingten Umständen möglich (das Münchener Opernhaus beispielsweise war bei einem alliierten Luftangriff total zerstört worden), persönliche Ehrungen gleichfalls, aber ohne offizielle Vertreter. Müthel (Wien), Eimendorff (Dresden), Tietjen (Berlin) und Clemens Krauss (München) - so wurde von der Kanzlei des Führers vorgeschlagen - sollten Strauss und seiner Gattin unter den gleichen Voraussetzungen Festessen geben. Ob mit oder ohne offizielle Vertreter wurde Deutschlands größter lebender Komponist geehrt, so gut wie es der Krieg erlaubte. Daß er sich im Dritten Reich ebenso wie andere erstklassige Tonschöpfer - Werner Egk, Gottfried von Einem, Carl Orff und Rudolf Wagner-Regeny - nicht zur Emigration gezwungen sah, ist fraglos Goebbels zu verdanken. Kurz vor den Feiern für den 80jährigen Richard Strauss hatte Goebbels eine ausführliche Wiederbegegnung mit Wilhelm Furtwängler, den er am 28. Februar 1935 zuletzt gesehen hatte, nachdem dieser am 4. Dezember 1934 im Zuge der von Rosenberg gegen ihn geführten Kampagne seine sämtlichen Ämter niedergelegt hatte (als Vizepräsident der Reichsmusikkammer, preußischer Staatsrat und Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper), um sich in Zukunft nur noch als Komponist und Dirigent vor allem an der Berliner Philharmonie zu betätigen. Goebbels war von dem Wiedersehen mit diesem von ihm bewunderten und verehrten Künstler tief beeindruckt. Er berichtete (wie am 2. April 1944 in meinem Tagebuch verzeichnet) u. a. darüber: »Ein Künstler wie Furtwängler nötigt mir größte Bewunderung ab. Das ist eine Persönlichkeit aus einem Guß. Er ist nie Nationalsozialist gewesen. Hat auch nie ein Hehl daraus gemacht.

Er ist nicht nur nicht ausgerissen wie so viele andere sogenannte Künstler, sondern hat in diesen schweren Wochen und Monaten seine ganze Kunst in den Dienst der Berliner Bombenopfer und Rüstungsarbeiter gestellt. Der Führer wollte ihm, einmal aus Dank für diese anständige Haltung, dann aber auch in echter Sorge um das Leben dieses unersetzlichen Künstlers, hier in Berlin einen kleinen Bunker zu seinem persönlichen Gebrauch bauen lassen. Furtwängler lehnte dankend ab und bat, den ihm zugedachten Bunker lieber in irgendeinem Arbeiterviertel für die bombenbedrohte Bevölkerung bauen zu lassen.«

Bei jener letzten Begegnung zwischen Goebbels und Furtwängler kamen natürlich auch die Schwierigkeiten und Differenzen zur Sprache, die sie damals auseinandergebracht hatten. Die Diskriminierung jüdischer Künstler und Tonschöpfer begann nicht in den Goebbels unterstehenden Bereichen. Als erster beugte sich Göring Rosenbergs Druck, indem er in den ihm unterstehenden preußischen Kulturinstituten schon 1933 jüdische Künstler wie Otto Klemperer und Lotte Schöne entließ. Rust schloß sich mit der Ausstoßung Schönbergs und Schrekers aus der Preußischen Akademie an.

Furtwängler empörte sich. In einem Artikel in der »Vössischen Zeitung« am 11. April 1933 machte er den jungen Minister Goebbels »auf gewisse Ereignisse im Musikleben des Landes« aufmerksam. Sie hätten, schrieb er, nichts »mit der Wiederherstellung der nationalen Würde zu tun, die wir alle so dankbar und voller Freude begrüßen«. Wenn heute auf künstlerischem Gebiet eine Trennungslinie zwischen Juden und Nichtjuden gezogen werde, so könne er eine solche Trennung nur zwischen guter und schlechter Kunst anerkennen. »Es muß eindeutig festgestellt werden«, endet seine an Goebbels gerichtete Aufforderung, »daß Männer wie (Bruno) Walter, (Otto) Klemperer, (Max) Reinhardt usw. Gelegenheit haben sollten, in Zukunft ihre künstlerische Betätigung in Deutschland fortzusetzen. In diesem Sinn appelliere ich an Sie im Namen der deutschen Kunst, ehe Dinge passieren, die nicht wiedergutzumachen sein könnten.«

Goebbels antwortete ihm am gleichen Tag im »Berliner Lokal-Anzeiger« mit einem längeren, geradezu meisterhaft abgefaßten Artikel, der auf Furtwänglers Beschwerden durchaus sachlich einging, ihnen von seinem Standpunkt widersprach und zu der bemerkenswerten Feststellung gelangte: »Ich bin der Meinung, daß jeder wirkliche Künstler Gelegenheit haben sollte, hier... ohne Behinderung zu arbeiten...«

Daraus wurde natürlich nichts. Denn Rosenberg und seine Stallknechte wollten weiter »ausmisten«. Kaum war der erste Konflikt mit Furtwängler durch Goebbels' maßvolle Reaktion beigelegt, provozierte Rosenbergs NS-Kulturgemeinde einen neuen. Es ging um Paul Hindemith (1895-1963), der, obwohl kurz vor Kriegsbeginn in die USA emigriert, im Dritten Reich zwar heftig angegriffen, aber nie endgültig verdammt wurde. Goebbels hatte ihn lange unter seine Fittiche genommen, auch und gerade als Furtwängler mit seinen Berliner Philharmonikern im Oktober 1934 eine symphonische Fas

sung der neuen Hindemith-Oper »Mathis der Maler« aufführte. Rosenberg erklärte sie in seiner Zeitschrift »Die Musik« (November 1934) als »vom Standpunkt der Kulturpolitik aus unannehmbar«. Furtwängler protestierte vehement, wiederum öffentlich in der nach wie vor nationalliberalen DAZ (25. November 1934).

Am gleichen Abend wurde Furtwängler in der voll besetzten Staatsoper vom Publikum eine so demonstrative Ovation bereitet, daß sie nicht nur von Rosenberg und seiner NS-Kulturgemeinde, sondern auch von Hitler nicht übersehen werden konnte. Öffentliche Protestkundgebungen wie diese war er nicht gewillt zu dulden. Er gab Rosenberg das Signal zum Angriff auf Furtwängler. Auch Goebbels konnte ihn nicht länger halten. Er hatte nur die Sorge, daß dieser unersetzliche Künstler emigrieren könnte. Furtwängler blieb. Nicht weil es ihm im Ausland an Betätigungsmöglichkeit gefehlt hätte, sondern weil er in seinem Land bleiben und ihm dienen wollte, und seien die Verhältnisse noch so bedrückend.

Auch Deutschlands damals nächstbedeutender Dirigent, Hans Knappertsbusch (1888-1965), Generalmusikdirektor der Bayerischen Staatsoper seit 1923, der bei der Machtübernahme zunächst zur Verfügung gestellt und bei Bekanntwerden regimefeindlicher Äußerungen im März 1936 vorzeitig in Pension geschickt wurde, emigrierte nicht, sondern bekannte in einem Brief an den Präsidenten der Reichstheaterkammer, Rainer Schlösser, daß es für ihn ein schrecklicher Gedanke sei, sein Land zu verlassen. »Ich will in Deutschland bleiben«, schrieb er, »und das Vertrauen des Führers zurückgewinnen«, das ihm andere genommen hätten. Er blieb und erhielt die Genehmigung, in Wien und anderen Kulturzentren zu gastieren. An den Rand seiner Eingabe hatte am 11. März 1936 Walther Funk mit dem ihm als Staatssekretär im Reichspropagandaministerium zustehenden Rotstift geschrieben: »Wir können Knappertsbusch nicht hungern lassen.«

In welches Wespennest hatte Goebbels da hineingestochen! Er kam mit der Kulturpolitik, die er sich als Chef seines revolutionären Ministeriums vorgestellt hatte, gegen Rosenberg, der in der Bewegung dieses Gebiet gepachtet zu haben vorgab, einfach nicht an. Rosenberg war Baltendeutscher. Er war in München, damals das Zentrum der antibolschewistischen Emigration, schon 1919 der Drexler-Partei beigetreten. Und er hatte den wilden, aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden russischen Antisemitis-

mus nach Deutschland importiert. Jetzt war er am Zuge. Jetzt wurde »ausgemistet«. Daran sollte ihn so ein hergelaufener Schnösel aus dem Rheinland wie Goebbels nicht hindern, der sein »umwälzendes kulturphilosophisches Werk« »Der Mythus des 20. Jahrhunderts« einen »philosophischen Rülpser« zu nennen die Frechheit besessen hatte.

»Wenn ich Außenminister wäre«

Im »Kulturkampf« mit Rosenberg hatte Goebbels seine erste entscheidende Schlacht verloren. Das war er nicht gewohnt. Gewiß, es hatte auch in den hinter ihm liegenden zehn Jahren der Kampfzeit Rückschläge gegeben, aber diesmal war der Feind ja kein politischer oder weltanschaulicher Gegner wie früher, sondern ein Mann der eigenen Bewegung, ein prominenter sogar, der das Vertrauen Hitlers und dazu, wie sich deutlich gezeigt hatte, beträchtlichen Einfluß auf diesen besaß. Sein so lange geplantes und nun Wirklichkeit gewordenes Ministerium machte Goebbels auf einmal keine rechte Freude mehr. Er begann, sich intensiv mit Außenpolitik zu beschäftigen. Das Wort »Wenn ich Außenminister wäre ...« bekam ich freilich erst von ihm zu hören, als nochmals zehn Jahre vergangen waren. Ich habe es am 20. September 1944 in meinem Tagebuch verzeichnet. Das Gespräch drehte sich um die damaligen Ereignisse in Rumänien, wo das mit uns verbündete Regime des Marschalls Antonescu von König Michael gestürzt wurde, um Deutschland in der trügerischen Hoffnung den Krieg zu erklären, die Monarchie auch unter sowjetischer Beherrschung retten zu können. In diesen letzten Monaten des Krieges zeigte sich die völlige Unfähigkeit der deutschen Außenpolitik unter der Führung eines Mannes, der schon versagt hatte, als das Dritte Reich auf der Höhe seiner Erfolge stand. Goebbels traute sich damals noch zu, wie wir sehen werden, mit den Mitteln der Politik den militärisch bereits verlorenen Krieg zwar vielleicht nicht mehr zu gewinnen, aber doch noch zu einem erträglichen Ende zu bringen. Er hatte seine Gedanken gerade in einer Denkschrift von fünfzig Seiten Umfang niedergelegt. Sie war für Hitler persönlich bestimmt. Als er sie samt Begleitbrief unterschrieben hatte, mußte ich sie unter seinen Augen in einen dicken, weißen Leinenumschlag stecken, zukleben und versiegeln, um sie per Sonderkurier ins FHQ zu expedieren. Zwei Monate zuvor hatte eine ähnliche Denkschrift bewirkt, daß Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz ernannt worden war. »Wenn diese Denkschrift den gleichen

Erfolg hat«, schrieb ich am 22. September 1944 in mein Tagebuch, »könnte er (Goebbels) in vierzehn Tagen Reichsaußenminister sein.« Goebbels hatte diese Hoffnung. »Mit glänzenden Augen« sagte er, während ich als eine Art Ministrant bei einer heiligen Handlung mit Kleister und Siegellack hantierte: »Diese Denkschrift wird in die Geschichte eingehen. Sie kann den Wendepunkt unseres deutschen Schicksals darstellen.« Sie gelangte nicht in die Geschichte, ja nicht einmal in den Aktenumlauf der Kanzlei des Führers, sondern in den Papierkorb. In denjenigen Bormanns. Hitler bekam diese Denkschrift nie zu Gesicht.

Im September 1933 ging es noch nicht um Sein oder Nichtsein, sondern um eine Routine-Sitzung des Völkerbundes in Genf. Hitler hielt nicht viel von dieser Institution, die nach dem Ersten Weltkrieg zum Zweck der Friedenssicherung und Völkerverständigung ins Leben gerufen worden war. Als der Völkerbund erstmalig seit Bestehen des Dritten Reiches zu einer Vollversammlung zusammentrat, an der Deutschland als Mitglied teilnehmen durfte, wollte er seinen Außenminister Konstantin Frhr. von Neurath (1873-1954), der dieses Amt schon unter Papen und Schleicher innegehabt hatte und der Hitler dem mißtrauischen Ausland gegenüber als Aushängeschild der politischen Wöhlanständigkeit dienen sollte, nicht allein reisen lassen. Vielleicht auch hatte er eine gewisse Verstimmung bei seinem Propagandaminister bemerkt und wollte ihn mit einer wohlwollenden Geste ermuntern. Ob er Lust hätte, ein paar Tage am Genfer See zu verbringen, fragte er ihn. Als Goebbels erfuhr, worum es sich handelte, sagte er mit Freuden zu.

Er wurde für diese Mission in den Rang eines »Sonderbevollmächtigten des Deutschen Reiches« erhoben und der offiziellen deutschen Delegation unter v. Neurath zugeteilt. Mit diesem konservativen Diplomaten der alten Schule, der eine Generation älter war als er und schon im auswärtigen Dienst des Kaisers gestanden hatte, verstand er sich ganz ausgezeichnet. Er bezeichnete ihn als einen Mann, »den ich trotz seiner grundverschiedenen ideologischen Anschauung stets hoch geachtet habe«.

Sie vertrugen sich auch bei diesem ersten Ausflug, den Goebbels in die aktive Außenpolitik machte. Er erzählte darüber (und ich schrieb es am 27. Januar 1944 in mein Tagebuch): »Wir besprachen uns vorher über die einzuschlagende Taktik, und ich muß sagen, daß ich den Rat dieses alten, erfahrenen Diplomaten, der eine tiefe Kenntnis angel-

sächsischen Wesens mit einem grundanständigen Charakter und echt deutscher Gesinnung verband, gerne annahm.«
Neurath war, ehe ihn Papen am 2. Juni 1932 in sein Kabinett berief, zwei Jahre lang Botschafter der Weimarer Republik in London und zuvor acht Jahre lang in Rom gewesen. Im Kabinett Hitler hielt er bis zu seiner Ablösung durch Ribbentrop am 4. Februar 1938 durch und wurde zum Präsidenten eines Geheimen Kabinettsrates ernannt, den es gar nicht gab, der jedenfalls nie zusammengetreten ist. Das ihm am 18. März 1939 übertragene Amt des Reichsprotektors in Böhmen und Mähren war kaum mehr als ein Ehrentitel, da sein Stellvertreter Reinhard Heydrich die meisten Amtsgeschäfte für den alten Herrn erledigte.
Sein Unglück war, daß er zu seinem endgültigen Abschied im August 1943 den Ehrendienstgrad eines SS-Obergruppenführers verliehen bekam. Die Sieger schleppten ihn als solchen nach Nürnberg und verurteilten ihn zu fünfzehn Jahren Kerker in Spandau. Als 81jähri- gen gebrochenen Mann schickten sie ihn endlich am 6. November 1954 nach Hause, wo er keine zwei Jahre später starb.
In Genf stand die deutsche Delegation im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Es war das erste Mal, daß sich eine offizielle Delegation der nationalsozialistischen Regierung, der zwei wichtige Minister angehörten, vor dem Weltforum zeigte. Neurath war in diesen Kreisen kein Unbekannter. Aber Goebbels, über den die internationale Presse soviel Negatives verbreitet hatte, wurde angestaunt wie ein Exote. Er hatte seinen Staatsekretär Hanke und seinen Adjutanten Prinz Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe als Begleiter mitgenommen. Der Prinz war wegen der perfekten Beherrschung aller Protokollfragen außerordentlich nützlich (auch Österreichs damaliger Bundeskanzler Engelbert Dollfuß ließ sich bei dieser Gelegenheit von einem Prinzen - Schwarzenberg - als Adjutant begleiten). Goebbels ermahnte, wie der Prinz in seinem Buch* berichtet, seine Begleiter eindringlich: »Wir müssen uns alle sehr zusammennehmen. Hier in Genf ist rings um uns herum alles vertreten, was uns Deutschen in der Welt feindlich gesinnt ist. Wir dürfen uns nicht die geringste Blöße geben... Wir sind ausschließlich hier, um für das Reich das Äußerste zu erreichen. Unser Amt, unsere

* op. cit.

Partei, unsere Stellung - das alles spielt nicht die geringste Rolle. Hier geht es um Deutschland und um sonst nichts.«

Aber schon bei der Anfahrt vom Hotel Carlton zum Völkerbund gab es die erste Panne. Schaumburg hatte im Fond des Wagens den Minister links, sich selbst aber rechts plaziert. Als er es merkte und halten lassen wollte, um die Plätze zu wechseln, war es schon zu spät. Goebbels winkte ab: »Bleiben Sie ruhig sitzen.« Es sei ihm so lieber, denn: »Geschossen wird immer auf den, der rechts sitzt.« Tatsächlich waren die beiden nicht auseinanderzuhalten. Beide klein von Statur, beide jung, beide im korrekten »Stresemann«, in der Hand den runden, steifen, schwarzen Hut und Handschuhe. »Goebbels humpelte wie immer in solchen Fällen auffälliger als sonst«, heißt es weiter in der Schilderung des Prinzen. Alles verlief zu vollster Zufriedenheit. Sachlich kam - wie bei den Völkerbundsitzungen üblich - kaum etwas Greifbares heraus. »Eine amorphe Masse«, kommentierte Goebbels hinterher, »von der man nichts erwarten darf.«

Wichtiger als die offiziellen Beratungen waren die vielfachen Veranstaltungen und Begegnungen am Rand der Konferenz, so auch die internationale Pressekonferenz, zu der Goebbels am Nachmittag des 28. September 1933 in die Halle des Carlton-Hotels geladen hatte. »Sie war brechend voll. Niemand wollte sich diese Gelegenheit entgehen lassen. Der Propagandaminister sprach vor einer Versammlung von Gegnern«, berichtet Kurt von Stutterheim*, der langjährige Londoner Korrespondent des »Berliner Tageblattes«. Und der versierte Auslandsjournalist fährt fort: »Genf sprach vierundzwanzig Stunden lang von nichts anderem als von den Beifallsstürmen, unter denen Dr. Goebbels vom Rednerpult abgetreten war.«

Der Chefdolmetscher des Auswärtigen Amtes, Gesandter Paul Schmidt, dem wir die ausführlichste Schilderung dieser sensationellen Pressekonferenz verdanken**, weiß aus eigenem Erleben zu berichten, daß Goebbels seine Zweifel hatte, »ob alle Journalisten der Einladung Folge leisten würden«. Er (Schmidt) habe sogar erfahren, daß im Kreis französischer Völkerbundsjournalisten erwogen worden sei, Goebbels und seine Pressekonferenz zu boykottieren. Doch dann habe die journalistische Neugier über »alle weltanschaulichen Beden-

* Zwischen den Zeiten/Erinnerungen, F. A. Herbig, Berlin

** Statist auf diplomatischer Bühne, 1923-1945, Bonn 1949

ken« gesiegt. Es fehlte niemand. Ja, es waren wahrscheinlich sogar viele dabei, die eigentlich nicht dorthin gehört hätten.
Goebbels wandte seine in ähnlichen Kreisen schon oft bewährte Tatktik an, »den Stier gleich bei den Hörnern« zu packen. Er redete nicht lange um die heißen Themen herum. Er sprach und bewegte sich - immer nach Schmidt - »völlig ungezwungen, als sei er schon jahrelang Delegierter beim Völkerbund gewesen«. Rein äußerlich habe der »wilde Mann aus Deutschland« einen gepflegten und ruhigen Eindruck gemacht. Fast alle seien überrascht gewesen, »anstatt des tobenden Volkstribunen einen völlig normalen, von Zeit zu Zeit liebenswürdig lächelnden Typ eines Völkerbundsdelegierten vor sich sitzen zu finden«. Anfänglich will Schmidt in der Runde noch »ungläubige Skepsis« und »manches ironische Lächeln« festgestellt haben. Aber je heikler die behandelten Themen wurden, um so größer wurde das Interesse.
Zur kommunistischen Gefahr, die in Deutschland überwunden war, sagte der Minister mit ruhiger Stimme: »Wem die Methoden, mit denen wir dem bolschewistischen Ansturm begegneten, zu hart erscheinen, der möge sich vor Augen halten, was geschehen wäre, wenn es umgekehrt gekommen wäre.«
Als er auf die Judenfrage zu sprechen kam, wurde es mucksmäuschen still. Er gab ganz offen zu, »daß im Verlauf der nationalen Revolution in Deutschland gelegentlich Übergriffe seitens unkontrollierter Elemente geschehen sind«. Das stand am nächsten Tag in großer Aufmachung in der Auslandspresse, während sein nächster Satz, wie Schmidt vermerkt, »überall etwas verschämt weggelassen« wurde. Er lautete: »Unverständlich aber scheint es uns, daß sich das Ausland weigert, den von Deutschland abwandernden jüdischen Überschuß aufzunehmen.«
Besonders beeindruckt zeigte sich der Dolmetscher des Auswärtigen Amtes davon, daß sich Goebbels nach seinen einleitenden Worten zwanglos unter die Pressevertreter mischte und alle an ihn gestellten Fragen beantwortete. »Mit meisterhafter Dialektik ging er auf die delikatesten Fragen ein und verstand es, den oft sehr pointierten Äußerungen der Auslandsjournalisten die Spitze abzubrechen. Es war natürlich reine Dialektik. Trotzdem aber erregte seine Geschicklichkeit bei den für derartige Dinge sehr empfänglichen internationalen Journalisten vielfache, wenn auch widerwillige Anerkennung.« Prinz Schaumburg bestätigt das: »Ich habe erlebt, wie der zunächst

zaghafte Beifall sich immer mehr steigerte und schließlich zu einer einzigartigen Demonstration wurde, von der sich nur wenige zurückhielten. Sicher waren diese Menschen nicht im Lauf von zwei Stunden aus Feinden zu Freunden geworden, aber es war ihm zumindest gelungen, sie nachdenklich zu machen, und persönlich hatte er ihnen gefallen.« Der Adjutant resümierte: »In wenigen Tagen war es ihm gelungen, die Atmosphäre für Deutschland wesentlich zu verbessern.« Und sein Chef erklärte: »Dies ist der bisher größte Erfolg meines Lebens gewesen.«

Das sachliche Ergebnis der Mission Neurath/Goebbels in Genf war der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund am 19. Oktober 1933. Damit war das Schicksal dieser von vornherein nicht lebensfähigen Institution besiegelt, die sanft entschlummerte.

Eine der Episoden am Rand dieses unvermuteten Ausflugs an den Genfer See berichtete mir Goebbels als außerordentlich kennzeichnend im Verlauf des bereits erwähnten Gespräches (aufgezeichnet am 27. Januar 1944). In Genf unterhielt »eine spleenige Engländerin«, deren Namen der Minister nicht nennen wollte, einen politischen Salon. Er nannte sie »das angelsächsische Gegenstück der Exzellenz von Dirksen«, seiner mütterlichen Freundin in Berlin, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, das konservative Deutschland, dem sie selbst zugehörte, mit dem Nationalsozialismus zusammenzubringen, was ihr auch gelang. Was die Exzellenz (der im Kaiserreich oft aus undurchsichtigen Gründen verliehene Titel wurde 1918 abgeschafft, aber bis ins Dritte Reich hinein gebraucht) auf nationaler Ebene anstrebte, wollte die Lady am Genfer See in der internationalen Politik erreichen: in klarer Erkenntnis der bolschewistischen Gefahr eine Aussöhnung oder - besser noch - Allianz zwischen dem monarchistischen England und dem nationalsozialistischen Deutschland.

Zu diesem Zweck hatte sie den Chef der britischen Delegation, Sir John Simon (1873-1954), den nationalliberalen Chef des Foreign Office von 1931-1935, und die beiden Minister der deutschen Delegation, Neurath und Goebbels, gemeinsam zu einer gesellschaftlichen Veranstaltung in ihrem Salon eingeladen. Beide Seiten nahmen an. Hitler kam eine solche unverbindliche Kontaktaufnahme durchaus gelegen. Sie lag auf der in »Mein Kampf« vorgezeichneten Linie seiner Außenpolitik, wie er sie auch über seinen damaligen »außenpolitischen Berater«, den ehemaligen Sektreisenden Ribbentrop, mit

dem Abschluß eines (am 18. Juni 1935 zustande kommenden) deutsch-englischen Flottenabkommens verfolgte.
Vor dieser Begegnung in Genf besprachen sich Neurath und Goebbels eingehend über die Art ihres Vorgehens. »Es waren wertvolle Hinweise, die ich bekam«, sagte Goebbels, »gewissermaßen die erste Anleitung im Umgang mit englischen Staatsmännern«. Zum Abschluß dieser Vorbesprechung sagte Neurath: »Und nun machen Sie man die Sache. Sie können besser reden als ich. Und unsere Gastgeberin hat ja ausdrücklich einen Nationalsozialisten eingeladen, was zu sein ich von mir nicht behaupten kann.«
Die Unterhaltung mit Sir John, die tatsächlich praktisch nur von Goebbels geführt wurde, ließ sich sehr erfreulich an. »Der alte Herr«, sagte Goebbels, »schien an mir Gefallen zu finden, und ich muß sagen, daß ich diese Sympathie durchaus erwiderte.« Aber immer wenn die Unterhaltung an einen Punkt zu gelangen schien, an dem eine konkrete Übereinstimmung der beiderseitigen Meinungen hätte erreicht werden können, machte Lord Simons Begleiter, dessen Namen Goebbels bei der obligaten Vorstellung natürlich nicht mitbekommen hatte, eine meist unsachliche und stets gehässige Bemerkung, die das Gespräch ins Stocken brachte und die herzliche Atmosphäre störte, die sich zwischen dem englischen Lord und dem deutschen Revolutionär entwickelt hatte. »Er tat dies in einem so arroganten und bewußt feindseligen Ton«, sagte Goebbels, »daß die Unterhaltung regelmäßig gestört wurde, wenn es mir auch nicht schwerfiel, seine plumpen Behauptungen aus dem Repertoire der gegen uns gerichteten Judenhetze zu widerlegen. Nachher fragte ich Neurath: >Sagen Sie, wer war eigentlich dieser ekelhafte, schwarzhaarige, geschniegelte Laffe, den Simon da mitgebracht hatte?« Neurath antwortete: »Sein Sekretär. Er heißt Anthony Eden.« Zwei Jahre später war Eden erstmalig Außenminister seiner Britischen Majestät (damals noch Georg V.).
Die bei dieser Gelegenheit angebahnten Beziehungen zu englischen Politikern wurden von Goebbels gepflegt und ausgebaut. Mit Sir John Simon verband ihn fast etwas wie Freundschaft. Nach einem von beiden Seiten sehr lebhaft geführten Gespräch, so erzählte er, habe Sir John ihm gesagt, er könne dem Temperament nach ein Waliser sein. »Ich weiß nicht«, fuhr Goebbels fort, »ob er mir damit etwas Nettes oder Boshaftes sagen wollte, denn die Waliser sind ja bekanntlich in England nicht sehr beliebt. Jedenfalls ergänzte er diese Bemer-

kung dahin, daß ich ihn in vielem an Lloyd George (1863-1945) erinnere, welcher Vergleich gewiß nicht kränkend ist. Ich hätte nicht nur sein Waliser Temperament, seine glänzende Rhetorik, sondern selbst seine körperliche Statur, der auf einem schmächtigen Körper gleichfalls einen mächtigen Schädel trug.«

Es habe damals, fuhr Goebbels fort, eine ganze Reihe einflußreicher Politiker in London gegeben, »die völlig mit der vom Führer vertretenen deutsch-englischen Verständigungspolitik übereinstimmten«. Er bezog sich dabei nicht einmal auf Sir Oswald Mosley (1896-1980), der Deutschland drüben mit seinen Schwarzhemden mehr geschadet als genützt habe. »Er war ein Außenseiter von geringer politischer Bedeutung«, sagte Goebbels. »Der Faschismus ist ein Kraut, das auf dem Boden der Britischen Inseln nicht gedeiht.« Er meine vielmehr jene »Konservativen, die nicht nur aus echter Sympathie zu Deutschland, sondern auch aus Gründen der politischen Zweckmäßigkeit für ein enges Zusammengehen mit Hitler plädierten, obwohl sie mit ihm ideologisch nichts Gemeinsames hatten.« Er nannte auch Namen wie die der Lords Ridsdale, Beaverbrook, Kimsley, Londonderry und Rothermere. Die drei Letztgenannten habe er stets gern in seinem Haus zu Gast gehabt. Rothermere, der Besitzer der einflußreichen »Daily Mail«, schickte schon bald nach der Machtübernahme seinen Chefreporter Ward Price nach Deutschland, dem Hitler als erstem ausländischem Journalisten ein persönliches Interview gewährte. Es trug ganz erheblich dazu bei, die in der öffentlichen Meinung Englands verbreitete Aversion gegen das nationalsozialistische Deutschland abzubauen.

Zwei Monate später (in meinem Tagebuch am 16. März 1944 verzeichnet) kam Goebbels erneut auf das Thema zu sprechen, das er soeben bei einem Besuch auf dem Berghof intensiv mit Hitler erörtert hatte. Ihm war dabei die schwere Aufgabe gestellt worden, mit seiner Propaganda einen Keil zwischen Churchill und seine konservative Partei, besonders seine führenden Standesgenossen in derselben, zu treiben. Goebbels sah dabei wenig Erfolgschancen, machte sich aber trotzdem daran, weil es offenbar die einzige Möglichkeit einer politischen Lösung in diesem Krieg war, die Hitler damals noch sah. Goebbels seufzte.

Es sei eine Tragik, meinte er, »daß zur gleichen Zeit, da ein so fanatischer Starrkopf und Halbamerikaner britischer Premier ist, auf Englands Thron der - ich will mich diplomatisch ausdrücken - am

wenigsten mit Geistesgaben gesegnete König (Georg VI., 1895-1952) sitzt, der je Großbritanniens Krone getragen hat. Wäre (sein älterer Bruder) Eduard Windsor (1894-1972, Eduard VIII. von Januar bis Dezember 1936) heute noch auf dem Thron - vorausgesetzt, daß es unter seiner Herrschaft überhaupt zu diesem Krieg gekommen wäre er hätte längst den entscheidenden Schritt getan, und unsere beiden Völker kämpften Seite an Seite gegen den bolschewistischen Weltfeind, statt sich gegenseitig zu zerfleischen ... Eduard hätte dies grausige Schauspiel nicht Wirklichkeit werden lassen. Er war ein weitsichtiger, kluger und dabei moderner Monarch. Ich habe mich bei seinem damaligen Besuch in Berlin zwei Stunden lang mit ihm unterhalten, und ich muß gestehen, daß diese Begegnung zu den großen Eindrücken meines Lebens zählt. Er verband mit hoher staatsmännischer Weisheit eine für einen Engländer erstaunliche Modernität.«

Er habe die Bedeutung des sozialen Problems und die Notwendigkeit seiner gerechten Lösung als Schlüssel für die Probleme unseres Jahrhunderts klar erkannt und sich deswegen so lebhaft für all unsere Fortschritte auf diesem Gebiet interessiert. »Aber gerade das war es wohl«, meinte Goebbels, »was ihm das Genick brach!« Er mußte verschwinden, »weil er zu klug, zu fortschrittlich, zu sozial und zu deutschfreundlich war«. Der Minister redete sich in Rage: »Man bleibe mir doch weg mit seiner Mesalliance mit dieser Mrs. Simpson! Wäre sie tatsächlich ein Hinderungsgrund gewesen, die Völker Großbritanniens zu regieren? Haben nicht schon ganz andere Mesalliancen in England stattgefunden? War der englische Thron nicht schon von ganz anderen Skandalen umgeben? Nein, Eduard mußte weg, weil seine Politik für die von ihm beherrschten Völker und ganz Europa von Segen, für eine kleine Clique aber von Schaden gewesen wäre. So mußte das Schicksal seinen Lauf nehmen. Eduard wird in der Geschichte die außerordentlich tragische Rolle des Monarchen spielen, der England vor dem Untergang hätte bewahren können, der aber als Gouverneur der Bahamas Zusehen mußte, wie das britische Empire und vielleicht Europa und das Abendland überhaupt in Scherben gingen.«

Das war wie der Abschluß unseres vorhergehenden Gespräches über das gleiche Thema, bei dem Goebbels u. a. gesagt hatte: »Wir wollen uns doch klar darüber sein, daß für die meisten der von England beherrschten Völker - im Gegensatz zu der von uns seit Kriegsbeginn

notgedrungen betriebenen Propaganda - diese Herrschaft höchst segensreich ist. Das ganze Theater beispielsweise um die indische Freiheit und Unabhängigkeit ist doch der reine Humbug. Würde sie einmal Tatsache - und daran besteht bei dem jetzt in Gang befindlichen englischen Machtverfall kein Zweifel so würde das für die bedauernswerten Inder nicht Glück und Frieden, sondern Mord und Totschlag bedeuten. Nein, die englische Weltherrschaft hat schon etwas Bewunderungswürdiges. Ich habe mich ja seit je zu der englischen Welt, die in ihren Grundzügen so viel mit der römischen gemeinsam hat, hingezogen gefühlt. Und mich hat immer mit den Männern, von denen ich vorhin sprach, eine ehrliche Zuneigung verbunden.«

Einer von ihnen, Lord Rothermere (1868-1940), der 1922 von seinem Bruder den Northcliffe-Zeitungskonzern geerbt hatte, machte Goebbels das durchaus ernsthafte und ganz konkrete Angebot, für ihn eine Vörtragsreise durch England zu organisieren. Er hätte jeweils immer nur in kleinerem Kreis, in Clubs oder auf privaten Gesellschaften gesprochen, ganz zwanglos, wie er das in seinem eigenen Hause tat, wenn er englische Gäste hatte. »Natürlich«, erläuterte Goebbels, wobei ein spitzbübisches Lächeln kurz über sein Gesicht huschte, »hätten sich meine Darlegungen in dieser Form sehr wesentlich von meinen Sportpalastreden unterschieden.« Sie wären eher so gewesen wie seine Ausführungen bei der Pressekonferenz in Genf. »Ich bin überzeugt«, fuhr er fort, »nach einer vierwöchigen Vortragsreise, wie Rothermere und ich sie planten, wäre eine Welle von Sympathie und Verständnis für uns durch die Reihen der oberen Zehntausend in England gegangen.«

Es wurde dann doch nichts daraus, vor allem weil Goebbels kein Englisch konnte und nicht die Zeit hatte, es jetzt noch richtig zu lernen. »Hätte ich in meiner Jugend statt eines humanistischen ein Realgymnasium besucht«, so schloß er mit bedauerndem Achselzukken, »vielleicht wäre alles ganz anders gekommen.«

Goebbels lehnte sich zurück und zündete sich eine neue Zigarette an. Das war das Zeichen, daß er unsere Abendunterhaltung noch nicht für beendet hielt. »Eine Geschichte muß ich Ihnen noch erzählen«, nahm er den Faden wieder auf. »Die von Lord Ridsdale und seinen Töchtern. Der Führer liebte den alten Herrn wegen der Schönheit seines edlen, wahrhaft aristokratischen Gesichtes. Dazu waren seine Umgangsformen so bestrickend liebenswürdig und zugleich unauffäl-

lig, mit einem Wort vornehm, wie sie nur durch die von der Tradition vieler Generationen getragene Erziehung des englischen Adels erzielt werden können.

Eine Geistesleuchte war Lord Ridsdale freilich nicht, und er hat wohl seinen Platz im englischen Oberhaus mehr schlecht als recht ausgefüllt ... In seinen Töchtern jedoch lebte die starke Vitalität seines Geschlechts noch einmal auf und zeigte in der Divergenz und Überspanntheit ihrer politischen Aktivität alle Konflikte seiner Klasse in einer Zeit, in der sie heute bereits wie ein Anachronismus wirkt und wahrscheinlich zum Untergang verurteilt ist. Seine Töchter, vier an der Zahl, hatten alle vom Vater den Hang zur Politik geerbt und gaben sich ihm, im Gegensatz zum Vater, mit großer Leidenschaft hin. Eine war immer radikaler und fanatischer als die andere, aber keine vertrat die gleiche Richtung. Während der alte Lord, der Tradition der Familie entsprechend, der konservativen Partei angehörte, begab sich die eine seiner Töchter ins liberale Lager, wo sie eine beachtliche Aktivität entwickelte.

Eine zweite, Dinah mit Namen, wurde Faschistin. Nachdem sie anfänglich mit einem schwerreichen Bieraristokraten verheiratet war, lernte sie den britischen Faschistenführer, Sir Oswald Mosley, kennen. War es nun der Gleichklang ihrer politischen Überzeugung oder persönliche Sympathie, sie ließ sich mit ihm in ein Verhältnis ein, Gesellschaftsskandal, Ehescheidung. Schließlich heiratete sie Mosley und ist mit ihm nach seiner Verhaftung ins Gefängnis gegangen. Eine dritte Tochter war fanatische Kommunistin. Sie nahm freiwillig am spanischen Bürgerkrieg auf seiten der Roten teil. Mit dem Erfolg, daß sie in den Trümmern des heißumkämpften Madrid dem Kind irgendeines unbekannten Bolschewisten das Leben schenkte.

Die vierte schließlich war das ausgesprochene Lieblingskind des Lords. Er hatte ihr bei der Geburt die symbolhaften Vornamen Unity Walkury gegeben, die für ihren späteren Lebensweg von tragischer Bedeutung wurden. Mit Unity meinte Ridsdale im Sinne Houston Stewart Chamberlains die geistige und politische Einheit zwischen Deutschland und England. Mit Walkury wollte er seine Verehrung für Wagner und sein nordisch-germanisches Gesamtkunstwerk ausdrücken.

Dem Begriff, den ihr erster Vorname ausdrückte, hat Lady Unity Walkury Midford tatsächlich ihr ganzes Leben geweiht. Sie verschrieb sich mit einer geradezu rasenden Leidenschaft dem Nationalsozialis-

mus, dessen Führer sie, nachdem sie durch ihren Vater seine Bekanntschaft gemacht hatte, mit einer schwärmerisch exaltierten Liebe verehrte. In völliger Verkennung der politischen Gegebenheiten versuchte sie, aus ihrer fanatischen Überzeugung heraus, ihre Landsleute mit Gewalt zum Nationalsozialismus zu bekehren. Sie erregte durch ihre politische Aktivität in England größtes Aufsehen, das begreiflicherweise unangenehmer Art war. Tatsächlich hat sie uns wohl durch ihre Exaltation und Holzhammermethode ihrer politischen Bekehrungsversuche mehr geschadet als genützt. Jedes Abweichen von einer vornehmen Mäßigung in der Politik (wie sie auch Ribbentrop leider eigen ist) wirkt in England negativ. Solche Leute werden drüben nicht ernstgenommen... So war es auch mit Unity Midford ... Sie wurde ... aus der Gesellschaft ausgeschlossen und für eine unheilbare Närrin gehalten.

Den gesellschaftlichen und politischen Todesstoß erhielt sie jedoch durch einen Skandal, der zur Zeit der Tschechenkrise die Runde durch die jüdische Presse der ganzen Welt und Unity Midford ein für allemal unmöglich machte.

Unter anderem hatte sie nämlich den Spleen, stets ein Bild des Führers in einem zusammenklappbaren Lederrahmen bei sich zu führen. Nachts stellte sie es auf ihrem Nachttisch auf, bei Tag trug sie es wie eine Handtasche unter dem Arm. Natürlich war sie bei allen politischen Ereignissen des Dritten Reiches dabei, ob es sich nun um einen Reichsparteitag, eine Führerrede im Reichstag, den Einmarsch unserer Truppen ins entmilitarisierte Rheinland, die Besetzung des Memel- oder Sudetenlandes handelte.

Als die Tschechenkrise akut wurde, konnte sie es nicht lassen, mit ihrem englischen Paß in die Tschechoslowakei zu fahren, um die Entwicklung der Dinge an Ort und Stelle zu erleben. Natürlich nahm sie, wie überallhin, so auch auf diese Reise, ihr Führerbild mit. Da sie aber mit Recht vermutete, daß die tschechischen Grenzbeamten sehr mißtrauisch würden, wenn sie bei einer Engländerin ein Führerbild vorfänden, versteckte sie es an einem Platz, von dem sie annahm, daß er wegen seiner Delikatesse vor neugierigen Blicken sicher wäre: Sie tat es zwischen ihre seidenen Dessous, die sie im Koffer mit sich führte.

Doch wider Erwarten scheuten sich die Tschechen nicht, bei ihrem Grenzübertritt ihr gesamtes Gepäck genau zu kontrollieren und gerade ihre Wäsche einer besonders gründlichen Durchsicht zu unter-

ziehen. Und hier, in Wolken hauchdünner Höschen und Hemden eingehüllt, fand man das ledergerahmte Hitler-Bild. Das war für die Sensationspresse der Welt natürlich das gefundene Fressen und wurde in allen Variationen so lange durchgekaut, bis man glaubte, den Zweck erreicht zu haben: uns und unsere englischen Freunde, die ja in der Tschechenkrise eine nicht unerhebliche Rolle spielten, gründlich lächerlich gemacht zu haben. Trotz dieses besonders peinlichen Zwischenfalles und aller anderen, durch die sie der Sache, der sie mit Berserkerwut zum Siege verhelfen wollte, erheblichen Schaden zufügte, ist Lady Unity Midfords Leben und Wirken weit vom Lächerlichen entfernt; ja der Abschluß, den es fand, entbehrte nicht einer erhabenen Tragik. Die deutsch-englische Verständigung, die so gute Fortschritte gemacht hatte und die sich nach München endgültig zu konsolidieren schien, ging durch die Machenschaften einer bestimmten jüdisch inspirierten Clique und zum Teil wohl auch durch eigene Schuld in die Brüche.

Es kam zur englischen Kriegserklärung an Deutschland. Der Führer hat ja später, nach dem Polenfeldzug und nochmals nach der Niederringung Frankreichs, versucht, die eingerissene Brücke nach England wieder aufzurichten. Es war vergeblich, und das tragische Schicksal, das sich diese beiden großen Völker gegenseitig zerfleischen ließ, nahm seinen Lauf. Unity Midford wußte das bereits am 2. September 1939. Ihr Name hatte seinen Sinn verloren und ihr Leben auch. Sie setzte sich in ihrem Hotelzimmer hin, schrieb einen rührenden Abschiedsbrief an den Führer, in dem sie ihre ganze Liebe zu ihm und seiner Idee mit Worten von fast dichterischer Schönheit niederlegte, nahm eine Pistole und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. So wurde Unity das erste symbolische Opfer dieses Krieges.

Wie gut«, schloß Goebbels nachdenklich, »daß wir jetzt noch im Spiel sind.«

Er kam damit auf eine der aktuellen Nachrichten zurück, die ich ihm kurz zuvor vorgelegt hatte. Sie kam aus Madrid, stand in der »Pra- wda« und besagte, Vertreter der Westmächte hätten sich insgeheim in der spanischen Hauptstadt getroffen, um über einen Separatfrieden zu verhandeln. Sie stimmte natürlich nicht, sondern war ein Versuchsballon Stalins, um die Vertragstreue seiner Bundesgenossen auf die Probe zu stellen oder auch ein Köder für Deutschland, den Frieden in Moskau zu suchen. »Welche Möglichkeiten bieten sich!« rief Goebbels aus. »Wir sind tatsächlich das Zünglein an der Waage geworden,

um dessen Gunst sich beide Seiten bemühen, während sie uns beide gleichzeitig noch mit äußerster Erbitterung bekämpfen. Jetzt heißt es klug handeln und alle Chancen ausnützen... Wir müssen meines Erachtens unsere Entscheidung treffen, bevor die Invasion im Westen Tatsache wird.«

Sie wurde nicht getroffen. Weder vor noch nach der Invasion. Dabei waren sich Hitler und Goebbels bei eingehender Beratung des englischen Themas im März 1944 über die Situation völlig einig, die sich nach Schilderung des Ministers so darstellte: England hat uns am 3. September 1939 den Krieg erklärt, um das europäische Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen, das es durch Deutschland bedroht glaubte. Der deutsche Gegner wurde zwar bisher noch nicht ausgeschaltet, aber doch so weit geschwächt, daß jetzt oder bald das erstrebte Gleichgewicht wiederhergestellt wäre, wenn man eine Bewegung aufhalten könnte, die man durch das Bündnis mit dem Bolschewismus und die erstrebte Vernichtung Deutschlands selbst in Gang gesetzt hat. Denn wenn England mit Deutschland stets die Möglichkeit gehabt hat, zu einer vernünftigen Übereinkunft zu gelangen, so muß es nun erkennen, daß diese Möglichkeit der Sowjet- Union gegenüber nicht besteht. Deutschland hat keinerlei Forderungen erhoben, die irgendwie mit wichtigen britischen Interessen kollidieren konnten oder gar die Lebenslinien seines Empire bedroht hätten. Rußland dagegen verlangt ganz frech nicht nur all das, was man uns glaubte verweigern zu müssen, sondern darüber hinaus so viel, daß, kann man sich diesen Forderungen nicht wirkungsvoll widersetzen, die englische Vorherrschaft ein für allemal vorbei ist. »Glauben Sie mir«, rief Goebbels aus, »verantwortungsbewußte Männer in England würden heute viel darum geben, wenn sie einfach zu Hitler sagen könnten: Seien Sie uns nicht böse, wir haben uns geirrt, halten Sie Ihr Angebot von 1939 noch aufrecht? Und sie wären heilfroh, wenn Hitler ihnen sagte: Abgemacht! (Was er übrigens bestimmt sagen würde.) Tatsächlich wäre dies die einzige Chance, die Existenz unserer beiden Völker und damit den Fortbestand des Abendlandes zu gewährleisten. Andernfalls verliert England mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes den europäischen Kontinent an Rußland, sein Imperium an Amerika und seinen Wohlstand und die Blüte seiner Jugend auf den Schlachtfeldern dieses und des nächsten Krieges. Warum nun wird dieser einzig rettende Schritt nicht getan? ... Weil in diesem entscheidungsvollen Augenblick ein Mann an

der Spitze Englands steht, der sich nicht von klarer Vernunft, sondern von persönlichen Haßgefühlen leiten läßt, und der vor allem blut- und gefühlsmäßig viel zu sehr Amerikaner ist, um im wahren Interesse Englands handeln zu können.«

Hitler schien damals im Sturz Churchills, den zu fördern er seinen Propagandaminister beauftragte, den einzigen Ausweg aus dem Dilemma zu sehen. Zu einem anderen Entschluß konnte er sich nicht aufraffen, obwohl Goebbels ihm verschiedene Möglichkeiten vorschlug. Die sogenannte Ostlösung, mit der sich dieser in letzter Zeit intensiv beschäftigte, scheint Hitler als indiskutabel abgelehnt zu haben. Es wurde jedenfalls überhaupt nicht mehr davon gesprochen. Hatte sich Goebbels bei seinem ersten Herantasten an die Außenpolitik in Genf noch mit der Vorstellung begnügt, als Botschafter des Reiches in einer der großen westlichen Hauptstädte zu wirken - bei der Baarova-Krise von 1938 tauchte dann Tokio als Ausweichort auf so hatten sich seine Ambitionen inzwischen gesteigert. Damals sagte er dem Prinzen Schaumburg, er könne »vielleicht auf die Dauer gesehen als Botschafter des Reiches« - wohlverstanden: einem »nur unmittelbar von Hitler beauftragten« - viel mehr leisten als auf dem Posten des Propagandaministers. Jetzt, im September 1944, also nach der Invasion und im Augenblick, da - wie Goebbels ihn definierte - der Feind in Ost und West etwa unsere Landesgrenzen erreicht hatte, ging es um mehr. Es ging ganz einfach darum, den Mann zu ersetzen, dessen ganze »Außenpolitik eine einzige Aneinanderreihung von Mißerfolgen und Katastrophen darstellt«.

Zu diesem Zweck hat er die Situation in seiner Denkschrift - kurz zusammengefaßt - etwa so dargestellt: »Wir haben nach einer Periode unausgesetzter Rückschläge einen Tiefstand erreicht, an dem wir, militärisch gesehen, unsere Sache verloren geben müßten. Trotzdem ist gerade jetzt... eine Stabilisierung unserer Fronten und eine erhebliche Versteifung unseres Widerstandes zu beobachten. Der Feind weiß, daß wir entschlossen sind, unser Leben unter Aufbietung unserer gesamten nationalen Kraft so teuer wie nur möglich zu verkaufen.

Auch an ihm sind die fünf Jahre Krieg nicht spurlos vorübergegangen. Die endgültige Niederringung Deutschlands erfordert einen außerordentlichen Kraftaufwand, bei dem er sich fragen muß, in welchem Verhältnis er zu einem möglichen Erfolge steht. Was nützt ihm ein völlig vernichtetes Deutschland, wenn er dabei Kräfte veraus-

gaben muß, die er zu anderen Zwecken vielleicht noch dringend genug benötigt? Denn uns geht es nur um Deutschland und unsere Stellung auf dem europäischen Kontinent. Die anderen aber haben Interessen, die den ganzen Erdball umspannen. Was andererseits, muß der Feind überlegen, könnte ihm vielleicht ein intaktes Deutschland nützen, das er, statt es zu vernichten, zu seinem Freund und Verbündeten macht? Denn - auch daran kann kein Zweifel bestehen - jetzt, da der Krieg in Europa sich seinem Ende zuneigt, treten für jede der heute in einer Koalition gegen uns vereinten Mächte ihre oft wichtigeren, außerhalb Europas liegenden Ziele hervor. Wir sind die einzige kriegführende Macht, die nur um ihre Interessen in Europa kämpft. Allen anderen geht es um Weltmacht. Lohnt es also, das Pulver, das man für die kommende globale Auseinandersetzung braucht (welche wir uns als unbeteiligte Zuschauer ansehen werden), lohnt es, dies Pulver im Kampf gegen ein heute bereits ungefährliches Deutschland zu verschießen? Oder ist es nicht vielmehr ratsam, soviel Trümpfe wie möglich für die nächste Runde aufzusparen? Für uns kommt es darauf an, unsere ganze nationale Kraft zusammenzunehmen, nach Osten und Westen um uns zu schlagen, jeden Meter Bodens so teuer wie möglich zu verkaufen und dem Feinde klarzumachen, daß er sich den Weg nach Berlin nur unter schwersten blutigen Verlusten Meter für Meter erkämpfen kann. Gleichzeitig aber müssen wir nun alle gegebenen politischen Möglichkeiten weise und mit höchstem Geschick ausnützen.«

Dazu sei, kommentierte Goebbels, Ribbentrop einfach nicht fähig. Heute brauche man, um aus dem Debakel politisch noch etwas herauszuholen, einen Mann von anderem Format. »Was würde ich darum geben«, rief er aus, »wenn mir der Führer diese Aufgabe übertrüge! Ich würde mich mit verbissener Wut in die Arbeit stürzen. Ich traue mir zu, die gegnerische Koalition auseinanderzusprengen. Beharrlichkeit gehört dazu und Klugheit, ja List. Ich würde nach beiden Seiten operieren... Ich gelte ja nicht umsonst als der Vertreter des linken Flügels der Partei. Welche Möglichkeiten! Welche Aussichten! ... Ich glaube, daß es mir gelungen ist, den Führer in meiner Denkschrift davon zu überzeugen.«

Nur - Hitler hat sie nie erhalten.

Die rechte Hand des Führers

Seinen letzten Friedensvorstoß bei Hitler machte Goebbels vier Monate bevor die beiden ihr Leben und damit das Dritte Reich beendeten. Es war zu Beginn der Ardennenoffensive am Jahresende 1944. Goebbels hat seine Initiative mir und anderen engen Mitarbeitern verheimlicht. Er scheute wohl das Eingeständnis eines neuen Scheiterns seiner Bemühungen in dieser Richtung, nachdem das Schicksal seiner Fünfzig-Seiten-Denkschrift ihm fast allen Mut genommen hatte. Seine Frau wußte davon. Sie war in diesen letzten Wochen und Monaten ihres gemeinsamen Lebens seine einzige wirkliche Vertraute, der er nichts, auch nicht die geheimsten Staatsangelegenheiten vorenthielt. Und sie, die mit diesem Geheimnis allein nicht fertig wurde, vertraute sich nicht ihrer Mutter Friedländer-Behrend oder der gleichfalls anwesenden reizenden Schwägerin Maria Kimmich (geb. Goebbels) an, sondern dem Familienfreund und ehemaligen Adjutanten Prinz Schaumburg-Lippe. Dieser war, obwohl von der Gestapo gemaßregelt und verfolgt, noch einmal nach Berlin gekommen, um sich von seinen Freunden im Hause Goebbels zu verabschieden.

Das war vor allem Hausintendant Rohrssen, der ehemalige Haushofmeister des Schaumburg-Lippeschen Fürstenhauses. Goebbels selbst wollte er nicht mit seiner Anwesenheit in Verlegenheit bringen. Aber bei Frau Magda meldete er sich. Sie bat ihn in ihren Salon zum Kaffee mit Schwiegermutter und Schwägerin, die sich bald diskret zurückzogen, so daß sie ungestört miteinander reden konnten. Natürlich wollte der Prinz gern wissen, wie sie, d. h. also ihr Mann, die Lage beurteile. Er verlegte dies Gespräch, das er in seinem Buch* aus dem Gedächtnis in direkter Rede wiedergab, auf den 5. April. In Goebbels' Tagebuch ist jedoch Magdas Ankunft aus Schwanenwerder erst am 8. April verzeichnet, während in meinen eigenen Aufzeichnungen dieser Tage weder Frau Goebbels noch der Besuch des Prinzen

* op. cit.

erwähnt wird. Die militärischen Ereignisse überschatteten alles andere. Soeben war die Meldung über die Zerschlagung der SS-Panzerarmee Dietrich am Plattensee eingetroffen, womit Wien seines Schutzes vor der unaufhaltsam vorrückenden Roten Armee beraubt worden war. Auch an allen anderen Fronten war die Lage kritisch, so daß Goebbels den ersten Abend mit seiner Frau im Haus Hermann- Göring-Straße 20 am Schluß seiner Tagebucheintragung vom 8. April 1945 euphemistisch »etwas melancholisch« nannte, weil »eine böse Nachricht nach der anderen ins Haus hineinstürzt«. Aber, so tröstete er sich, er habe »doch die Hoffnung, daß er (Hitler) diese Situation meistern wird«.

Magda war dem Prinzen gegenüber ehrlicher. Als dieser etwas Ähnliches geäußert hatte, fiel sie ihm ins Wort: »Das ist ein Irrtum, Prinz Schaumburg, es wird nicht wieder besser. Der Krieg ist verloren - es - ist - alles - aus.«

Ihr Mann habe getan, erklärte sie, was überhaupt nur menschenmöglich gewesen sei. Als ihm klar wurde, daß der Krieg militärisch nicht mehr zu gewinnen sei, habe er - wie wir gesehen haben - immer wieder und immer dringender bei Hitler darauf gedrängt, Frieden zu machen, »wenigstens nach einer Seite«. Und jetzt schilderte sie dem Prinzen, wie ihr Mann »unter dem günstigen Eindruck der Ardennenoffensive« einen letzten Vorstoß bei Hitler versucht habe. Diese letzte Chance wahrzunehmen, sagte sie wörtlich, »wäre möglich gewesen, über Burckhardt in der Schweiz«.

Sie bezog sich dabei auf den Schweizer Historiker Dr. Carl Jacob Burckhardt (1891-1974), der von Januar 1937 bis zum Kriegsausbruch Völkerbundkommissar in Danzig und dazu ein engagierter Friedensfreund war. Hitler hatte ihn in seiner Reichstagsrede vom 20. Februar 1938 durchaus zutreffend »einen Mann von persönlichem Format« genannt. Wenn der Prinz Magda Goebbels richtig verstanden hat, muß es damals gelungen sein, eine Verbindung mit Burckhardt herzustellen, wobei die Voraussetzung für das Gelingen einer solchen Aktion natürlich die Ausschaltung Ribbentrops war. »Da ging mein Mann nochmals zu Hitler.« Es war der letzte Versuch. Auch er scheiterte. Hitler empfing ihn von vornherein mit den Worten: »Von Ribbentrop lasse ich nicht, er ist ein zweiter Bismarck!«

Während die Unterhaltung noch im Gange war, erschien Goebbels. Der Prinz, der ihn lange nicht gesehen hatte, fand ihn gealtert,

obwohl der Minister elegant gekleidet und gepflegt wie stets war. Er sah wohl an den Gesichtern der beiden, daß seine Frau mit dem Gast über den Ernst der Lage gesprochen hatte. Auch er nahm kein Blatt vor den Mund: »Wir scheitern nicht, weil wir Nationalsozialisten waren, sondern weil unter dem Deckmantel des Nationalsozialismus viel Wesentliches geschah, was mit unserer Idee überhaupt nicht mehr zu vereinbaren war. Vielleicht wird man einmal einsehen, daß es so gewesen ist. Ich erlebe es nicht mehr, denn für uns ist es aus...« Das waren beinahe dieselben Worte, die Schaumburg schon von Magda gehört hatte. Aber Goebbels fügte noch einige weitere hinzu, die wohl so etwas wie eine Erklärung sein sollten. Ohne die Sabotage seines letzten Friedensvorstoßes im Führerhauptquartier ausdrücklich zu erwähnen, sprach er von Versagen, ja Verrat »in der obersten Führung der Partei sowohl wie in der Hierarchie des Staates«. Sicher habe es da »viele anständige, tapfere und zuverlässige« Männer gegeben, aber einige Lumpen könnten verderben, was viele Helden nicht wieder gutmachen können. Er, Goebbels, habe zu allen Zeiten und ohne Rücksicht auf sich »alles versucht, dagegen anzukämpfen. Mehr konnte ich wirklich nicht.«

Ein Jahr zuvor kehrten wir von einem Besuch des Ministers auf dem Berghof nach Berlin zurück. Ich notierte am 16. März 1944: »Der Doktor ist wie aufgezogen. Er redet, im Gang des Salonwagens stehend oder, durch die Schlingerbewegungen des Zuges leicht schwankend, die Hände in den Hosentaschen auf und ab gehend, bis tief in die Nacht.«

Hitler hatte ihn nicht nur außerordentlich zuvorkommend, ja freundschaftlich empfangen, sondern ihn eingeladen, schon in acht Tagen wiederzukommen. Durch seinen persönlichen Einsatz zur Milderung der furchtbaren Folgen des Luftkrieges hatte er bei der Bevölkerung an Beliebtheit gewonnen und damit auch das Tief überwunden, in das er eine Zeitlang in der Gunst Hitlers geraten war.

»Insbesondere hat das«, schrieb ich damals, »was Berlin und seine Bewohner unter Goebbels' Führung in den letzten Wochen und Monaten leisteten - mit Recht - allgemeine Bewunderung erregt. Wie Churchill sich in England dadurch, daß er in des Landes schwerster Stunde die alleinige Verantwortung auf sich nahm, einen gewaltigen Vertrauensfundus schuf, von dem er heute noch zehrt, genauso hat Goebbels sich dadurch großes Vertrauen erworben, daß er sich nicht scheute, für eine so aussichtslose Sache wie den Luftkrieg die

Verantwortung zu übernehmen, um die sich der eigentlich Verantwortliche herumgedrückt hat.«
In dieser »Hoch«-Stimmung, die ich eigentlich immer nach einem Besuch bei Hitler an meinem Chef beobachten konnte, die aber diesmal besonders ausgeprägt war, kam ihm ein verwegener Gedanke. Er blieb bei seiner bisher ruhelosen Wanderung unmittelbar vor mir stehen, warf den Kopf in den Nacken und sah mich fest an. »Ich bin überzeugt«, sagte er, »daß ich 1917 in Deutschland Reichskanzler geworden wäre, hätte ich eine Generation früher gelebt.«
Und, meinen gewiß etwas verwunderten Blick wahrnehmend, erklärte er: »In Zeiten der Gefahr wird immer der Ruf nach dem starken Mann laut. Wenn die Dinge aussichtslos scheinen, sieht die Führung einer Nation nach dem Manne aus, der mit kühnem Mut und eiserner Energie die festgefahrene Karre wieder flott bekommt. Jeder ist ihr recht, besitzt er nur diese beiden Eigenschaften. Über kleine Schönheitsfehler bei dem Betreffenden sieht man dann hinweg.« Hier meinte er nicht etwa sich selbst, sondern Churchill im Jahre 1940. Exzellenz v. Dirksen habe ihm kürzlich von einer interessanten Unterhaltung mit dem deutschen Kronprinzen berichtet. Es ging um ihn, Goebbels. Sie hatte ihn wie stets und überall herausgestrichen. Und als der Kronprinz nicht sofort zustimmte, hatte die alte Dame spöttisch bemerkt, im kaiserlichen Deutschland wäre Goebbels als Bürgerlicher ja wohl höchstens Regierungsrat geworden. Da habe Kronprinz Wilhelm (1882-1951) energisch protestiert: »Was glauben Sie, wie händeringend, wie verzweifelt wir 1917 nach einem solchen Mann gesucht haben. Jeder wäre uns recht gewesen, hätte er nur die Voraussetzungen besessen, das Ruder des der Katastrophe entgegensteuernden Staatsschiffes in letzter Minute herumzureißen.« Goebbels überlegte einen Augenblick, dann fuhr er fort: »Gewiß, in normalen Zeiten wäre ich im kaiserlichen Deutschland nicht mehr als Regierungsrat, vielleicht nicht einmal das geworden. Selbst Hindenburg glaubte noch 1933 wunder was für Konzessionen zu machen, als er auf Hitlers Vorschlag, mich zum Minister zu ernennen, nach langem Zögern und reiflicher Überlegung antwortete: höchstens Ministerialrat. Dabei hatten wir damals schon fünfzehn Jahre Republik hinter uns. Aber 1917 hätte man mich gebraucht und daher genommen.«
Goebbels glaubte, dieser starke Mann zu sein. Das sagte er natürlich nicht. Aber das meinte er. »Ihm schwebt tatsächlich so eine Art

Kanzlerschaft im Dritten Reich vor«, steht an dieser Stelle in meinem Tagebuch, »die Aufgabe, die eigentlich Göring erfüllen sollte, als erster Mann nach dem Führer die einzelnen Ressorts zu einer aktionsfähigen Regierung zusammenzufassen, die es bei uns schon längst nicht mehr gibt.

Ich muß manchmal denken: Wenn die Welt wüßte, wie es in unserem >Führerstaat< wirklich aussieht, wie hier jeder tut, was ihm gerade in den Sinn kommt, wie hier jede Zusammenarbeit zwischen den Ressorts fehlt, ja jeder Minister versucht, die Maßnahmen des anderen zu sabotieren und ihm möglichst viele Knüppel zwischen die Beine zu werfen! ... Goebbels will als rechte Hand des Führers wirken. Er will von Berlin aus die heute noch in vielerlei Richtung auseinanderstrebenden Kräfte unserer Führung koordinieren. Er will für Sauberkeit, Anstand und Leistung in dem unter seine Leitung zu stellenden Führerkorps sorgen. Aber da ist die unter Bormanns Anführerschaft stehende Clique im FHQ, die die größte Gefahr für ihre eigene Existenz eben in einem solchen starken Manne sieht, der mit allen Mißständen im Dritten Reich und also auch in erster Linie mit ihr selbst ein Ende machen würde. Sie lassen ihn nicht ran. Sie spinnen die Intrigen gegen ihn, sie beeinflussen immer wieder den Führer, daß sein Mißtrauen gegen Goebbels wach bleibt. Denn sie allein sind es, die von dem Durcheinander und Gegeneinander in unserer Führerschaft profitieren.

Darum ist ihnen ein hirnverbrannter Ostminister lieber als ein kluger, ein tölpelhafter Außenminister lieber als ein geschickter, ein schlapper Reichsmarschall lieber als ein eisenharter. Und darum nehmen sie all diese Zierden unseres Führerstaates gegen die von Goebbels kommenden Angriffe in Schutz und bemühen sich, dem Führer klarzumachen, daß jener nur deswegen gegen sie Amok laufe, weil er in seinem maßlosen Ehrgeiz sie alle an die Wände drücken und am liebsten selbst zum Führer werden möchte.«

So gelangte die Fünfzig-Seiten-Denkschrift zur Außenpolitik vom September 1944 in Bormanns Papierkorb, so scheiterte selbst noch Goebbels' letzter Versuch, den er an der Jahreswende 1944/45 unternahm, um die deutsche Außenpolitik in seine Hand zu bekommen. In dem Mann, der das - und vieles mehr - fertigbrachte, glaubte schon während des Krieges der damalige Generalmajor Reinhard Gehlen (1902-1979), Leiter der Abteilung »Fremde Heere Ost« im Oberkommando des Heeres (Abwehr), einen Sowjet-Agenten erkannt zu

haben, wie er in seinen Memoiren* ausführte. Dieser Martin Bormann, seit 1927 Funktionär der NSDAP, betätigte sich zunächst als Bürogehilfe, später als Sekretär und Stabsleiter von Rudolf Heß. Nach dessen England-Flug wurde er Leiter der Parteikanzlei und »Sekretär des Führers« im Rang eines Reichsministers. Die Alliierten verurteilten ihn 1946 in Nürnberg in Abwesenheit zum Tod durch den Strang, obwohl Radio Moskau am 17. Juni 1945 die Festnahme Bormanns, »des ehemaligen Chefs der Reichskanzlei«, laut einer AFP-Meldung aus Moskau in der Basler »National-Zeitung« Nr. 273 vom 18.6. 1945 gemeldet hatte.

Daß Bormann, vielleicht *der* sowjetische Meisterspion, das Dritte Reich und seinen Führer überlebte, wurde mir in einer Reportage bestätigt, die ich 1949 unter meinem Schriftsteller-Pseudonym Willy Oehm für den »Spiegel« machte. Ich sprach mit verschiedenen Überlebenden, die an dem letzten Ausbruchversuch der sogenannten Gruppe Mohnke aus dem Bunker der Reichskanzlei am Abend des l. Mai beteiligt waren. Es waren außer Bormann selbst Reichsjugendführer Axmann, der Staatssekretär im Propagandaministerium Naumann und Goebbels-Adjutant Schwägermann. Nachdem der deutsche Panzer, in dessen Schutz sie auf der Friedrichstraße in nördlicher Richtung den sowjetischen Einschließungsring zu durchbrechen versucht hatten, in die Luft gejagt worden war, trafen sich die vier Männer, nur äußerlich leicht beschädigt, aber sonst frisch und munter auf den Hochbahngleisen des S-Bahnhofes Friedrichstraße wieder. Kurzer Kriegsrat. Wohin? Alle meinten: nach Westen, Lehrter Bahnhof. Nur einer war anderer Ansicht: Bormann. Er wolle sich in entgegengesetzte Richtung begeben: nach Osten.

Sollte das seit jeher seine Richtung gewesen sein? Bormann, der, stets ein schlechter Schüler, das Realgymnasium in Weimar nur bis zur Obersekunda geschafft hatte, trat 1919 als Offiziersbursche ohne Fronterfahrung einem der damals entstehenden Freikorps bei und geriet schon bei den ersten Kampfhandlungen im Baltikum in Kriegsgefangenschaft der Roten Armee. Während die meisten, denen ein gleiches Schicksal widerfuhr, dieses nicht überlebten, kehrte Bormann schon wenige Wochen darauf wohlbehalten in die Freiheit und nach Deutschland zurück. Er trat der inzwischen von Hitler neugegründeten NSDAP bei, heiratete die Tochter des obersten Parteirich-

* Der Dienst 1971

ters Buch, die er später wiederholt betrog, und wurde sogar von Hitler nachträglich mit dem Blutorden ausgezeichnet. Gehlen ist der Meinung, daß er von den Roten umgedreht und als Agent in die NSDAP geschleust wurde.

Wenn das zutrifft, wäre damit erklärt, warum Bormann in der Nacht zum 2. Mai 1945 nicht nach Westen, sondern nach Osten marschierte. Damit würden sich auch die unzähligen Gerüchte erklären, nach denen er noch Jahrzehnte später hier und da, selbst in Südamerika, aufgetaucht sein sollte. Noch in den sechziger Jahren legte mir ein nordamerikanischer Kollege ein von ihm in Argentinien unter geheimnisvollen Umständen aufgenommenes Foto mit der Frage vor, ob ich den untersetzten Alten darauf als Martin Bormann erkennen könnte. Die Ähnlichkeit, insbesondere der unverkennbare Stiernacken, war erstaunlich, aber trotzdem war die Identität nach so vielen Jahren natürlich nicht einwandfrei zu bestätigen. Daß Bormann auch nach dem Krieg noch von Moskau zu bestimmten Einsätzen (gerade im guerillageplagten Lateinamerika) verwendet wurde, ist - immer unter der Voraussetzung, daß Gehlens nachrichtendienstliche Erkenntnisse richtig waren - immerhin denkbar. Als er dann - und dies ist nun meine persönliche Theorie - Anfang der siebziger Jahre auf seiner Datscha bei Moskau das Zeitliche segnete, wurden seine sterblichen Reste nach Berlin geschafft, dort kunstgerecht erst ein-, dann wieder ausgegraben und als diejenigen des ehemaligen Reichsleiters eindeutig identifiziert, so daß ihn das Standesamt Tiergarten 1974 bundesamtlich für tot erklären konnte. Alles in Ordnung. Nur das angebliche Todesdatum (2. Mai 1945) wage ich zu bezweifeln. Das also war der Mann neben Hitler, der in der Lage war, entscheidend in das deutsche Schicksal einzugreifen. Ich meine hier nicht nur Goebbels' vereitelten und auf jeden Fall zu späten Versuch, mit seiner Fünfzig-Seiten-Denkschrift Ribbentrop ab- und sich an seine Stelle zu setzen. Ob es Goebbels als Reichsaußenminister gelungen wäre, einen erträglichen Frieden herbeizuführen, darf füglich bezweifelt und soll hier auch nicht untersucht werden.

Aber das war nicht die einzige möglicherweise kriegsentscheidende Maßnahme, die von Bormann sabotiert wurde. Dieser war es, der nach Goebbels' Ansicht alle seine Anstrengungen zur Organisation des totalen Kriegseinsatzes zuschanden werden ließ. Wie es dazu kam, schilderte mir Goebbels kurz nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 und kurz bevor er am darauf folgenden Wochenende zu wichti-

gen Besprechungen mit Hitler in die »Wolfschanze« nach Ostpreußen fuhr. Ich habe dieses Gespräch am 25. Juli 1944 in meinem Tagebuch verzeichnet. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit Stauffenberg und seiner für Hitler bestimmten Bombe eine Denkschrift von Goebbels ins Führerhauptquartier gelangte (auch diese von fünfzig Seiten Umfang, versiegelt und durch Sonderkurier expediert), in der Hitler ein ganz konkreter und detaillierter Plan zur Totalisierung der deutschen Kriegsanstrengungen vorgelegt wurde. Diese Denkschrift hätte gewiß kein anderes Geschick gehabt als die zur Außenpolitik, wäre sie nicht durch die Ereignisse vom 20. Juli mit einem dicken Ausrufezeichen versehen worden.

»Noch nie«, sagte Goebbels, »habe ich in so ernsten und deutlichen Worten an den Führer geschrieben. Ich habe ihn an Stalingrad erinnert und an den Anlauf, den wir unter dem Eindruck dieser nationalen Katastrophe machten, die Kraftreserven des deutschen Volkes zur Erringung des Endsieges zu mobilisieren.«

Als Ende 1942 die Schlacht um Stalingrad noch tobte und ehe sich das Schicksal der 6. Armee am 2. Februar 1943 vollendete, hatte Goebbels mit Hitler über die dringende Notwendigkeit eines wirklich totalen Kriegseinsatzes gesprochen und von diesem den Auftrag erhalten, einen solchen nicht nur propagandistisch, sondern auch organisatorisch vorzubereiten.

Goebbels machte sich mit seiner bekannten Energie, die von einem persönlichen Gespräch mit Hitler stets noch beflügelt wurde, ans Werk. Er ließ eine Kundgebung im Berliner Sportpalast organisieren, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen sollte. Schon am 14. Februar 1943, also zwölf Tage nach der Kapitulation der 6. Armee, diktierte er seine Rede, die mit gewohnter Sorgfalt überarbeitet und - nach seinem eigenen Urteil - ein großer Wurf, ja ein »Meisterstück der Redekunst« wurde. Heiber* nennt sie die »berühmteste aller Goebbelsreden« und »eine massenhypnotische Meisterleistung par excellence«. Sie gipfelte in seinen oft zitierten zehn Fragen zum totalen Krieg, die eine Art Dialog mit den außer Rand und Band geratenen Menschenmassen wurde.

Goebbels selbst schrieb in seinem Tagebuch: »Ich glaube, der Sportpalast hat noch niemals, auch nicht in der Kampfzeit, solche Szenen erlebt.« Laut Heiber soll er nach der Veranstaltung gesagt haben:

* op. cit.

»Diese Stunde der Idiotie! Wenn ich den Leuten gesagt hätte: Springt aus dem dritten Stock des Columbus-Hauses - sie hätten es auch getan.« Jedenfalls war die Wirkung von Rede und Veranstaltung ganz außerordentlich. In unserem Gespräch stellte Goebbels sachlich und schlicht fest: »Ich hielt daraufhin meine berühmte Sportpalastrede, die zu einer völkischen Willenskundgebung für den totalen Krieg wurde und im Volk den Boden für alle nun zu treffenden Maßnahmen vorbereitete.« Stalingrad, hatte er zur Einleitung seiner Rede gesagt, sei »der große Alarmruf des Schicksals an die deutsche Nation«. Jetzt sei keine Zeit mehr »für fruchtlose Debatten«. Jetzt müsse gehandelt werden, und zwar »unverzüglich, schnell und gründlich«.

Aber das war dann doch nur in Berlin möglich, wo er mit der Machtvollkommenheit des Gauleiters bestimmte örtlich und sachlich begrenzte Maßnahmen ergreifen konnte. So ließ er u. a. alle aufwendigen Amüsier- und Schlemmerlokale schließen, die bis dahin - mitten im Krieg! - in Berlin unangefochten weiterbetrieben worden waren. Davon wurde auch »Horcher«, Görings bevorzugtes Luxus- Restaurant, betroffen. Der Reichsmarschall protestierte. Er nahm Goebbels diesen Eingriff persönlich übel, wie mir der damalige »Horcher«-Geschäftsführer bestätigte, der nach dem Krieg diese hervorragende, aber durch ihren Starkunden Göring in Verruf geratene Gaststätte eine Zeitlang in Madrid führte.

»Kurz darauf«, fuhr Goebbels in der Darstellung der Ereignisse fort, »besuchte mich Bormann in Lanke. >Das haben Sie großartig gemacht, Herr Doktor<, sagte er und beglückwünschte mich ein über das andere Mal. Er nannte mich den >Herold des totalen Krieges< und sprach von dem Vertrauen des Führers, das er in mich setzte als den rechten Mann zur Durchführung dieser wichtigen Aufgabe. Wir erörterten den von mir entwickelten Plan in allen Einzelheiten. Bormann fuhr ins FHQ zurück, und eine ganze Weile war von ihm und unserem gemeinsamen Plan erst mal nichts zu hören. Als mir das Warten von Tag zu Tag zu dumm wurde, erkundigte ich mich nachdrücklich bei ihm nach dem Stand der Dinge. So einfach, wie ich mir das denke, antwortete Bormann, sei die Sache nun doch nicht. Es müßten doch erst gesetzliche Grundlagen geschaffen, Verordnungen ausgearbeitet und vielerlei Vorarbeiten geleistet werden.

Es verstrichen Wochen und Monate. Der Schlendrian in der Heimat ging weiter. Die Schockwirkung von Stalingrad war vorüber, mein

Sportpalast-Appell beinahe vergessen. Endlich bekam ich auf meine wiederholten Mahnungen eine Antwort, diesmal von Lammers. Er bestätigte mir mit außerordentlich liebenswürdigen Worten, daß ich der Vater und Schirmherr des Gedankens vom totalen Kriege, daß ich sein Herold sei. Zur praktischen Durchführung des Gedankens jedoch müßten mir einige erfahrene Ratgeber zur Seite gestellt werden. Dies sollten Keitel, Bormann und er (Lammers) sein. Sie würden mit mir zusammen einen Ausschuß bilden.«

Diese drei nannte Goebbels spöttisch »die Heiligen Drei Könige«. Sie taten überhaupt nichts, während wiederum Wochen ins Land gingen, bis ein Führererlaß über die Bildung dieses Ausschusses von Bormann entworfen und von Hitler unterzeichnet wurde.

»Als ich ihn zu Gesicht bekam,« setzte Goebbels an diesem Abend seinen Bericht fort, »glaubte ich erst, nicht recht zu lesen. Es war von einem Dreier-Ausschuß die Rede, von Bormann, Lammers und Keitel. Meine Person aber wurde mit keinem Wort erwähnt.

Ich rief sofort Lammers an. Ich war ehrlich empört. Lammers bedauerte, der Führer habe eben leider so entschieden, da sei nichts dran zu ändern. Ich war aufs tiefste gekränkt und erbittert. Als ich bei nächster Gelegenheit den Führer sprach, sagte ich zu ihm: Mein Führer, wie konnten Sie mich so brüskieren, daß Sie mich aus meiner Idee, aus meinem Werk völlig ausschalteten? Der Führer fiel aus allen Wölken. Sie selbst, sagte er, haben mir doch durch Bormann sagen lassen, daß Sie sich mit der Rolle des >Herolds< begnügen, die praktische Durchführung der Idee aber den Fachleuten überlassen wollten.

Jetzt wurde mir alles klar. Man hatte mich überspielt, an die Wand gedrückt, ganz einfach beschissen. Der Dreier-Ausschuß nahm seine Arbeit ohne mich auf. Was daraus geworden ist, haben wir inzwischen gesehen.

Der großartige Anlauf, den ich mit meiner Sportpalastrede genommen hatte, war umsonst gewesen. Die Energien, die ich im Volk bereits geweckt hatte, verpufften ungenutzt.«

Nach dieser Suada holte Goebbels tief Luft. Dann sagte er: »Das wird jetzt anders.« Seine Mundwinkel - wie gut kannte ich diese Gebärde inzwischen - zogen sich energisch und verächtlich zugleich nach unten, als er fortfuhr: »Ich werde am kommenden Sonntag, wenn ich im FHQ bin, mit einigen Herren ein paar passende Worte sprechen. Ich werde auch dem Führer gegenüber, wenn es nötig ist, noch

deutlicher als in meiner Denkschrift werden. Ein zweites Mal lasse ich mich nicht übers Ohr hauen. Entweder alle Vollmachten oder ich demissioniere, werde ich dem Führer sagen. Ich will gern die volle Verantwortung für die Totalisierung unserer Kriegsanstrengungen übernehmen, die dem Volk neue Lasten aufbürdet. Aber nur, wenn mir niemand in meine Entscheidungen hineinreden darf.

Ich werde dem Führer ein Licht aufstecken, wie er von diesen Herrn belogen und betrogen worden ist, wie sie ihn mit falschen Zahlen und gefärbten Informationen hinters Licht geführt haben. Wie sie in unserer Staatsführung einen Eiterherd bilden, der für das Dritte Reich vielleicht gefährlicher ist als mancher offene Gegner, weil sie unseren Staat von innen heraus zersetzen und aushöhlen.« (Wie recht hatte doch Churchill, als er sagte, es sitze eine »Made im Reichsapfel«, auch wenn er damit nicht Bormann gemeint hatte.)

Goebbels sagte Hitler und einigen anderen »ein paar passende Worte«. Und er hatte damit vollen Erfolg. Ich holte ihn bei seiner Rückkehr am Schlesischen Bahnhof ab. Staatssekretär Dr. Naumann sprang als erster aus dem Salonwagen und rief mir zu: »Der Doktor hat seinen größten Sieg errungen.« In meiner Tagebucheintragung vom 25. Juli 1944 steht: »Seit gestern ist Dr. Goebbels im Dritten Reich der erste Mann nach Hitler.«

Er war überglücklich, als er beim Essen zu Hause in der Hermann-Göring-Straße mit allen Einzelheiten vom Hergang der Ereignisse berichtete. »Wer hätte das zu hoffen gewagt«, sagte er mit glänzenden Augen. »Das haben wir den Putschisten vom 20. Juli zu verdanken. Jetzt geht es an die Arbeit. Jetzt wird rücksichtslos zugepackt. All die Mißstände und all die Korruption, die das deutsche Volk schon seit Jahren erbittern, sollen nun mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Es soll mir nicht wieder wie vor einem Jahr ergehen, als meine Frau sich zum Arbeitseinsatz bei Telefunken meldete und dieses Beispiel ohne jede Wirkung auf die übrigen Ministerfrauen blieb. Damals entließ ich auch meine gesamte Dienerschaft. Mit welchem Erfolg? Sie kamen nicht zur Wehrmacht oder in die Rüstung, sondern in den Haushalt von - Herrn v. Ribbentrop.

Diesmal wird das anders, dafür garantiere ich Ihnen. Ich werde die 500000 in Deutschland tätigen Putzfrauen, die 1,2 Millionen Dienstmädchen und Hunderttausende anderer nicht kriegswichtig Beschäftigter so einsetzen, daß Armeen wehrfähiger Soldaten für die Fronten frei werden.«

Am Nachmittag bestätigte ein Anruf von Lammers, daß Hitler den Erlaß über die Totalisierung des Kriegeseinsatzes unterschrieben habe, der damit in Kraft getreten sei. Kaum hatte Goebbels das Gespräch beendet, tat sich die Doppeltür zu seinem Arbeitszimmer auf, und er kam, sich wie ein Schuljunge vor Freude die Hände reibend, in mein Zimmer, um mir die Neuigkeit mitzuteilen und mich zum Pressechef für den totalen Kriegseinsatz unter Beibehaltung meiner Funktionen als sein persönlicher Pressereferent zu ernennen. »Jetzt geht es los!« sagte er. »Jetzt soll man mich kennenlernen. Da wird so mancher sein blaues Wunder erleben.«

In der Tat, den Ministerialbürokraten sträubten sich die Haare. Es gab keine neuen Büros, Botenmeistereien und Registraturen. Es waren insgesamt nicht mehr als fünfzig Mitarbeiter, die er um sich versammelte. Alle nahmen ihre neue Arbeit zusätzlich unter Beibehaltung ihrer bisherigen Funktionen und Bezüge auf sich.

Schon am nächsten Morgen rief er uns alle zusammen. »Wir müssen so handeln«, sagte er, »als stünden die Russen nicht vor Warschau, sondern vor Berlin. Wir haben keine Zeit für Aktenscheißerei der herkömmlichen Ministerialbürokratie. Nicht auf Akten und Schriftstücke kommt es an, sondern allein auf Handlungen. Wir müssen weitgehend improvisieren. Wir müssen uns bei unserer gemeinsamen Arbeit stets vor Augen halten: Wenn wir den Krieg nicht in einem Jahr gewinnen, dann haben wir ihn verloren. Es hat also keinen Zweck, Maßnahmen zu treffen, die sich erst nach Jahren auswirken werden. Und es hat keinen Zweck, Einrichtungen und Institutionen zu erhalten, die uns nach einem Jahr doch verlorengehen würden, wenn wir den Krieg nicht gewinnen.

Für alle Maßnahmen muß die Frage entscheidend sein: Dient sie dem Endsieg innerhalb eines Jahres? Alles, was diese Forderung nicht erfüllt, ist unnötiger Ballast. Also weg damit! Über Bord mit ihm! Alles, wovon wir uns jetzt, um den Sieg zu erringen, freiwillig trennen, wird nach dem Sieg leicht wieder zu beschaffen sein und uns in überreichem Maße zur Verfügung stehen. Alles aber, woran wir uns jetzt aus Bequemlichkeit und falscher Eigenliebe festklammern, wird uns für immer verlorengehen, wenn es dem Feind gelingt, uns niederzuwerfen.

In den ersten Kriegsjahren konnten wir uns auf unsere großartige deutsche Organisation verlassen. Da klappte alles wie am Schnürchen. Da waren überall riesige Munitions- und Kraftstofflager. Hinter

den kämpfenden Panzer- und motorisierten Verbänden marschierten 30, 40, 50 Infanteriedivisionen, die oft genug keinen einzigen Schuß abzugeben brauchten, sondern nur für den Fall da waren, daß irgend etwas schiefginge. Aber es ging damals nichts schief.

Heute ist das anders. Heute haben wir keinen Überfluß, weder an Munition noch an Kraftstoff noch an Soldaten. Heute nützt uns unsere ganze wunderbare Organisation nichts mehr. Sie ist uns zu weit geworden, wie einem abgemagerten Schwergewichtler sein Winterpaletot. Sie hindert uns an unseren Bewegungen. Der Mantel muß jetzt unserem ausgemergelten Körper angepaßt werden. Unsere aus den ersten Kriegsjahren übernommene, ja in vielen Fällen noch aufgeblähte Organisation ist ein Luxus, den wir uns heute einfach nicht mehr leisten können. Sie muß rücksichtslos und radikal abgebaut werden.

Nach diesen Gesichtspunkten muß unser gesamter Staatsapparat überholt werden. Und zwar nützt es nichts, wenn wir hier einen kleinen Steuersekretär abbauen, und dort irgendeinen Übelstand in einer Bezirksverwaltung abstellen. Nein, gehen Sie an den Kopf der jeweiligen Organisation, meine Herren, und schlagen Sie ihn, wenn nötig, ab! Wenn ich einen Flußlauf regulieren oder säubern will, dann fange ich auch nicht an der Mündung, sondern an der Quelle damit an. Doktern Sie bitte nicht an Symptomen herum, sondern packen Sie das Übel bei der Wurzel! So allein werden wir Erfolg haben. Und wir müssen Erfolg haben! In unsere Hand ist jetzt die Entscheidung über Sieg oder Untergang unseres Volkes gelegt. Seien wir uns der Verantwortung bewußt! Mein Ziel ist, innerhalb weniger Monate eine Million Menschen für die Front oder die Rüstung freizumachen. Jeder einzelne muß seine Kriegsleistung steigern. So muß es uns gelingen, die Formel für den Sieg zu erfüllen, die ich als Motto über unsere Arbeit stellen möchte: Eine Million Menschen = Hundert Divisionen = Sieg!«

Nun, diese Gleichung ging, wie wir wissen, nicht auf. Sie konnte auch nicht aufgehen. Der Führererlaß vom 25. Juli 1944, der Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz bestellte, um »das öffentliche Leben Deutschlands und der besetzten Gebiete den Erfordernissen des totalen Krieges anzupassen«, übertrug diesem zwar Weisungsbefugnisse über alle Obersten Reichsbehörden« und machte ihn »allein dem Führer gegenüber« verantwortlich, bei welchem Einsprüche oder Beschwerden gegen von Goebbels getroffene

Maßnahmen oder Entscheidungen unzulässig seien. Aber von den ihm jetzt untergeordneten Obersten Reichsbehörden gab es mehr als hundert, und jede zog in eine andere Richtung. Der Führerstaat funktionierte nicht mehr. Seine einzelnen Komponenten arbeiteten noch, manche geradezu wie besessen - wie Goebbels oder die von Speer noch im letzten Kriegsjahr auf Hochtouren gehaltene Rüstung -, aber es fehlte die Koordination, die sinnvolle Leitung, seit Hitler offenbar selbst den Eindruck hatte, »unter einem ungünstigen Stern« zu stehen, wie Goebbels das in einer längeren Unterhaltung nannte, die ich am 16. April 1944 aufschrieb.

»Der Führer hat mir«, sagte Goebbels, »in letzter Zeit wiederholt gesagt: >Es ist wie verhext! Mir glückt nichts mehr!<« Und er fügte die Überlegung an: »Gerade in diesem Zustand der - ich möchte beinahe sagen - Aktionsunfähigkeit brauchte der Führer einen Mann, der ihm treu ergeben zur Seite steht, der seines Geistes ist, einen Statthalter, der die im Dritten Reich auseinanderstrebenden und sich gegenseitig bekämpfenden Elemente der Führung zusammenhält, für die Grad- heit des Kurses sorgt und ein einwandfreies Funktionieren der Staatsund Parteimaschine garantiert, auch für den Fall, daß der Führer selbst vorübergehend einmal nicht dazu in der Lage ist.«

Für diesen Fall gab es zwar einen »Stellvertreter des Führers«. Aber der war am 10. Mai 1941 nach Schottland geflogen. Und der sich an seine Stelle drängte, döste als ordensbehängter Reichsmarschall in seinem Bunker drogenbenommen vor sich hin. Damals gab es neben Hitler nur noch Bormann, den Goebbels in unserem Gespräch einen »subalternen Streber« nannte: »Wie hat er es verstanden, die Tatsache, daß er ständig in der engsten Umgebung des Führers ist, auszunutzen! Wie anders hätte alles werden können, wenn ich mich gleichfalls hinter die Stacheldrähte des FHQ gesetzt hätte! Ich habe diesen Gedanken oft erwogen, ihn aber immer wieder verworfen. Ich glaubte es unserer Sache schuldig zu sein, daß wenigstens einer die Fühlung mit dem Volk und mit der Wirklichkeit behält. Ich glaubte, so den Führer besser beraten zu können. Und ich zweifle nicht, daß alles anders gekommen wäre, hätte er diesen Rat nur angenommen. Aber das verhinderte ja gerade jener geistige Stacheldraht, mit dem er sich in Gestalt der Bormann und Konsorten umgeben hatte. Manchmal verstehe ich den Führer nicht... Diese Meute bösartiger Kinder, die jeder gegen jeden intrigieren, die nur auf ihr persönliches Wohl und auf ihre Stellung beim Führer bedacht sind und die die

Summe all dieser ihrer Handlungen >Regieren< nennen, sie tun und lassen heute, da der Führer sie nicht mehr an festem Zügel führt, was sie wollen. Hätte mich der Führer am ersten Tage des Krieges zum Vizekanzler gemacht, ich hätte von vornherein für Sauberkeit und Ordnung in Partei- und Staatsführung gesorgt. Ich hätte rücksichtslos durchgegriffen. Ich hätte getreu meinem Grundsatz >principiis obsta< Verfallserscheinungen verhütet, indem ich ihre Ursachen beseitigt hätte, statt sie später mit menschlicher Unzulänglichkeit zu entschuldigen und zu versuchen, sie dem Volk gegenüber zu vertuschen. Man soll doch nicht glauben, daß das Volk nicht wüßte, was mit unserer Führerschaft los ist. Wenn es jetzt dazu kommt, daß Deutsche den Feind, gegen den sie beinahe sechs Jahre mit einer Erbitterung und einem Opfermut ohnegleichen gekämpft haben, mit weißen Fahnen empfangen, dann nicht, weil sie, sondern weil ihre Führer versagten. Das Volk selbst trifft keine Schuld. Es hat soviel Treue und Anständigkeit, soviel Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft bewiesen, es hat gelitten und ausgehalten wie kein anderes Volk, weder in diesem noch in irgendeinem vorhergegangenen Krieg.«

Drei Wochen zuvor hatte Goebbels nach der kampflosen Übergabe der alten Kaiserstadt Frankfurt am Main und dem schmählichen Versagen des zuständigen Gauleiters Sprenger, der mit hochbeladenem Dienstwagen vor den Amerikanern ausrückte, geschäumt: »Wann wird denn endlich das erste dieser Schweine hängen?« In kritischen Zeiten wie diesen zeige sich, daß viele alte Parteigenossen, die durch die Machtergreifung auf hohe und höchste Posten gelangten, eben doch nichts anderes seien als kleine Spießer, die die ihnen übertragene Macht in guten Zeiten mißbrauchten und sich ihrer in Zeiten der Bewährung nicht würdig zeigten. »Sehen Sie sich doch bloß mal diese Figuren mit ihren Frauen an, die in unseren glanzvollen Tagen Volksführer und Landesmütter spielten und die sich nun auf einmal nach ihrem Käseladen oder ihrer Klempnerwerkstatt zurücksehnen.

Gewiß, auch ich bin nicht als Minister geboren. Aber ich glaube, daß mir der Frack, den man mir angezogen hat, paßt. Ich jedenfalls sehne mich nicht nach den Hemdsärmeln und Filzpantoffeln der Kleinbürgeratmosphäre zurück, aus der ich stamme. Und ich weiß genau, daß mir meine Frau niemals sagen wird: Ach, hätten wir uns doch bloß nicht auf diese Sache eingelassen und wärst du doch Handlungsgehilfe bei der Rheydter Baumwoll-Gesellschaft geblieben.

Dazu sind wir viel zu stolz. Wir haben diesen Staat geführt und repräsentiert. Wir haben es im vollen Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit getan. Und wenn das Dritte Reich jetzt untergeht, werden wir keinen Versuch machen, uns im letzten Augenblick noch irgendwie herauszumogeln. Darüber gibt es zwischen meiner Frau und mir überhaupt keinen Zweifel.«

Die Gewißheit des bevorstehenden Unterganges hatte sich bei den beiden erst nach dem Scheitern der Ardennen-Offensive eingestellt, die sie bei der Jahreswende 1944/45 noch mit großen Hoffnungen verfolgt hatten. Aber schon vorher hatte Goebbels einzusehen begonnen, daß seine Bemühungen und ersten Erfolge als Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz nicht mehr die erhoffte Wende würden herbeiführen können. Er hatte das erste selbstgestellte Ziel erreicht, bis 1. September 1944 300000 Arbeitskräfte freizustellen. Aber Speer war nicht bereit, sie in seine Rüstungsproduktion einzugliedern und dafür eine entsprechende Anzahl bisher u. k. (unabkömmlich) gestellter Fachkräfte der Wehrmacht abzutreten. Es gab - wie mit Göring - die befürchteten »fruchtlosen Debatten«. Hitler mußte eingreifen. Er führte nichts anderes als eine faule Kompromißlösung herbei.

»Wenn wir so weitermachen«, sagte Goebbels in einer offenen Aussprache mit Staatssekretär Hierl, »wird der einzige Erfolg unserer Bemühungen eine künstliche Massenarbeitslosigkeit sein«, was Hierl zu der treffenden Bemerkung veranlaßte: »Der totale Krieg ist auf dem besten Weg, zum totalen Unsinn zu werden.« Goebbels mußte ihm recht geben und stellte ab September seine Bemühungen um Freimachung weiterer Arbeitskräfte ein.

Der Grundsatz der totalen Kriegführung wurde übrigens selbst an allerhöchster Stelle kaum beachtet, wie die Geschichte des Pflaumenkuchen-Führererlasses zeigt, eine der grotesken Begleiterscheinungen jenes Stadiums, in dem der totale Krieg in der Tat zum totalen Unsinn zu werden drohte. Im FHQ gab es für dort zu Besuch weilende Frontsoldaten auch gegen Kriegsende noch im Teehaus zur Vesper ein Stück Pflaumenkuchen, der sich seiner besonderen Güte wegen größter Beliebtheit erfreute. Im Zuge der von Goebbels angeordneten Sparmaßnahmen wurde jedoch diese Bewirtung eingestellt. Einer der davon Betroffenen, der Oberbefehlshaber der 12. Armee, General Walter Wenck (1901-1982), der später die eingeschlossene Reichshauptstadt entsetzen sollte, vermerkte das mit Miß-

fallen. Seiner Beschwerde wurde als der eines hochverdienten Heerführers soviel Bedeutung beigemessen, daß sie über einen der Adjutanten bis zu Hitler gelangte. Nur dieser nämlich konnte von Goebbels im Zuge des totalen Krieges verfügte Maßnahmen rückgängig machen. In diesem Falle tat er es. So kam es zu jenem denkwürdigen Führererlaß, der die Bewirtung besuchender Frontsoldaten mit Pflaumenkuchen wieder ermöglichte. Allerdings war Wenck an der Spitze seiner berühmten »Geisterarmee« in den letzten verzweifelten Tagen des Krieges auch mit Pflaumenkuchen nicht mehr ins FHQ zu locken. Am 15. Oktober 1944 verzeichnete ich ein Telefongespräch zwischen Goebbels und einem anderen Staatssekretär des Innenministeriums, Dr. Wilhelm Stuckart, der sich einer seiner Weisungen widersetzt hatte. Goebbels bekam dabei einen hochroten Kopf und brüllte hemmungslos. Als er den Hörer auf die Gabel geknallt hatte, wandte er sich nach mir um, lachte und sagte mit dem vergnügtesten Gesicht der Welt: »Na also, hab' ich ihn doch soweit, wie ich ihn haben wollte.«

Er hatte die Gabe, sich künstlich alterieren zu können, ohne daß irgend jemand an der Echtheit seiner Erregung gezweifelt hätte. »Wenn ich schon früher so gebrüllt und getobt hätte«, kommentierte er jetzt, »wäre manches anders gekommen.« Unmittelbar nach Stalingrad, als er im Februar 1943 mit seiner historischen Sportpalast- Veranstaltung das Signal zum totalen Kriegseinsatz gegeben hatte, wäre das bisher Erreichte, so meinte er, »gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Jetzt aber«, seufzte er, »muß man sich leider manchmal fragen, ob nicht alles, was wir unternehmen, unter dem Motto steht: >zu spät - zu spät<.«

Dasselbe galt auch für die V-Waffen, auf deren Einsatz Goebbels so sehnlich gehofft und den er schließlich der unter den alliierten Bombenangriffen so schwer leidenden Bevölkerung versprochen hatte. Speer führte ihm schon Anfang Juli 1944 einen Film über Herstellung und erste Probeflüge der V2 vor, der so geheim war, daß ihn nur die beiden Minister und der ebenfalls anwesende Feldmarschall Erhard Milch (1892-1972) ansehen durften. Nach dem Essen begaben sich die drei - leider ohne Adjutanten und persönliche Referenten - in den Filmsaal, dessen sämtliche Zugänge verschlossen und mit SS- Posten besetzt wurden.

»Ich aber muß diesen geheimnisvollen Film sehen«, steht am 11. Juli 1944 in meinem Tagebuch. »Ich gestehe, daß ich von maßloser

Neugier gepackt bin zu erfahren, was denn an dem Gerede von den angeblich neuen Waffen dran ist. Ich begebe mich also in den zweiten Stock zur Vorführkabine. Drinnen waltet ein besonders vereidigter, von Speer eigens für diesen Filmstreifen bestimmter Vorführer seines Amtes. Die Kabine ist von innen verriegelt.

Ich gehe einen Stock tiefer. Hier befindet sich der Eingang zu einer kleinen Rang-Loge. Ganz vorsichtig drücke ich die Klinke nieder. Die Tür ist nicht verschlossen. Und vor dem Vorhang, der die Loge zum Filmsaal abschließt, steht der Führer unseres SS-Begleitkommandos. Bei meinem Eintritt zuckt er zusammen wie ein Schüler, den man am Astloch vom Bretterzaun des Damenbades ertappt. Jetzt verriegeln wir die Tür von innen, ziehen den Schlüssel ab, verhängen das Schlüsselloch, geloben uns gegenseitiges Stillschweigen und werden, durch einen Schlitz des Vorhanges spähend, Zeugen einer wahrhaft atemberaubenden Filmvorführung.

Es ist ein Farbfilm, der Herstellung und Abschuß der neuen Vergeltungswaffe zeigt. Zunächst sehen wir die Fertigungsstätten, die wie in den Sagen der Vorzeit in tiefen Höhlen und Bergstollen liegen. Züge mit Arbeitern und Material verschwinden in dem dunklen Bergschacht. Da drinnen werden die Ungeheuer, die Giganten menschlicher Zerstörungskunst, bei künstlichem Licht hergestellt. Emsiges Gewimmel wie in einem Ameisenhaufen.

Dann verläßt eine fertige V2 den Stollen. Sie muß mit ihren 17 Metern Länge auf zwei Spezial-Waggons verstaut werden... Eine andere Einstellung. Wir befinden uns in dem Kommandostand, von dem aus der Abschuß ausgelöst wird. Es ist ein in respektabler Entfernung in die Erde eingelassener Panzer. Ein Offizier sitzt vor einem Schaltbrett, auf dem Instrumente und bunte Signallämpchen in verwirrender Vielfalt blinken. Jetzt dreht er an ein paar Knöpfen, schaltet an Hebeln, und nun läßt uns die Kamera durch den Sehschlitz des Panzers blicken.

Am Fuß der Bombe blitzt Feuer auf, eine dichte Qualmwolke breitet sich aus, und nun hebt sich, ganz langsam erst, wie ein aufsteigender Luftballon, die riesige, 20 Tonnen schwere, stählerne Zigarre über die Baumwipfel, ein wahrhaft phantastischer Anblick. Sie gewinnt an Schnelligkeit, das Ungetüm wird kleiner und entschwindet schließlich den Blicken, einen dicken, weißen Kondensstreifen am blauen Sommerhimmel hinterlassend... Ich habe das Gefühl, der Geburtsstunde des neuen technischen Zeitalters beizuwohnen.«

Natürlich verriet Goebbels keine der Einzelheiten, um die ich ja nicht wissen durfte. Aber er machte doch Andeutungen. Und er sagte: »Könnten wir diesen Film in allen deutschen Kinos zeigen, ich brauchte keine Rede mehr zu halten und keinen Artikel mehr zu schreiben...« Und doch kam auch dies alles zu spät.

Ich hatte in diesem streng geheimen V2-Film zum ersten Mal Bilder von KZ-Häftlingen in ihrer gestreiften Tracht gesehen, die Speer da als Arbeitskräfte für die deutsche Rüstungsindustrie eingesetzt hatte. Ein dreiviertel Jahr später kam Goebbels bei einem unserer Tischgespräche auf das KZ-Thema. Er glaube, sagte er nach meiner Tagebucheintragung vom 5. April 1945, »dem Himmler wachsen seine KZ augenblicklich ein bißchen über den Kopf. Ich habe da sehr wenig erfreuliche Dinge gehört. Die KZ waren auch bisher schon keine Erholungsheime. Was sie auch gar nicht sein sollen. Sondern Plätze, an denen Menschen, die die Volksgemeinschaft ausgeschieden hatte, konzentriert wurden, um keinen weiteren Schaden anzurichten.

Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß es in ihnen zwar hart, aber gerecht und durchaus menschlich zuging. Schwere Arbeit, strenge Disziplin, aber alles, was der Mensch braucht: ausreichendes Essen, ärztliche Betreuung, ja sogar Unterhaltung. Mancher Frontsoldat lebt unter härteren Bedingungen. Und ich glaube, daß die Rekruten, die sich erfahrungsgemäß alljährlich das Leben nehmen, mehr Berechtigung dazu haben als die Insassen unserer KZ.

Freilich haben sich die Verhältnisse bereits seit Kriegsbeginn zum Teil erheblich geändert. Die Belegung der Lager schwoll an. Millionen ausländischer Arbeiter und mit ihnen zahlreiche subversive, ja rein kriminelle Elemente kamen ins Reich. Der Krieg erfordert von jedem Staat ein strafferes Anziehen der Zügel. Das ist nicht nur bei uns, sondern auch in den demokratischen Ländern der Fall. Die Lebensverhältnisse des gesamten Volkes wurden schwerer; so verschlechterten sich auch die Lebensverhältnisse der KZ-Insassen. Mehr Menschen waren auf gleichem Raum unter härteren Bedingungen untergebracht. Wir haben uns oft gefragt, inwieweit diese Zustände noch tragbar waren. Wir müssen uns sagen, daß wir auf Kosten einiger weniger der Gesamtheit des Volkes die Ruhe und den Frieden im Innern erhielten. Und die unbestreitbaren Erfolge Himmlers in dieser Richtung haben alle auftauchenden Bedenken immer wieder entkräftet.«

»Jetzt freilich«, fuhr Goebbels fort, »scheinen die Verhältnisse ziem-

lieh unerträglich zu sein. Durch die Evakuierungen im Osten und Westen sind riesige Menschenmassen auf engstem Raum zusammengepreßt. Manche Lager sind mit der zehnfachen Stärke ihrer eigentlichen Kapazität belegt. Dabei muß es zu scheußlichen Zuständen kommen. Aber wir können sie ebensowenig ändern wie all das Elend, das der Krieg zur Zeit anrichtet. Denken Sie nur an das Grauen der Trecks im Osten, den Jammer und das Massensterben in Dresden und anderen vom Luftkrieg vernichteten Städten, die Greuel, die die Bolschewisten anrichten.

Der Krieg ist ein fürchterliches Inferno geworden, und unsere KZ sind gewiß eines seiner unerfreulichsten Bilder. Aber da wir schon die Millionen anständiger, unschuldiger Volksgenossen nicht davor bewahren können, wie sollten wir den KZlern helfen? Sollten wir sie jetzt etwa zu allem Unheil auch noch auf die deutsche Bevölkerung loslassen? Nein, ich möchte jetzt nicht in Himmlers Haut stecken. Und wenn es stimmt, daß er jetzt ein paar tausend den westlichen Alliierten nahestehende KZ-Insassen entlassen hat, ohne den Führer davon zu unterrichten, so kann ich das verstehen, wenn auch nicht billigen. Sollten wir diesen Krieg verlieren, dann werden sich unsere KZ als eine Eiterbeule erweisen, deren giftiger Ausfluß das Leben in Deutschland noch lange verpesten wird.

Stellen Sie sich bloß vor, daß die Lager in ihrem heutigen Zustand von den Feinden vorgefunden werden! Welches Geschrei wird man erheben! Dann wird auch im eigenen Volk niemand mehr von den Vorteilen sprechen, die die Gesamtheit des deutschen Volkes dadurch hatte, daß es seit 1933 und während des ganzen Krieges in Deutschland keine Unruhen, keine Streiks, keine Aufstände, keine Rowdies, keine Juden, keine Zigeuner mehr gegeben hat, daß der Spießer so friedlich und ruhig wie noch nie leben konnte. Dann werden sie alle auf die bestialischen Nazis zeigen und nicht daran denken, daß all diese Scheußlichkeiten eben kriegsbedingt und praktisch unabänderlich und der Preis für ihre Ruhe waren.

Der Feind aber wird dann ein Thema haben, mit dem er die Aufmerksamkeit der Welt und auch des deutschen Volkes von den Scheußlichkeiten und Verbrechen ablenken kann, die er selbst in so furchtbarem Ausmaß in Deutschland angerichtet hat.«

Kein Wort von dem millionenfachen Mord in den Vernichtungslagern. Wußte der Mann, der »die rechte Hand des Führers« sein wollte, nicht, was dessen linke tat?

Finale furioso

Als die Familie Goebbels am Sonntag, dem 22. April 1945, spätnachmittags zum Selbstmord in den Führer-Bunker gefahren war, stand ich noch eine Weile am Fenster meines Arbeitsraumes im ersten Stock der Stadtwohnung, von wo aus ich die beiden Wagen beobachtet hatte, wie sie sehr langsam die Hermann-Göring-Straße entlangfuhren, bis sie meinem Blicken entschwunden waren. Dann nahm ich meine Aktentasche, um darin das Wichtigste zu verstauen, was ich für meinen befohlenen Marsch zum OKH in Rendsburg brauchte. Das waren vor allem meine in den letzten zwei Jahren so sorgfältig geführten und gehüteten Tagebücher: ein halbes Dutzend dickleibiger Bände. Die voluminöse Tasche war aus kräftigem braunem Leder, solide gearbeitet und innen mit einem Stempel »Reichministerium für Volksaufklärung und Propaganda« als nur für den Dienstgebrauch gekennzeichnet. Jetzt war genau zu überlegen, was die Tasche außer den gewichtigen Tagebüchern sonst noch aufnehmen sollte. Möglichst wenig, schon des Gewichtes wegen, da mir zur Fortbewegung einstweilen nicht mehr als meine Füße zur Verfügung standen. Zahnbürste, Flandtuch, Seife. Ein Messer hätte ich dringend gebraucht, trug aber keines bei mir. Doch da stand auf dem Schreibtisch noch das Tablett, mit dem Diener Emil den üblichen Nachmittagskaffee mit der dazugehörigen Schnitte Schwarzbrot serviert hatte. Daneben lag ein großes silbernes Messer, sauber und unbenutzt, da es zum Brot weder Butter noch Marmelade gab. Es verschwand in der Mappe, obwohl es wie diese als Reichseigentum ausgewiesen war und zwar - wie das gesamte Tafelsilber des Flauses - durch das stilisierte Monogramm »RPM« (Reichs-Propaganda-Ministerium).

Einen Schuhkarton mit etwa 300000 Mark in Scheinen, der gleichfalls auf meinem Schreibtisch stand, nahm ich dagegen nicht mit. Er war mir am gleichen Tag von einem Leutnant des Heeres übergeben worden, den die Heeresgruppe Schörner mit dem Ergebnis ihrer diesjährigen Sammlung für das Winterhilfswerk nach Berlin geschickt hatte. Hier war er seinen Pappkarton samt Inhalt nirgends losgewor-

den, nicht bloß weil gerade Sonntag war, sondern weil sämtliche Dienststellen im Augenblick andere Sorgen hatten. Ich stellte ihm eine ordnungsgemäße Quittung aus, wünschte ihm und allen Kameraden der Heeresgruppe alles Gute und schickte den sichtlich Erleichterten zurück zu seiner Truppe.

Ich mußte jetzt versuchen, die meine zu erreichen. Die Zeit drängte. Der Abend neigte sich. Ich nahm außer meiner eigenen Maschinenpistole noch eine zweite mit, die irgendein Volkssturmmann weggeworfen hatte. So bepackt marschierte ich am Brandenburger Tor vorbei durch den Tiergarten die Ost-West-Achse entlang, allgemeine Richtung West. Meine Absicht war es, bei Nacht über Spandau durch den sich schließenden sowjetischen Ring um die Reichshauptstadt zu gelangen.

Ich war noch nicht weit gekommen, als es neben mir hupte. Ein schicker elfenbeinfarbener Sportwagen mit Berliner Nummer und dem so begehrten roten Winkel (Zulassung für private Autobesitzer) hielt neben mir. Darin saßen zwei Beamte unseres Ministeramtes und auf den Rücksitzen zwei mir vom täglichen Dienst bekannte Sekretärinnen. Wohin ich denn wollte? Die Antwort: »Zu meiner Truppe nach Rendsburg« rief Heiterkeit hervor. »Und Sie?« - »Nur raus hier!« Meine Frage, ob sie denn einen Marschbefehl hätten, wurde immer noch lachend verneint. Die Herren waren dabei zu desertieren. Goebbels' Weisung war eindeutig gewesen: Zivilisten zum Volkssturm, Soldaten zu ihrer Truppe. Beide Kollegen waren im wehrfähigen Alter, beide hatten gedient, der eine als Gefreiter, der andere als Feldwebel des Heeres. Die Sache konnte auch schiefgehen. Noch waren allerlei Greifkommandos unterwegs, die mit Deserteuren kurzen Prozeß machten. Wir begegneten später mehreren solchen. Wir gelangten zu einem Gentlemen's Agreement: Sie stellten ihr Auto, ich meinen Marschbefehl zur gemeinsamen Fortsetzung dieses Ausbruchversuches zur Verfügung. Ich übernahm das Kommando. Ich hatte die Herren nicht im unklaren gelassen, daß sie bei Erreichen unseres Ziels der Wehrmacht zur Verfügung gestellt würden. So geschah es auch. Beide trugen noch bis zur Kapitulation die feldgraue Uniform.

Es ging alles gut. Die Nacht verbrachten wir in einem Waldstück bereits außerhalb aller Kampfhandlungen. Nur von weitem war der Lärm der um Berlin tobenden Schlacht zu vernehmen. Als wir am nächsten Morgen das Autoradio anstellten, gab es eine Überra-

schung. Wir hatten die Meldung vom Massenselbstmord im Führerbunker und damit dem Ende des Dritten Reiches erwartet. Statt dessen hörten wir die durchaus lebendige und sehr markige Stimme unseres Staatssekretärs Dr. Naumann, der noch am Vortag für mich so schwer auffindbar gewesen war und der nun über den Rundfunk verkündete, jetzt ginge es erst richtig los, dem Endsieg entgegen, nur noch nach einer Seite, gegen den Bolschewismus kämpfend. Goebbels und er hatten sich also offenbar mit ihren Vorstellungen bei Hitler durchgesetzt.

Die nächste Überraschung gab es in Plön, wo ich mich befehlsgemäß bei dem Repräsentanten des Propagandaministers im nach Norden ausgewichenen Rumpfkabinett meldete. SS-Gruppenführer Georg Wilhelm Müller war Träger des Goldenen Parteiabzeichens und galt als besonders strammer alter Kämpfer. Als solcher hatte er sich mit Terboven, dem gefürchteten Reichskommissar in Norwegen, bestens verstanden. Bis vor kurzem hatte er bei diesem als Goebbels' Vertreter repräsentiert, in dessen Ministeramt er zuvor als persönlicher Referent gearbeitet hatte. Ich kannte ihn bisher nicht. Meine Meldung bei ihm, der nur drei Jahre älter war als ich (Jahrgang 1909), war ungemein zwanglos, da ich ihn beim Verlassen der Herrentoilette des Schlosses antraf, in dem seine Dienststelle untergebracht war. Da er nicht umgeschnallt hatte, also unbewaffnet und dazu noch mit dem Ordnen der Kleider beschäftigt war, als ich vor ihm Haltung annahm und meine Meldung herunterrasselte, wirkte seine Entgegnung: »Leutnant von Oven, Sie sind verhaftet« wenig überzeugend. Mein Griff an die Pistolentasche muß ihn davon überzeugt haben, daß ich nicht in Befolgung eines Befehls unseres gemeinsamen Chefs hierher gekommen war, um mich verhaften zu lassen.

Er lenkte ein: »Kommen Sie in mein Büro, damit wir darüber sprechen.« Dort zeigte er mir ein soeben aus dem FHQ eingetroffenes Fernschreiben - er meinte, es sei das letzte gewesen, das noch herausgelangte, ehe die Leitung endgültig unterbrochen wurde -, das kurz und bündig besagte, der Leutnant von Oven sei, wenn er sich dort melde, zu verhaften und wegen Fahnenflucht standgerichtlich abzuurteilen. Gez. Dr. Goebbels.

Ich wies ihm meinen von dem gleichen Dr. Goebbels unterschriebenen Marschbefehl vor. Er kannte die Unterschrift. Auf dem Fernschreiben war sie natürlich nur mechanisch wiedergegeben. »Was soll's«, sagte er vernünftigerweise und wünschte mir Glück für den

weiteren Verlauf des Krieges. Ich tat ein Gleiches. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Wenige Tage später erfüllte sich das Schicksal des Dr. Joseph Goebbels. Ich persönlich sehe die eigentliche Tragik des Endes im Bunker der Reichskanzlei darin, daß die - selbst vom Feind anerkannte - blendendste Gestalt der NS-Führerschaft zusammen mit der unbestreitbar finstersten an der Seite Hitlers übriggeblieben war. Goebbels mußte sich bis zum letzten Augenblick seines Lebens gegen Bormanns Intrigen wehren. Noch am 27. April 1945 hatte Bormann, wie O'Donnell* berichtet, dem SS-Rottenführer Rochus Misch, der die Telefonzentrale des Bunkers bediente, den »Führerbefehl« übermittelt, sämtliche Telefonanrufe für Hitler (es waren damals nicht mehr viele) nur noch über ihn, Bormann, zu leiten. Das galt auch und ausdrücklich für Goebbels, dessen Anrufe bisher direkt zu Hitler durchgestellt werden durften. Misch fand das besonders merkwürdig, da die Räumlichkeiten von Hitler und Goebbels im Bunker nur wenige Meter voneinander entfernt waren und sich auch die Telefonzentrale in unmittelbarer Nachbarschaft befand. Aber ein Führerbefehl war unbedingt zu befolgen. Das galt für den Rottenführer Misch genauso wie für den Reichsminister Goebbels.

Nach den ersten Anrufen von Goebbels, bei denen er zunächst mit Bormann statt mit Hitler verbunden wurde, kam er in die Zentrale gehumpelt und fragte »fast kläglich«, wie Misch meinte, ob er Schwierigkeiten mit seinem Klappenschrank habe. Der Telefonist erklärte ihm den entsprechenden »Führerbefehl«.

»Hat er Ihnen den selbst erteilt?« fragte der immer mißtrauische Goebbels.

Misch geriet in Verlegenheit. »Dr. Goebbels«, antwortete er, »es ist ein Führerbefehl, aber ich habe ihn nicht vom Chef direkt erhalten.« Jetzt wußte Goebbels Bescheid: Feind hört mit. Er bedankte sich freundlich bei dem Telefonisten, daß er ihm die Wahrheit gesagt hatte. Wenige Tage später, am 1. Mai 1945 gegen 19.00 Uhr, also kurz vor seinem Selbstmord, erschien Goebbels wiederum bei Misch in der Telefonzentrale, erkundigte sich nach Anrufen und sagte, als er die gewünschte Auskunft erhalten hatte: »Nicht so wichtig. Der Krieg ist verloren. Die Würfel sind gefallen. Ich brauche Sie nicht mehr,

* The Bunker, Boston 1978

Misch.« Er solle sich dem für den gleichen Abend vorgesehenen Ausbruchsversuch anschließen. »Ich wünsche Ihnen alles erdenkliche Glück, Rottenführer.« Dabei drückte er ihm fest die Hand. Misch fand das um so bemerkenswerter, als er in all den Jahren Dienst bei Hitler, zunächst als einer seiner Kammerdiener und zuletzt als Telefonist im Bunker, von diesem nie ein persönliches Wort zu hören oder gar einen Händedruck bekommen hatte.

Der ehemalige Adjutant Otto Günsche bezweifelt freilich die Aussagen des Telefonisten Misch. Im eigentlichen Führerbunker gab es - so Günsche - überhaupt keine internen Telefonverbindungen mit Hitler. Wer ihn von hier aus sprechen wollte, war ja nur wenige Schritte von ihm entfernt. Er wandte sich also üblicherweise an Günsche und nicht an den Telefonisten Misch, der den Wunsch an den »Chef« weiterleitete. Bei einer positiven Antwort konnte die persönliche Sprechverbindung fast so schnell hergestellt werden wie die telefonische.

Die Telefonepisode war jedoch noch nicht Bormanns letzte Intrige. Als Hitler in der Nacht vom 28. zum 29. April sein (privates und politisches) Testament diktiert hatte, ließ Bormann eine Kopie des politischen Teiles mit einem persönlichen Handschreiben dem Großadmiral Dönitz durch Sonderkurier übermitteln. Als Hitler am nächsten Tag, Montag, dem 30. April 1945, Selbstmord begangen hatte, schickte Bormann am Morgen des 1. Mai ein Telegramm an Dönitz, mit dem er ihn ganz kurz davon in Kenntnis setzte, daß das Testament in Kraft getreten sei. Damit konnte der nunmehrige Reichspräsident natürlich nichts anfangen. Was hatte Bormann mit seinem merkwürdigen Telegramm bezweckt? Jedenfalls mußte der neue Staatschef den Eindruck gewinnen, daß nach Hitlers Tod Bormann die Zügel im Bunker in die Hand genommen habe. Dabei stand dieser erst an dritter Stelle der von Hitler mit seinem Testament hinterlassenen Hierarchie: Dönitz als Reichspräsident, Goebbels als Reichskanzler, Bormann als Parteiminister.

Goebbels rückte die Dinge zurecht, indem er um 15.15 Uhr am gleichen l.Mai dem Bormann-Telegramm an Dönitz ein eigenes nachschickte, in dem der Großadmiral korrekt über den am Vortag um 15.30 Uhr erfolgten Tod Hitlers unterrichtet und ihm Zeit und Art der Bekanntgabe anheimgestellt wurde. Noch am gleichen Abend um 22.30 Uhr wandte sich Dönitz, von Wagner- und Bruckner-Musik eingeleitet, an das deutsche Volk, um es mit knappen Worten von Hitlers Tod zu unterrichten.

Da weilte die Familie Goebbels schon nicht mehr unter den Lebenden. Der Minister hatte sich zu diesem letzten Schritt entschlossen, als der General Krebs ohne Erfolg aus dem Gefechtsstand des damaligen Generaloberſten (später Marschall) Tschuikow, dem Oberbefehlshaber der 8. sowjetischen Gardearmee, zurückgekehrt war. Krebs, der als ehemaliger deutscher Militärattaché in Moskau fließend russisch sprach, hatte Tschuikow ein von Goebbels unterzeichnetes Schreiben an Stalin übergeben, mit welchem er diesen von den Vorgängen im Bunker unterrichtete und ihm »Friedensverhandlungen zwischen den zwei Staaten, die die größten Kriegsverluste zu verzeichnen haben«, vorschlug.

Dieser Schritt war bei dem einzigen »Kabinettsrat« beschlossen worden, den Goebbels nach Hitlers Tod in seiner Eigenschaft als letzter deutscher Reichskanzler abhielt. Es sollte ein letzter Versuch unternommen werden, mit den Russen ins Gespräch zu kommen. Als Köder wollte Goebbels ihnen die Exklusivinformation von Hitlers Tod anbieten. Niemand wußte bisher davon - nahm Goebbels an. Weder deutsche noch westliche Nachrichtenmittel hatten irgend etwas darüber verlauten lassen.

General Krebs begann daher, nachdem er am späten Abend des 30. April mit einigen Schwierigkeiten auf Tschuikows Gefechtsstand in Tempelhof gelangt war, mit einer gewissen Feierlichkeit, der Sowjetgeneral sei »der erste Ausländer«, der erfahre, »daß Hitler am 30. April freiwillig von uns gegangen ist«.

Nach dieser Eröffnung machte Krebs, wie es in Tschuikows Bericht heißt, eine Pause, als ob er die Wirkung seiner sensationellen Mitteilung abwarten wolle. Tschuikow erwiderte ganz gelassen: »Das ist uns bereits bekannt.« Damit hatte er Krebs die Schau gestohlen, der sich - laut Tschuikow - »auffallend verlegen« zeigte, weil er nicht erwartet hatte, daß seine sensationelle Eröffnung ein Blindgänger sein würde.

Hatte Tschuikow nur geblufft? Wohl kaum. Er war ein guter Soldat, ein Troupier, der seine militärischen Fähigkeiten in der Schlacht um Berlin ebenso bewiesen hatte, wie sich seine intellektuellen Grenzen im anschließenden Streit um die Lorbeeren mit Marschall Konjew zeigten. Für ihn war die Mitteilung vom Selbstmord Hitlers, 24 Stunden nachdem dieser stattgefunden hatte, wohl wirklich kein Geheimnis mehr. Woher hatte er seine Kenntnis? Sie konnte nur durch »das Leck« gedrungen sein, von dem Hitler in letzter Zeit

immer häufiger und immer besorgter gesprochen hatte. Es mußte nach seiner Meinung im Informationspanzer des FHQ eine undichte Stelle geben, durch die geheimste Nachrichten sofort zur Kenntnis des Gegners, besonders des östlichen, gelangten. Daß dies Leck sein eigener Sekretär sein könnte, der Mann, den er noch einen Tag vor seinem Tod in seinem privaten Testament »meinen treuesten Parteigenossen« genannt hatte, womit er Joseph Goebbels, der als zweiter Zeuge das Testament unterschreiben mußte, bis aufs Blut kränkte, ahnte er offenbar nicht. Und doch war es vermutlich so. Für Goebbels jedenfalls konnte daran nunmehr kein Zweifel bestehen. Nach diesem Bericht des Generals Krebs entschied er, seinen Entschluß, mit seiner Familie aus dem Leben zu scheiden, sogleich in die Tat umzusetzen.

Die schwierigste Schwelle dabei waren die Kinder. Daß er nicht Mittel und Wege fand, sie zu schonen, sondern sie quasi als Statisten in die - wie immer sorgfältig vorbereitete - Inszenierung seines persönlichen Unterganges mit einbezog, hat ihn wohl mehr noch als seine politischen Taten gegenüber der Nachwelt in den Ruf des Diabolischen, des ganz und gar Skrupellosen gebracht. Ob Goebbels mit diesem Gemeinschaftsselbstmord ein kalkuliertes letztes Fanal setzen wollte oder ob er wirklich glauben konnte, in einer Welt nach Hitler würde für seine Kinder kein Platz sein, wird nie mehr zu klären sein.

Seit sie mit den Eltern am 22. April in den Bunker eingezogen waren, hatten die Goebbels-Kinder dessen düstere Atmosphäre aufgeheitert. Nicht nur Hitler selbst, sondern alle Insassen des Bunkers hatten ihre Freude an diesen sechs jungen Menschen zwischen 454 und 1254 Jahren. Das galt besonders für die Frauen, die Handvoll Sekretärinnen, Köchinnen und die auf drei Tage »zugeflogene« Hanna Reitsch. Sie war sofort von Frau Goebbels in weiblicher Solidarität begrüßt, aufgenommen und eingeladen worden, ihr bescheidenes Leben im Bunker zu teilen. Sie nahm jede Mahlzeit, zu der sie von einem der Kinder geholt wurde, mit der Familie Goebbels ein. Ihre Hauptaufgabe in diesen Tagen war die Betreuung des Generals Greim, der schwer unter seiner Verwundung litt.

Hanna Reitsch schlief in dem Notlazarett des Dr. Stumpfegger auf der Tragbahre, auf der man Greim in den Bunker gebracht hatte. Aber jeden freien Augenblick, den ihr ihr Samariterdienst ließ, schenkte sie den Goebbels-Kindern, von denen sie »eines klüger,

hübscher und zugleich ungezwungen natürlicher als das andere« fand. Hanna Reitsch hob hervor, daß sie »sehr begabt, sehr musikalisch und vor allem liebevoll untereinander« waren. Mich erstaunte, wie zutreffend ihr Urteil über diese Kinder war, die sie doch nur wenige Tage kannte, während ich mit ihnen jahrelang sozusagen unter einem Dach gelebt hatte.

Die sechs Kinder vertrugen sich deswegen so gut, weil sie sich gegenseitig erzogen. Magda Goebbels brauchte sich nicht allzuviel um sie zu kümmern. Außerdem war da stets mindestens ein Kindermädchen, das alle Arbeit und die Aufsicht übernahm. Dank ihrer hohen Musikalität konnte ihnen die ebenso musikalische Hanna Reitsch noch in den letzten Bunkertagen die Zeit vertreiben, indem sie mit ihnen mehrstimmig sang und ihnen allerlei Lieder beibrachte. Am l. Mai 1945 erklangen ihre Lieder zum letzten Mal. Die ersten Sowjets, die am 2. Mai in den verlassenen Führerbunker eindrangen, fanden ihre Leichen mit friedlich und glücklich lächelnden Gesichtern auf. Die Kinder waren, wie die Obduktion ergab, mit von Schlafmitteln getränkten Süßigkeiten betäubt und dann mit Zyankali vergiftet worden.

Eine genaue Schilderung der Vorbereitungen verdanken wir dem erwähnten Telefonisten Misch. Er kannte die Kinder gut von ihren Spielen im Gang vor seiner Telefonzentrale, der ihr ureigenstes Feld geworden war, seit sie hier nach dem Selbstmord Hitlers und dessen Frau niemand mehr belästigen konnten. Die Kinder wußten nichts von der Tragödie, die sich in der vergangenen Nacht abgespielt hatte. Sie wußten nur, daß sie jetzt auf dem Gang freie Bahn hatten. Das allein war ihnen wichtig. Betrübt waren sie nur darüber, daß es schon seit zwei Tagen die Schäferhündin Blondi und ihre Welpen nicht mehr gab, die sie erst kürzlich geworfen hatte. Die Tiere waren schon am 29. April 1945 mit dem gleichen Gift getötet worden, das Hitler am nächsten Tag für seine Frau und sich bestimmt hatte.

Blondis und ihrer Jungen Tötung diente jedoch nicht nur der Sicherung des Hitler-Selbstmordes. Bei diesem Vorgang wurde gleichzeitig auch die vorgesehene schmerzlose Tötung der Goebbels-Kinder ausprobiert. Der Hundeführer mußte der Schäferhündin und danach jedem ihrer Welpen das Maul öffnen, die Zyankali-Kapsel einführen und diese mit Hilfe einer Flachzange im Rachen des Tieres zerdrücken. Blondi brach dabei, so groß und kräftig sie auch war, wie vom Blitz getroffen zusammen. Dies Gift wirkte augenblicklich, und auch

die Prozedur seiner Anwendung erwies sich als praktikabel. Ähnlich scheint der Zahnarzt vorgegangen sein, der die Tötung der von der Mutter eingeschläferten Kinder vornahm. Er wußte, wie man einem schlafenden Kind den Mund öffnet, um darin die todbringende Kapsel zu zerdrücken. Magda Goebbels wäre dazu rein technisch wohl gar nicht in der Lage gewesen, auch wenn sie sich, wie Otto Günsche bezeugt, in diesen Augenblicken in der erstaunlichsten Weise beherrschte und sich weder ihre physische Erschöpfung noch ihre seelische Erregung anmerken ließ.

Das alles wußten die Kinder nicht. Die einzige, die etwas geahnt, vielleicht sogar gehört und gewußt haben mag, war die bald 13jährige Helga, ein ungewöhnlich kluges, aufgewecktes und frühreifes Kind. Ich selbst hatte ein besonders herzliches Verhältnis zu Helmut, dem dritten Kind, dem einzigen Jungen von damals 9 ½ Jahren. Er war - im Gegensatz zu seinen beiden älteren Schwestern - nicht sonderlich intelligent, aber auch keineswegs dumm, wie ihn manche Biographen darstellen. Seine Auffassungsgabe war nur etwas langsam. Er bekam schlechte Zensuren in der Schule und daher Ärger mit dem Vater. Aber er hatte einen großartigen Charakter.

Das soll ein Erlebnis mit ihm zu Ostern 1944 beweisen: Wir waren draußen in Lanke. Damals lag die westalliierte Invasion Europas in der Luft. Es mußte nicht nur der für alliierte Luftangriffe maßgebliche Mondkalender berücksichtigt werden, sondern auch das Wechseln der Gezeiten am Ärmelkanal, von dem diese Invasion abhing. Genau zu Ostern war ein solch günstiger Augenblick für die Alliierten gekommen. Unser aller Nerven waren daher aufs äußerste gespannt.

Der Ostersonntag brach an. Goebbels wußte nicht, was tun. Jeder Artikel, den er schrieb, konnte morgen schon durch mögliche Ereignisse über den Haufen geworfen sein. Und draußen schien die Frühlingssonne, als gäbe es keinen Krieg und keine Sorgen. Die Kinder hatten süße, duftige Kleidchen an und bunte Schleifen im Haar. Magda hatte ihnen Nester und Eier im Garten versteckt und freute sich über den Jubel, wenn eines davon entdeckt wurde. Ich beobachtete das alles von meinem Zimmer im sogenannten Referentenhaus aus, einem Nebengebäude, das wir sehr gern mochten, weil es hübsch eingerichtet, aber vom Haupthaus getrennt war, so daß wir hier alle Schönheit und allen Komfort, aber doch unsere Eigenständigkeit hatten.

In diesem Augenblick des wunderschönen Ostermorgens erschien der Diener Emil mit dem üblichen Frühstück. Ich wußte, daß es sonntags wie alltags aus Malzkaffee und trockenem Brot bestand. Aber ich wußte auch, daß wohl jede Familie irgendwelche Möglichkeiten hatte, zu besonderen Feiertagen wie Weihnachten und Ostern über persönliche Beziehungen irgend etwas Besonderes zu bieten und seien es ein paar noch so bescheidene Backwaren. Aber der Emil brachte nichts dergleichen. Als er das silberne Tablett auf dem Tischchen neben meinem Schreibtisch abgestellt hatte, forderte ich ihn auf, sich noch nicht zurückzuziehen. Ich hob den Deckel der Kaffeekanne (aus Meißner Porzellan) an, stellte fest, daß es der Muckefuck von eh und je war und bekam einen jener bei mir seltenen, aber dafür um so kräftigeren Wutanfälle. Ich nahm die Kaffeekanne und feuerte sie gegen die mit Seidentapisserie bespannte Wand. Das Resultat war fürchterlich und Emil verschwand wortlos.

Ich machte mich auf ein Donnerwetter gefaßt. Rausschmiß auf jeden Fall. Möglicherweise Schlimmeres. Es vergingen bange zehn, zwanzig, dreißig Minuten. Dann klopfte es an meiner Tür. Ich machte auf. Helmut stand draußen. Er hatte einen Teller mit selbstgebackenem Kuchen in der Hand, so wie wir das zu Ostern von zu Haus gewohnt waren, auch im vierten Kriegsjahr. Er reichte ihn mir und sagte: »Und Mutti läßt auch fröhliche Ostern wünschen.« Er machte dabei ein Gesicht, als wollte er sagen: Sei ihr nicht bös', sie hat's nicht schlecht gemeint. Da nahm ich den Bengel, der wenig älter als mein eigener Ältester war, in die Arme. Wir blieben Freunde bis zum letzten Tag.

Am vorletzten Tag ihres Lebens verlor Magda Goebbels, wie Otto Günsche bezeugt, noch einmal ihre sonst in diesen Tagen so bewunderungswürdig gewahrte Fassung. Die Stimmung im Bunker war, wie das Hanna Reitsch nach Günsches Ansicht durchaus zutreffend geschildert hat, diejenige einer Gemeinschaft von Menschen, die sich aufs Sterben vorbereiten. Da konnte von Exzessen alkoholischer oder sogar sexueller Art, wie sie von Trevor-Roper, Shirer, Boldt und anderen behauptet werden, nicht die Rede sein. Das hätte allein schon Hitlers Autorität verhindert, die bis zu seinem letzten Atemzug intakt war, auch wenn sich ihr Träger zuletzt physisch, geistig und seelisch in beklagenswertem Zustand befand. Niemand hätte es etwa gewagt, das strikte Rauchverbot zu übertreten. Günsche selbst, dem

damals der Verzicht auf die Zigarette nicht leicht fiel, gesteht, daß er die erste Zigarette im Bunker erst nach dem Tod Hitlers rauchte. Bei diesem ungewöhnlichen Genuß begleitete ihn, wie Günsche sich noch heute erinnert, Dr. Goebbels. Beide hatten wenig Schwierigkeiten, ohne Alkohol auszukommen, den in Gegenwart Hitlers zu trinken zwar nicht verboten, aber auch nicht erwünscht war. Daß Bormann und Burgdorf trotzdem zusammen eine Flasche Cognac geleert haben, wie das von einigen etablierten Zeitgeschichtlern beschrieben wurde, will Günsche nicht leugnen, kann es aber auch nicht bestätigen. »Gelage«, so versichert er mit Nachdruck, hat es ganz gewiß nicht gegeben.

Selbst die sogenannte »Hochzeitsfeier«, von der in allen bisherigen Schilderungen der letzten Tage im Führerbunker die Rede ist, fand nicht statt. Eva Hitler trank nach ihrer Vermählung mit den Sekretärinnen einen Schluck Sekt, zu dem ein Schnittchen gereicht wurde. Das hat mir auch die noch heute in der BRD lebende ehemalige Sekretärin Hitlers, Gerda Daranowski, geschiedene Christian, bestätigt. Ihr Chef, Goebbels oder ein sonstiges Mitglied der NS-Führung nahm an dieser »Feier«, wenn man von einer solchen überhaupt sprechen will, nicht teil.

Auch Magda Goebbels war dabei ebensowenig anwesend wie bei der späteren offiziellen Verabschiedung des Ehepaares Hitler vor seinem Selbstmord. Sie war wohl, wie man sich denken kann, mit dem eigenen Tod und mit dem ihrer sechs Kinder zu sehr beschäftigt, um an diesem makabren Abschiedsdefilee teilzunehmen. Als sich dann Adolf und Eva Hitler zum vorbereiteten Selbstmord in den persönlichen Bunkerraum des Staatschefs begeben hatten, war Adjutant Günsche damit beauftragt, den Zugang zu diesem zu bewachen, damit niemand die Prozedur störe. Günsche stand - weder mit gespreizten Beinen noch mit schußbereiter Maschinenpistole im Arm, wie behauptet wird - vor dem Eingang, als Magda mit allen Anzeichen äußerster Erregung Einlaß begehrte. Sie habe sich nicht vom Führer verabschieden können und müsse ihn unbedingt noch einmal sprechen. Hitlers Diotima fühlte sich offenbar um ihren letzten Auftritt betrogen. Jetzt saß er mit einer anderen, seiner angetrauten Ehefrau, hinter dieser verriegelten und bewachten Tür und stand im Begriff, unsere Welt zu verlassen, ohne sich von ihr verabschiedet zu haben. Das konnte, das durfte nicht sein. Sie beschwor Günsche, ihr den Eintritt freizugeben. Der mußte das

ablehnen. Aber er ließ sich bewegen, den Führer entgegen dessen ausdrücklicher Weisung ein letztes Mal zu stören. Hitler öffnete die Tür - nur einen Spalt. Günsches Kopf und danach derjenige Magdas erschienen darin. Aber Hitler war zum Sprechen nicht mehr aufgelegt. Seine Diotima hatte nur eine Frage: »Gibt es denn gar keinen anderen Ausweg mehr?« Hitlers lapidare Antwort: »Nein!« Dann schloß sich die Tür. Für immer.

Am 1. Mai 1945 hatte Telefonist Misch, wie er O'Donnell* berichtete, um 14 Uhr seinen Dienst angetreten. Auf dem relativ geräumigen Mittelgang des unteren Bunkers tobten die drei jüngsten Goebbels-Kinder Holde (8) Hedda (7) und Heide (4 1/2). Später, es muß - immer nach Misch - so gegen 17 Uhr gewesen sein, kamen mit der Mutter auch die drei älteren Geschwister Helga (12 1/2), Hilde (11) und Helmut (9 1/2). Es war die in der Familie Goebbels übliche Stunde, zu der die Kinder für die Nachtruhe vorbereitet wurden. Misch kannte den Vorgang in allen Einzelheiten, da er ihn auch schon an den vorhergehenden Tagen von seinem gegenüber liegenden Raum aus beobachtet hatte. Den Mädels wurden lange und sorgfältig die Haare gebürstet. Auch Helmuts Haarschopf bekam ein paar Striche ab. Zum Schluß erhielt jedes Kind einen zärtlichen Kuß von der Mutter. Dann zog Magda »wie eine Ente mit ihren sechs kleinen Entlein« davon und verschwand mit ihnen über die wenigen Stufen der Wendeltreppe zum oberen Bunker. Die größte, Helga, bemerkte Misch, weinte leise vor sich hin. Aber die jüngste, Heide, der Schalk, drehte sich noch einmal um und rief Misch den Vers zu, mit dem sie ihn zu necken pflegte: »Misch, Misch - bist'n Fisch.«

Etwa eine Stunde später kam Frau Goebbels wieder - ohne Kinder. Ihr Gesicht erschien Misch noch grauer als zuvor. Ihre Augen waren rot gerändert. Sie sagte kein Wort. Sie blieb nicht lange allein. Ihr Mann, Dr. Naumann, General Krebs und einige andere gesellten sich ihr zu. Gegen 18.30 Uhr kam auch Axmann von seinem nahen Gefechtsstand herüber. Es wurde von der Kampfzeit gesprochen. Artur Axmann war als 16jähriger Arbeiterjunge durch eine Goebbels-Rede zur Bewegung gekommen. Jetzt sprachen sie davon. »Wir haben aus den Arbeitern Patrioten gemacht, was der Kaiser versäumt hatte«, sagte Goebbels, wie Axmann sich gegenüber O'Donnell erinnerte. Das sei der wirkliche Triumph der Bewegung gewesen.

* op. cit.

In dieser letzten Stunde seines Lebens war Goebbels in Gedanken wieder dort, wo er beinahe zwanzig Jahre zuvor angefangen hatte. Was er in diesem Augenblick und in diesem Kreis dazu zu sagen hatte, klang anders als das, was er mir vierzehn Tage vor dem Ende unter vier Augen in dem schonungslosen Resümee seines politischen Wirkens anvertraute. Einiges von dem, was ich am 16. April 1945 darüber in mein Tagebuch schrieb, wurde hier bereits zitiert.

»Mir kommen die Tränen«, sagte er damals, »wenn ich daran denke, mit wieviel Idealismus diese Bewegung unter Opfern und Entbehrungen, mit Blut und Schweiß aufgebaut wurde, und wie sie jetzt vor die Hunde geht.« Ihm kamen dabei wirklich die Tränen. Er zog das Taschentuch und tupfte sie ab.

»Was habe ich«, sagte er unter Bezugnahme auf das großenteils erbärmliche Versagen unserer Führerschaft, »für Gewissensqualen durchmachen müssen! Wieviel Korruption und Verkommenheit habe ich mitansehen müssen! Wie bin ich dagegen Sturm gelaufen! Und wie wenig Erfolg habe ich gehabt! Habe ich mich nicht dadurch, daß ich die Dinge schließlich laufen ließ, selbst mitschuldig gemacht? Hätte ich nicht sagen müssen: Ich mache nicht mehr mit? Hätte ich nicht sehen müssen, daß das kein gutes, sondern nur dies Ende mit Schrecken nehmen konnte? Durfte ich mich wirklich durch meinen dem Führer geleisteten Treueid abhalten lassen, die notwendigen Konsequenzen zu ziehen?«

Von diesem war er jetzt durch Hitlers Selbstmord entbunden. Aber was blieb noch zu tun, da er endlich als Reichskanzler auf den Platz gelangt war, von dem aus er Deutschland, als das noch möglich war, vielleicht vor dem Schicksal hätte bewahren können, das jetzt über es hereinbrach! Er hätte gern seinen Teil an der Verantwortung übernommen, aber Hitler behielt sie ausschließlich für sich.

»Ich bin dem Führer gegenüber«, fuhr Goebbels fort, »bis an die Grenze der Illegalität gegangen. Nicht umsonst behaupten meine Feinde, ich sei bei jedem gegen den Führer in Gang gesetzten Putsch beteiligt gewesen. Sie haben in gewisser Weise recht. Weil ich immer gegen die offensichtlichen Mißstände in unserer Führung, welcher Art sie auch waren, gekämpft habe. Aber ich habe die Grenze, die mir durch mein persönliches Treueverhältnis zum Führer gesetzt war, nie überschritten, wie es Stennes, Straßer und Röhm taten.

Meine Ansichten über Treue, Ehre, Eid und Gefolgschaft sind unverrückbar. Mir fehlt die Fähigkeit, mich mit irgendwelchen Entschuldi-

gungen, und seien sie noch so plausibel, darüber hinwegzusetzen. Ich halte diese meine Grundsätze für einen sauberen, anständigen Staat für unerläßlich. Wie könnte ich sie jetzt außer acht lassen? Ich habe vor mir ein reines Gewissen«, sagte Goebbels mit so leiser Stimme, daß ich Mühe hatte, ihn zu verstehen. »Ich bin einen geraden Weg aufrecht gegangen, so, wie es mir mein Gewissen vorgeschrieben hat. Gewiß hat es auch Hindernisse und Abzweigungen auf diesem Weg gegeben, bei denen man nicht sofort wußte, wie es weitergehen sollte. Aber ich brauchte mich nie lange zu besinnen. Qualvoll wurde mein Weg erst für mich, als ich mich vor die Frage gestellt sah, zwischen dem Führer und Deutschland zu wählen.

Da trat der Versucher an mich heran mit tausend verlockenden Argumenten. Ich will ehrlich sein: Ich habe nach dem 20. Juli (1944), als eine Rettung Deutschlands noch möglich war, eine Rettung wohlgemerkt, die die Aufopferung des Führers bedingt hätte, oft geschwankt ... Ich habe all diesen Versuchungen widerstanden. Meine Wahl zwischen Deutschland und dem Führer konnte nicht anders ausfallen, als sie ausgefallen ist, obwohl ich mir klar darüber bin, daß dabei beide zugrunde gehen.«

Vielleicht suchte er sich hierfür zu rechtfertigen, als er in seiner vor mir als zufälligem Gesprächspartner abgelegten Lebensbeichte bekannte: »Ich habe Irrtümer und vielleicht auch Fehler begangen. Dafür bin ich ein Mensch. Aber ich habe nie den Grundsätzen zuwidergehandelt, die ich beschworen habe. Ich bejammere unser deutsches Schicksal. Aber ich bereue nichts. Und ich bin von einer so tiefen Geschichtsgläubigkeit, daß ich nichts, was sich historisch ereignet, für sinnlos halte. So grauenhaft unser Ende sein wird, soviel Glanz hat die Zeit, an deren Gestaltung ich mitwirken durfte, gehabt. Soviel Leid sie gebracht hat, soviel menschliches Glück hat sie auch gespendet.«

Damit sprach Goebbels die Situation an, der er zwei Wochen später gegenüberstand. »Dem Tod«, erklärte er nicht ohne Pathos, »sehe ich mit klarem Blick entgegen. Er hat keinen Schrecken für mich. Ich werde auf den Trümmern Berlins mein Leben beenden, wenn der letzte Funken einer Hoffnung erloschen ist.«

Er war an jenem 1. Mai 1945 erloschen. Das hatte ihm der neben ihm sitzende General Krebs nach seiner Rückkehr von dem Gespräch mit Tschuikow bestätigt. Und ausgetreten hatte diesen letzten Funken der Hoffnung sehr wahrscheinlich kein anderer als Bormann, der bei

dieser letzten Gesprächsrunde im Führerbunker ebenso fehlte wie bei der Verabschiedung seines Reichskanzlers.
An diesem Abend ging in Berlin die Sonne um 20.29 Uhr unter. Für diese Uhrzeit war auch der Untergang des letzten deutschen Reichskanzlers geplant. Um 20.15 Uhr holte Goebbels seine Frau aus ihrem Raum im oberen Bunker ab. Sie sprachen kaum ein Wort. Beide hatten bereits die Zyankalikapsel unter der Zunge. Im Gang, wo am Nachmittag noch die Kinder gespielt hatten, wurden sie von Brigadeführer Mohnke, Hauptsturmführer Schwägermann und Rottenführer Ochs, Ordonnanz und Telefonist bei Goebbels, erwartet. Wie ich das jeden Morgen seit zwei Jahren gewohnt war, half Ochs dem Minister in seinen Trenchcoat, dessen Gürtel dieser sorgfältig zuschnallte, dann reichte er ihm den Hut, den er auf setzte und ein wenig zurechtrückte, und zuletzt die Handschuhe, die er bedächtig anzog und Finger für Finger glattstrich.
Jetzt wich das Aufbruchzeremoniell von dem an jedem Morgen gewohnten ein wenig ab. Eigentlich hätte nun Schwägermann Goebbels' Aktentasche übernehmen müssen. Statt dessen trug er einen Zwanzig-Liter-Kanister Benzin. Goebbels schenkte ihm ein Führerbild, das in diesem Augenblick in Berlin ohnehin bereits nicht mehr allzu hoch im Kurs stand.
Dann reichte Goebbels Magda den Arm. Sie lehnte sich eng an ihn, als sie die 44 Stufen zum Notausgang des Bunkers emporstiegen, um dem Personal - im Gegensatz zu demjenigen Hitlers - die Mühe zu ersparen, die Leichen zur Verbrennung ins Freie zu schleppen. Magda zerbiß als erste die Giftkapsel. Goebbels tat es, als sie an seiner Seite niedergesunken war. Gleichzeitig schoß er sich eine Kugel in die Schläfe. Ein Offizier des Führer-Begleitkommandos, der einzige Augenzeuge ihres Todes, gab beiden den Gnadenschuß.
Finale furioso - der musikalische Terminus paßt gut zu dem Ende dieses musikalischen Mannes. Er, nicht Rosenberg, war der Intellektuelle der NS-Bewegung, »vielleicht ihr einziger«, wie Trevor-Roper* schreibt. Und der US-amerikanische Schriftsteller und Journalist James P. O'Donnell nannte ihn in seiner hervorragend dokumentierten Darstellung der letzten Tage in der Reichskanzlei** »den deutschen Churchill«. Er begründet dies mit der Feststellung, daß das

* op.
** op. cit.

Goebbels-Ministerium das aktivste und nach dem 16. April 1945 das einzige Ministerium war, das überhaupt noch in Berlin funktionierte. Dort erschien noch am Sonntag, dem 29. April, also am Tag vor Hitlers Selbstmord, die letzte Ausgabe des »Panzerbärs«, der einzigen damals noch gedruckten Zeitung der Reichshauptstadt, mit dem Leitartikel »Der längere Atem«. Von diesem Minister-Journalisten sagt O'Donnell, er sei nach Hitlers Tod in dem verwaisten Bunker die einzige Gestalt geblieben, »die man bei einiger Phantasie eine größere geschichtliche Persönlichkeit nennen könnte«. Er bescheinigt ihm »Charakter, Bildung, Verstandestiefe«. Hitler sei der Messias und Goebbels sein Prophet gewesen. »Gewiß«, schreibt er, »es konnte keine Goebbels-Laufbahn ohne das Phänomen Hitler geben. Aber ebenso wahr ist es, daß es wahrscheinlich nie einen Reichskanzler Hitler und ein Drittes Reich ... ohne ... Goebbels gegeben hätte.« Trevor-Roper, während des Krieges im British Intelligence Service aktiv, schreibt Goebbels' Erfolge seiner lateinischen Geistesklarheit zu, die ihn, verbunden mit der jesuitischen Geschmeidigkeit der Beweisführung, »als Prediger so viel erfolgreicher gemacht hätte als die schaumschlägerischen Nationalisten des Südens«. Und er faßt zusammen: Goebbels »war wegen seiner Intelligenz, seiner administrativen Tüchtigkeit und seiner persönlichen Lauterkeit angesehen; er glaubte an keinen offensichtlichen Unsinn, er führte keine lächerlichen Hanswurstiaden auf, er protzte nicht mit seinem Reichtum, er handhabte keinen Apparat des Terrors oder der Unterdrückung, und er war ein Radikaler, der nicht nur den totalen Krieg, sondern auch die totale Mobilisierung predigte...« Dieses Goebbels-Bild können die vorstehenden Seiten eigentlich nur unterstreichen.

LITERATUR

BELOW, **Nicolaus v.: Als Hitlers Adjutant 1937—45, Mainz 1980.**

BRAMSTEDT, **Ernest K.: Goebbels and National Socialist Propaganda 1925-1945, Lansing (Mi)/USA 1965.**

DIWALD, **Hellmut: Geschichte der Deutschen, Berlin 1978.**

DOMARUS, **Max: Hitler / Reden 1932 bis 1945 / Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. 4. Bde. Wiesbaden 1973.**

EWERS, **Hanns Heinz: Horst Wessel / Ein deutsches Schicksal, Stuttgart 1933.**

FRAENKEL/MANVELL: **Goebbels / Eine Biographie, Köln 1960.**

Franz-Willing, Georg: Ursprung der Hitlerbewegung / 1919-1922, Preußisch Oldendorf 1974.

FRANZ-WILLING, **Georg: Krisenjahr der Hitlerbewegung 1923, Preußisch Oldendorf 1975.**

FRANZ-WILLING, **Georg: Putsch und Verbotszeit der Hitlerbewegung, Preußisch Oldendorf 1977.**

GOEBBELS, **Joseph: Michael (spanische Fassung), Buenos Aires 1977.**

GOEBBELS, **Joseph: Tagebücher 1945 / Die letzten Aufzeichnungen, Hamburg 1977.**

GOEBBELS, **Joseph: Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei / Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern (1.1.32-1.5.33.), München 1939.**

GOEBBELS, **Joseph: Kampf um Berlin / Der Anfang, München 1938. Spanische Fassung mit Vorwort von Wilfred v. Oven, Buenos Aires 1975.**

GOSZTONY, **Peter: Der Kampf um Berlin** 1945 **in Augenzeugenberichten, Düsseldorf** 1970.

GUDERIAN, **Heinz: Erinnerungen eines Soldaten, Neckargemünd 1960.**

HEIBER, **Helmut (Hrsg.): Goebbels-Reden, 2 Bde. 1932-1939, 1939-1945, Düsseldorf 1971.**

HEIBER, **Helmut: Joseph Goebbels, Berlin 1962.**

HERZSTEIN, **Robert Edwin: The War that Hitler Won / The Most Infamous Propaganda Campain in History, London 1978.**

HITLER, **Adolf: Mein Kampf, 2 Bde. München 1943.**

LAZAR, **Imre: Der Fall Horst Wessel, Stuttgart 1980.**

LINGE, **Heinz: Bis zum Untergang / Als Chef des persönlichen Dienstes bei Hitler, herausgegeben von Werner Maser, München 1980.**

MEISSNER, **Hans-Otto: Magda Goebbels / Ein Lebensbild, München 1978.**

O'DONNELL, **James P.: The Bunker / The History of the Reich Chancellery Group, Boston 1978.**

OVEN, **Wilfried v.: Finale Furioso / Mit Goebbels bis zum Ende, Tübingen 1974.**
REIF, **Adelbert (Hrsg.): Albert Speer / Kontroversen um ein deutsches Phänomen, München 1978.**
REIMANN, **Viktor: Dr. Joseph Goebbels, Wien 1971.**
REITSCH, **Hanna: Höhen und Tiefen /1945 bis zur Gegenwart, München 1978.**
RIESS, **Curt: Joseph Goebbels, Berlin 1962.**
SCHAUMBURG-LIPPE, **Friedrich Christian Prinz zu: Dr. G. / Ein Porträt des Propagandaminsters, Wiebaden 1963.**
SCHAUMBURG-LIPPE, **Friedrich Christain Prinz zu: ... verdammte Pflicht und Schuldigkeit / Weg und Erlebnis 1914-1933, Leoni 1966.**
SCHULTZ-NAUMANN, **Joachim: Die letzten dreißig Tage / Das Kriegstagebuch des OKW April bis Mai 1945, München 1980.**
SPEER, **Albert: Erinnerungen, Berlin 1969.**
STUTTERHEIM, **Kurt v.: Zwischen den Zeiten / Erinnerungen, Berlin**
SUDHOLT, **Gert (Hrsg.): Adolf Hitlers drei Testamente, Leoni.**
TREVOR-ROPER, **H.R.: The Last Days of Hitler, New York 1947.**
"RJRNER, **H. A. jr. (Hrsg.): Hitler aus nächste Nähe / Aufzeichnungen eines Vertrauten 1929-1932, Berlin 1978.**
WYKES, **Alan: Goebbels, New York 1973.**

Adenauer, Konrad 20 Albertus Magnus 77 Anacker, Heinrich 96 Antonescu, Ion 274 Arndt, Ernst Moritz 109 Augustinus, hl. 86 Axmann, Artur 295,321

Baarova, Lida 14,129f., 132ff., 137ff., 142 f., 227 Backe, Herbert 68 Bade, Wilfried 187,191 Barlach, Ernst 266 Bauer, Hans 25
Beaverbrook, William Maxwell Aitken, Lord 281
Beck, Ludwig 124 Beethoven, Ludwig van 268 Behrend, Auguste 14f., 32,39f., 138, 141,146,290 Below, Nikolaus von 24 Benn, Gottfried 90,97 Bergengruen, Werner 97 Bertram, Emst 90 Binding, Rudolf G. 95ff.
Bismarck, Otto von 49,182,191
Blomberg, Werner Eduard Fritz Freiherr von 124,138 Boldt 319
Bormann, Martin 14,118,164,275, 294 ff., 303,313 f., 320,324
Bourbon-Parma, Prinz Sixtus von 26
Brahms, Johannes 268 Braun, Eva ***siehe*** Hitler, Eva Braun, Otto 213
Brenner, Hildegard 265 Breuer, Hans 211 Bruckner, Anton 267
Brüning, Heinrich 221,234 ff., 242, 245 f.,
248 Buddha
18
Bülow, Bernhard von 50 Burckhardt, Carl Jacob 291 Burgdorf 320

Carossa, Hans 97
Chamberlain, Houston Stewart 284
Churchill, Sir Winston 73,99,281,288, 292,300
Cicero, Marcus Tullius 62ff.
Clausewitz, Karl von 93 Clemenceau, Georges 184f.
Cohn, Captain 23 f.
Curtius, Ernst Robert 90 Curtius, Julius 236

Daluege, Kurt 185,187f.
Daranowski, Gerda 320 Demosthenes 62 f.
Deschner 125
Dietrich, Otto 102ff., 106,116 Dietrich, Sepp 33,37 Dingeldey, Eduard 260f.
Dirksen, Viktoria von 279,293 Diwald, Hellmut 50,224,226,234,236 Dönitz, Karl 314 Dollfuß, Engelbert 276 Domarus, Max 116,255 Dostojewski, Fedor 82f., 86, 88,133,142 Drage, Charles 226
Drewnitzki, Viktor 222 Drexler, Anton 150,206,272 Duesterburg, Theodor 238,240

Ebert, Friedrich 157 Eckhold, SS-Hauptsturmführer 21 f. Eden, Sir Anthony 280 Edschmid, Kasimir 97 Eduard VIII., König von England 137, 139,282
Egk, Werner 270 Eher, Franz 170
Ehrenburg, Ilja 224 Einem, Gottfried von 270 Eimendorff, Karl 270 Emil, Diener 140,310,319 Engel, Johannes 204 Engels, Friedrich 82 Epp, Franz Ritter von 40,150

Epstein, Sally 224 Esser, Hermann 154,172 Ewers, Hans Heinz 210f., 220

Fallada, Hans 97
Feder, Gottfried 155,168,171 ff.
Feininger, Lyonei 266
Finck, Werner 134
Flisges, Richard 81 ff., 86L, 132,169
Fock, Gräfin Karin ***siehe*** Göring, Karin
Fontane, Theodor 145
Fraenkel, Heinrich 51,86,130,132L, 135 f., 166f., 170,190,206,251,253, 255
Frankfurter, David 125 Franz-Willing, Georg 75,151 Frick, Wilhelm 155,258 f., 266 Friedell, Egon 89
Friedländer, Auguste ***siehe*** Behrend, Auguste
Friedländer, Lederhändler 32,40 Friedrich der Große, König von Preußen 17,184
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 144
Fritsch, Werner Freiherr von 124,138
Fritzsche, Hans 8 f., 11 Frobenius, Leo 90
Fröhlich, Gustav 133ff.
Funk, Walther 30,104,272 Furtwängler, Wilhelm 268,270ff.

Gehlen, Reinhard 118,294,296 Georg V., König von England 137,280 Georg VI., König von England 282 George, Stefan 86,90ff., 95 ff., 99,108 Geyter, P. de 212
Gierlöff, Christian 99 Gobelin, Giles 51
Goebbels, Conrad 49,52,78 Göbbels, Friedrich (Fritz) 51 ff., 55ff., 62,75f., 82f., 161 f.
Goebbels, Hans 49,52,78,132 Goebbels, Hedda 18,131,321 Goebbels, Heide 18,61,128,321 Goebbels, Helga 18,22,73,141,253, 318,321
Goebbels, Helmut 18,141,318L, 321
Goebbels, Hilde 16,18,141,321 Goebbels, Holde 18,321 Göbbels, Konrad 53
Goebbels, Magda 14ff., 25ff., 35ff., 54, 56,61,95,127 ff., 132,135 ff., 141 f., 144,146,159,182,222,227,233,243, 253,256,260 ff., 290 ff., 300,304L, 316 ff., 324
Göbbels, Margarethe 53 Goebbels, Maria ***siehe*** Kimmich, Maria Goebbels, Maria Katharina 49,53,55ff., 85,161
Göring, Emmy 135,138 Göring, Hermann 24,27,29ff., 110,113, 128,137 ff., 141,151,162,230 ff., 245 ff., 258 f., 261,271,294,298,303, 305
Göring, Karin 30,230,261
Goethe, Johann Wolfgang von 94,99,105
Goldschmidt, Jakob 192 f.
Gorgias 62
Graefe-Goldberg, Albrecht von 155 f.
Graf, Ulrich 153,158
Graml 121,125
Granzow, Walter 37,39,243
Gregor IX., Papst 108
Greim, Robert Ritter von 24ff., 316
Grynszpan, Herschel 115,125
Günsche, Otto 20, 314, 318ff.
Gundolf, Friedrich 87, 89ff., 93L, 99
Gustloff, Wilhelm 125 Gutenberg, Johannes 74

Haase, Ludolf 155f.
Hamsun, Arvild 107 Hamsun, Knut 98ff., 102ff.
Hamsun, Marie 98,107 Hamsun, Tore 107
Hanke, Karl 14,128,136,138,141 ff., 276
Hansen. Thorkild 100,106 Haupt, Joachim 156 Hauptmann, Gerhart 97 Heiber, Helmut 8,11,31,51 ff., 63ff., 68, 70,80,87L, 93,127,132,141,145 f,, 158,160,166,170,191,193,205, 206 f., 211,220,228,248,250,297
Heine, Heinrich 21,82,91,132 Heinemann, General 199 Heinrici, Gotthard 10
Helldorf, Wolf-Heinrich Graf von 123 f., 126,139
Henckels, Paul 191 Herzstein, Robert Edwin 71 Heß, Rudolf 37,105,128,175,199,225, 295,303

Hesse, Fritz 115 Hesterberg, Trude 191
Hewel, Walther 13 Heydrich, Reinhard
124,138,276 Hierl, Konstantin 12,263,305
Himmler, Heinrich 12f., 114,128,137f.,
141,143,148,206,228,232,259,308f.
Hindemith, Paul 271 f.
Hindenburg, Oskar von 231 Hindenburg,
Paul von Beneckendorff und von 40,
80,88,104,111,231,233, 237,240 ff.,
244,246 f., 250f., 254,259, 265,293
Hitler, Adolf 9,12ff., 16ff., 23 f., 26 ff.,
35ff., 48,56,63 ff., 71,74,81,84,85,
94ff., 102ff., 108, llOff., 115ff., 121 f.,
125,127 ff., 132f., 135,138f., 141 ff.,
146,148,150 ff., 153 ff., 156 ff., 159,
162 ff., 166 ff., 178 ff., 183,189,192ff.,
198,205,206 f., 209,212,224 ff.,
230 ff., 237 ff., 245 f., 250 ff., 258 ff.,
272,274ff,, 279,281,283,285 ff.,
290 ff., 295 ff., 309,312ff.
Hitler, Eva 43,317,320 Hohler, Albert
215,217,219,223 Höhne, Heinz 125 Hofer
110
Hoffmann, Heinrich 105,118 Hoover,
Herbert 159 Huch, Ricarda 97
Hugenberg, Alfred 155,181f., 208f.,
231,242,248

Jänicke, Erna 214ff., 222f.
Jahn, Walter 225
Jambrowski, Max 222
Janke, Else 127,130,132f,, 154,161
Jens, Walter 63
Johst, Hanns 96f.
Jünger, Ernst 97

Kästner, Erich 97 Kandinsky, Wassili 266
Kantorowicz, Ernst 90 Kaufmann, Karl
160ff., 173 Keitel, Wilhelm 299
Keyserling, Hermann Graf von 90
Kimmich, Maria 49,56,132,290 Kimsley,
Lord 281 Klagges, Dietrich 237 Klee,
Paul 266 Klemperer, Otto 271
Knappertsbusch, Hans 272 Knepler,
Textdichter 127 Koch, Erich 160
Korber, Hilde 135,139 Körner,
Theodor 69 Kokoschka, Oskar 266
Kommereil, Max 90 Konjew, Iwan
Stepanovic 10,315 Krause,
Kanzleiassistent 200 Krauss, Clemens
270 Krebs, Hans 315f., 321,323
Kubizek, August 35 Kupferstein, Josef
222

Lammers, Heinrich 299,301 Langfeld,
Gabriel 99 Lazar, Imre 210,224 Le
Bon, Gustave 71,74 Lehar, Franz 128
Lehmbruck, Wilhelm 266 Lenin,
Wladimir 1.169 Levetzow, Magnus
von 258 Ley, Robert 48,65,119,171 f.,
252 Lippert, Julius 197 Litzmann, Karl
225 Ljunglund, Leon 105 Lloyd
George, David 281 Löwenthal,
Rechtsanwalt 215 Londonderry, Lord
281 Lorenz, Heinz 68 Louis Philippe,
frz. König 196 Lubbe, Marinus van der
110 Luckhardt, E. 212 Ludendorff,
Erich 80,154ff.
Ludwig XV., König von Frankreich 31
Luther, Martin 64,83 Lutze, Viktor
160,258

Mann, Thomas 97
Manvell, Roger 51
Marat, Jean-Paul 85
Marc, Franz 266
Marx, Karl 82
Maugham, William Somerset 54,203
Max von Baden, Prinz 80 Meissner,
Hans-Otto 18, 32,38L, 53,
127,130,134,136,138,141 Michael,
König von Rumänien 274 Midford,
Lady Unity Walkury 284ff. Miegel,
Agnes 97 Milch, Erhard 306 Misch,
Rochus 313 f., 317,321

Möller van den Bruck, Arthur 83,86,96
Mohnke, Brigadeführer 295,324 Mollen, Johann 77,80, 86 Morell, Theodor 118
Mosley, Dinah 284 Mosley, Sir Oswald 281,284 Mozart, Wolfgang Amadeus 268
Müller, Georg Wilhelm 22,312 Müller, Hermann 191,234 Münzenberg, Willi 110,219,222 Müthel, Lothar 270 Munch, Edvard 266 Mussolini, Benito 245
Mutschmann, Martin 120f.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen 105, 196
Naumann, Werner 12ff., 16,21 f., 126, 136,295,300, 312,321 Neurath, Konstantin Freiherr von 115, 122,275 f., 279 f.
Niel, Herms 68 Nietzsche, Friedrich 86,90
Nolde, Emil 265f.
Noske, Gustav 149f.

Ochs, Rottenführer 324 O'Donnell, James P. 313,321,324f.
Orff, Carl 270
Orsenigo, Monsignore Cesare 226 Otte, Regierungsrat 65,67 Oven, Ernst von 149f.

Papen, Franz von 203,231,242,244,247, 251,254f., 275 f.
Pfeffer, Hauptmann von 173 Pius XI., Papst 245 Platon 27
Polansky, Joseph 61 f.
Prang, Fritz 80,132L, 154,156,175 Price, Ward 281

Quandt, Elio 34,35,40,53 f., 130,134 ff., 141,146
Quandt, Günther 18, 30,32,36ff., 42, 50,130,159,243
Quandt, Harald 17f., 26,28f., 34,38, 42 ff., 61,253
Quandt, Herbert 37 f.
Quandt, Magda ***siehe*** Goebbels, Magda
Quandt, Werner 41 Quintilianus, Marcus Fabius 62
Quisling, Vidkun 98,106 f.

Rach, Kraftfahrer 21 f.
Rath, Ernst vom 115,124,126 Rathenau, Walther 82,91,160 Rauschning, Hermann 28 Reichenbach, Karl Freiherr von 33f.
Reimann, Viktor 97,129,151,160,164, 170,174,191,193,204,245,250,257, 261,266
Reinhardt, Max 271 Reinhardt, Walter 213 Reitsch, Hanna 17,23 ff., 43,46,316L, 319
Rembold, Pater 77
Ribbentrop, Joachim von 13,115 f., 276, 279,285,289,291,296,300 Ridsdale, Lord 281,283f.
Riefenstahl, Leni 154 Riess, Curt 53,85,115,128,130,160, 192 f., 206,254
Ringnes, Elef 122
Ritschel, Magda ***siehe*** Goebbels, Magda
Ritschel, Oskar 32,39 Robespierre, Maximilien de 85 Rohm, Ernst 27,150,155,160,226,228, 232, 246, 250,322 Rohrssen, Wilhelm 119ff., 290
Rokossowski, Konstantin 10 Roosevelt, Franklin D. 63,159 Rosenberg, Alfred 113,141,143,154, 171,195,198,218L, 266 ff., 274,324 Rothermere, Harold Lord 281,283 Rudel, Hans-Ulrich 146 Rust, Bernhard 95ff., 107L, 170,260, 266,271

Salm, Elisabeth 216L, 222 Savonarola, Girolamo 182 Schach, Gaustabsamtsleiter 48 Schacht, Hjalmar 104,208,254
Schäfer, Wilhelm 97 Schallermeier, Luitpold 114 Schaub, Julius 29,33,37
Schaumburg-Lippe, Friedrich Christian Prinz zu 100,118ff., 126,239f., 276ff., 288,290 f.
Schaumburg-Lippe, Fürst Georg 118
Scheidemann, Philipp 80 Scheler, Max 90
Schepmann, Wilhelm 258 Schiller, Friedrich 179

Schimmelmann, Graf 39 Schirach, Baldur von 102,105,125 Schirach, Henriette von 105 Schlageter, Albert Leo 149 Schlange, von, Gauleiter 178 Schleicher, Kurt von 231,242, 244,246, 250 f., 275
Schlösser, Rainer 272
Schmidt, Paul 277f.
Schmidt-Rottluff, Karl 266 Schneider, Reinhold 97 Schönberg, Arnold 271 Schöne, Lotte 271 Schoenhals, Albrecht 191 Schramm, Percy Ernst 13 Schreck, Kraftfahrer 33, 38 Schreier, Peter 268 Schreker, Franz 271 Schröder, Kurt von 254 Schubert, Franz 268 Schütz, Wilhelm von 87,89 Schukow, Grigori K. 10 Schulte, Kardinal Joseph 226 Schultze-Naumburg, Paul 266 Schwägermann, Günther 7f., 14,20ff., 295,324
Schwarz, Franz Xaver 228
Schweitzer, Hans 201
Seidel, Ina 97 Semler, Rudolf 102 Shirer, William L. 24, 319 Simon, Sir John 279f.
Söderbaum, Kristina 144
Spann, Othmar 245
Speer, Albert 142,164,265,303L, 306 ff.
Spengler, Oswald 90 Sprenger, Gauleiter 304 Springer, Hildegard 8 Stahlherm, Anka 131 f.
Stalin, Josef W. 9L, 184,286,315
Stauffenberg, Claus Graf Schenk von 227,297
Stauß, Emil Georg von 261
Steiger, Johannes 181
Steiger, Frau 182
Stennes, Walther 225ff., 230,232,322
Stöckel, Prof. 95 Stoll, Peter 224
Straßer, Gregor 119,154L, 161,164L, 168 f., 171 ff., 179 ff., 194,196,198L, 202,206,225 f., 230,246,249ff,, 263, 322
Straßer, Otto 164L, 170,172,179ff,, 194 ff., 198,207,225 Strauss, Richard 268ff.
Streicher, Julius 122,154,166,172,191
Stresemann, Gustav 157,209,236,249, 261
Stuckart, Wilhelm 306 Stucke, Fritz 194,212 Stumpfegger, Ludwig 26,316 Stutterheim, Kurt von 277 Sunkel, Reinhard 156

Talleyrand, Charles Maurice de 196
Tauber, Richard 127 Terboven, Josef 105f., 312 Thälmann, Ernst 238,240f.
Thomas von Aquino 77 Thorak, Josef 95 Thyssen, Fritz 254 Tietjen, Heinz 270 Toland, John 115 f.
Toller, Ernst 149,152 Torgier, Abgeordneter 247 Trevor-Roper, Hugh Redwald 23,319, 324 f.
Troeltsch, Ernst 90 Tschiang Kai-schek 226 Tschuikow, Wassili I. 315,323
Turner jr., H. A. 28,35,261

Ulbricht, Walter 249

Vogel, Oberbürgermeister 224
Vogelsang, Heinrich 47 f.
Volck, Adalbert 155 f,, 173 Volz, Hans 207

Wagener, Otto 27 ff., 33 f., 35 ff., 42, 260 ff.
Wagner, Richard 267 f. Wagner-Regeny, Rudolf 270 Waldberg, Max Freiherr von 87 Walter, Bruno 271
Warfield-Simpson, Wallis 137,282
Weber, Christian 151L, 153,158
Weckert, Ingrid 126 Weidemann, Hans 265,267 Weiß, Bernhard »Isidor« 43,200L, 203 Wenck, Walter 305 f.
Wessel, Horst 210ff., 218ff.
Wessel, Inge 210,216,220 Wessel, Ludwig 210

Wessel, Margarete 210,213,216,220
Wessel, Werner 210,216 Westarp, Gräfin 149 Wiechert, Ernst 97
Wiegershaus, Friedrich 155,158 Wilde, Oscar 141 Wilhelm II., Kaiser 50,80
Wilhelm, dt. Kronprinz 293 Will, Theodor 222 Wilson, Woodrow 80
Windsor, Eduard Herzog von ***siehe*** Eduard VIII., König von England Wolf, Hugo 268
Wolff, Karl 114 Wolff, Theodor 83,91,158
Wolfskehl, Karl 90
Wolters, Friedrich 90
Worringer, Wilhelm 90

Young, Owen D. 206ff.

Ziegler, Hans 224 Ziegler, Hans Severus 266
Zörgiebel, Karl 200
Zweig, Stefan 269